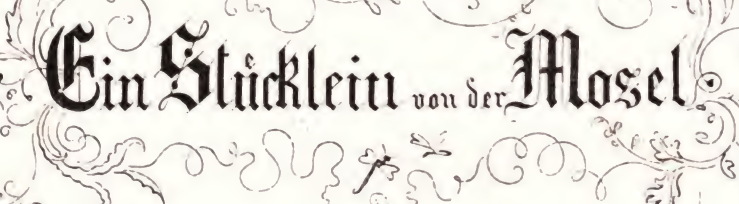


Rheinische dorfgeschichten

W. O. von Horn


Ein Stücklein von der Mosel

Rheinische

Dorfgeschichten

von

W. O. von Horn, pseud.

Wilhelm Oertel

Dritter Band.

Mit Illustrationen vom Professor L. Richter.

Zweite Auflage.

Frankfurt am Main.

J. D. Sauerländers Verlag.

1877.

Buchdruckerei von G. Otto in Darmstadt.

Inhalt.



Das Original.

Ein Stücklein.

Wir saßen gutes Muths im Garten des Oberamtmannes zu C., denn die Drangsalszeiten der provisorischen Regierung waren vorüber und der alte Herr hatte seine vollste Rosenlaune wiedergewonnen. Das Gespräch drehte sich begreiflicherweise um die jüngsten Ereignisse, um Personen und Zustände, die in diesem gehandelt.

Ein Freund des Oberamtmannes, ein enragirter Lobredner der guten alten Zeit, rief plötzlich aus: „Es ist eine armselige, verflachte Zeit, in der wir leben! Es gibt keine Charaktere mehr! Alles wird nivellirt und grundmiserabel!"

„Halt!" fiel ihm der alte Oberamtmann ins Wort, „da hast du ein wahres Wort geredet!" Und nun ergoß sich der ganze Strom seiner ungewöhnlichen Redegabe über diesen Gegenstand aus.

Nach und nach trat aber die Neigung des alten Herrn in ihre vollen Rechte, seine Bemerkungen mit Beispielen zu belegen. Das war immer höchst interessant; denn der Mann besaß eine ungemein reiche Lebenserfahrung und Personenkenntniß, erzählte gut und blieb, was hier viel werth ist, bei der Wahrheit.

„In dem Anfange dieses Jahrhunderts," sagte er, „traf man noch hin und wieder Originale aus dem vorigen an, und es tritt eins vor allen jetzt wieder leibhaftig vor meine Seele, aus dessen seltsamem Thun und Treiben ich Ihnen eine lustige Geschichte erzählen muß. Mein Original war ein Pfarrer in unserer Oberpfalz. Er hieß Müller und stammte aus der „Kümmeltürkei," wie wir zur Zeit

meiner Studienjahre die Umgegend von Heidelberg nannten, und daher denn die, welche dort zu Hause waren, „Kümmeltürken“ hießen.

Ursprünglich waren es drei Brüder, von denen nur einer verheirathet war, nämlich der Kirchenrathsdiener zu Heidelberg, der nahe am Klingenthore wohnte. Ich kann mir das saubere Männlein im lederbraunen Leibrocke, schwarzen Wollstrümpfen, schwarzen Manchesterhosen mit silbernen Knieschnallen und breiten silbernen Schnallen auf den Sabots noch recht gut denken. Das dünne Zöpfchen stand, einem Zahnstocher ähnlich, vom Hinterkopfe wagerecht in die Welt hinaus. Auf dem weißgepuderten Haare saß das Hütlein. So steuerte er, Actenstöße unter den Armen, von einem der Kirchenräthe zum andern, und zeichnete sich durch eine ungemeine Höflichkeit aus. Der zweite Bruder war ein verdorbener Maler, der sich von dem ehrlichen Alten ruhig ernähren ließ. Statt Palette und Pinsel handhabte er Pfeife und Bierglas, so lange er Geld hatte, und las alle Romane der vorhandenen Leihbibliotheken, wer weiß zum wievielten Male, durch. Er war das absolute Gegentheil seines Bruders. Unordentlich und unreinlich, war ihm das Nichtsthun süßester Lebensgenuß. Konnte er dabei irgend einen lustigen Streich ausführen, so war er unendlich glücklich. Ich muß indessen doch bemerken, daß alle seine Streiche gutmüthiger Natur, aber eben doch Schalksstreiche waren. Der dritte Bruder war der älteste, der Pfarrer, und dieser eben war mein Original.

„Als ich ihn kennen lernte, zählte er bereits sechzig Jahre, war aber noch rüstig, wie ein Fünfziger. Das war im Jahr 1808. Ich war damals Amtsschreiber in seiner Nähe.

„Müller war ein Männchen, denn er maß kaum volle

fünf Schuh. Wenn auch mager, so war er doch muskelkräftig und brauchte noch keine Brille. Er war unstreitig der gelehrteste Geistliche des Landes, und bis in sein hohes Alter studirte er unablässig. Schon sein Aeußeres charakterisirte das Original. Er trug eine schneeweiß gepuderte Perücke mit mächtigen, um den ganzen stolzen Haarbau herumlaufenden, dreifach über einander ruhenden Rollen; einen Pikesch von schwarzer Plüsch mit tellergroßen, übersponnenen Knöpfen, mächtigen mit eben solchen Knöpfen besetzten Umschlägen an den Unterärmeln, die bis zum Ellenbogen heraufreichten; kurze schneeweiße Manschetten; kurze schwarze Plüschhosen mit eisernen Schnallen (Silber, pflegte er zu sagen, paßt nicht für einen Pfarrer!); schwarze Wollstrümpfe und Schuhe mit hohen Absätzen, die auf der obern Reihe ebenfalls durch eiserne Schnallen gehalten wurden. Zu diesem Anzuge gehörte ein winziger chapeaubas unter dem linken Arm und ein spanisches Rohr mit weißem Elfenbeinknopfe von wenigstens zwei Drittheilen seiner Körperlänge.

„Denken Sie sich dies vom Alter gebeugte Männchen, in diesem getreu beschriebenen Aufzuge — hoch zu Roß — denn dies war der einzige Luxus, den er je getrieben — und sie werden mir es zugestehen, daß diese Erscheinung höchst originell war.

„Man hätte denken sollen, die Lachlust hätte Jeden ergreifen müssen, wer ihn sah; aber das war im Umkreis von mehreren Stunden, wo man ihn kannte und reiten sah, durchaus nicht der Fall, und wenn der Lachreiz beim ersten Erblicken auch wirken wollte, so war das Ehrwürdige der Erscheinung dennoch schnell wieder der Damm, der ihm als Grenze diente.

„Ueberall stand Pfarrer Müller theils des Rufes

seiner Gelehrsamkeit wegen, theils durch sein exemplarisches Leben in hoher Achtung; dabei wußte Jedermann, daß mit ihm gar nicht zu scherzen war, denn er übte eine Kirchenzucht in seiner Gemeinde aus, die heutzutag fabelhaft klingt und in das Amt des Polizeidieners und Bettelvogts selbst oft entschieden eingriff, daß Competenzconflicte hätten entstehen müssen, wenn es eben nicht der Pfarrer Müller gewesen wäre. Sein Aufreten war entschieden und imponirend; seinen Willen beugte keine Macht, und diese Festigkeit hatte sich zu einem Starrsinn ausgebildet, der völlig unbesiegbar war. Was man aber noch besonders fürchtete, war sein ätzender Witz, der als gute Waffe diente. Das Eine nur will ich anführen, um Ihnen zu zeigen, wie er seine Gemeinde in der Tasche hatte: ich habe als Amtsschreiber zehn Jahre bei dem einschläglichen Oberamte gedient und nie ist ein Prozeß aus Müller's Gemeinde vor dem Amt anhängig gewesen. Er enschied sie alle und kein Bauer wagte, Apell einzulegen. Unerbittlich streng übte er selbst die Sonntagsabendpolizei im Dorf, und wehe den jungen Leuten, die er um neun Uhr noch auf der Straße traf. Daß ihm die Liebespärchen, denen er als eingefleischter Junggesell absonderlich gram war, dennoch Näschen drehten, liegt auf der Hand. Tanzmusik durfte nur an der Kirchweihe im Dorfe statthaben, und dann schloß er alle Laden an seinem Hause, daß er ja die Töne nicht hörte, die ihm ein absonderlicher Greuel waren.

„Umgang hatte er fast gar keinen. Eine uralte Magd führte sein Hauswesen, aber Alles hatte er unter strengem Verschluß und seine Sparsamkeit artete in späteren Jahren etwas aus, obwohl er gegen Arme höchst mildthätig war. Ueberhaupt schlummerte unter der rauhen, eckigen Hülle

ein gutes, mildes Herz, was viele sprechende Züge bewiesen. Wie er gegen Andere streng war, so war er's gegen sich selbst. Alles hatte im Hause seine strenggeregelte Ordnung, und der Glockenschlag der alten Standuhr hinter der Thüre war ein Tyrann im Hause, wie der Hausherr selbst einer sein konnte.

„So war das Hauswesen ungehemmt seit dreißig Jahren in seinem strengen Geleise fortgegangen, da starb die alte Lisbeth und fast gleichzeitig der Bruder Kirchenrathsdiener in Heidelberg. Die beiden Ereignisse drohten eine totale Revolution für Müller's Haushalt. Wo sollte er eine so treue, geduldige Lisbeth wiederfinden? Und was sollte aus des verstorbenen Bruders blühendem achtzehnjährigen Töchterlein und dem faulen Maler werden? Zwar hatte das schöne Mädchen einiges Vermögen und der Herr Bruder Kleckser, der sich einen Künstler nannte, konnte arbeiten, da er noch Kräfte hatte; allein — was war zu machen?

„Käthchen gelobte brieflich nach des guten Onkels Willen Alles zu thun, was in ihren Kräften stünde, wenn er ihr nur ein Obdach gewähre.

„Damals sah man den Pfarrer oft mit rascheren Schritten, als sonst, in seinem Garten auf und nieder schreiten, die Hände lebhaft bewegen, und man hätte seine lauten Selbstgespräche verstehen können, wenn man hätte horchen wollen.

Endlich schrieb er und nach acht Tagen zog das Mädchen, das in Heidelberg den Studenten über die Maßen gut gefallen hatte, weil sie die Schönste der Stadt war, ins stille Pfarrhaus ein, und da sie nicht allein mit ihren Kisten und Kasten reisen konnte, kam der gute Onkel Künstler mit und — blieb auch da.

„Der gute Maler! der alte Pfarrer sah ihn grämlich an und fragte: Was willst du aber hier anfangen?

„Er zuckte die Achseln und hätte gern geantwortet: Gar nichts! aber das ging nicht. Ich denke, deine Oekonomie wird ja wohl Arbeit geben, antwortete er.

„Meine Oekonomie? fragte ironisch der Pfarrer. Dann kannst du bei Zeiten dich auf deine Lorbeeren strecken, fügte er hinzu und ging in seine Studierstube.

„Das ist mir eben recht, dachte der Maler und begab sich in den Garten, wo er schlenderando lustwandelte. Er blies seine Dampfwolken sine ira et studio in die Luft, denn der Pfarrer war reich und war sein Bruder. Das Weitere ergab sich ja ganz von selbst.

„Der Maler machte im Grunde dem Pfarrer weniger Leid als das schöne junge Mädchen. Unter die Originalitäten des alten Herrn gehörte ein wahrer Weiberhaß. Ob der ein Ergebniß trüber Erfahrungen war oder eine fleischgewordene Grille, ist nicht wohl zu sagen. Hierzu kam noch die Sorge, wie er das Mädchen hüte vor — Liebeleien; denn so viel Welterfahrung hatte er, daß er einsah, das habe seine erkleckliche Flausen. Er nahm nun den Maler dazwischen, schärfte ihm das Gewissen und bestellte ihn zum Mitwächter über Käthchen. Die Hausordnung wurde noch schärfer gezogen und mit der Dämmerung war jeder Verkehr mit der Außenwelt abgeschnitten. Der mißtrauische Alte visitirte selbst, und als er nach vier Wochen keine Contravention entdeckt, hielt er die Ordnung für consolidirt.

„Der Maler wollte sich todt lachen, Käthchen sich die Augen ausweinen über den klösterlichen Zwang, der ihr nicht einmal zuließ, des Nachbars Tochter Abends zu sprechen, und die war doch ein gar liebes Mädchen, die

sie dadurch kennen gelernt, daß ihre Gärten hinten am Bach an einander stießen. Neben dem Pfarrgarten wohnte nämlich der Renovator Lambrecht und seine Familie. Er, ein alter Mann, der das Geschäft seinem Sohne übertragen, die Mutter, die neunzehnjährige Tochter und der Sohn, ein blühender junger Mann von etwa zwei und zwanzig Jahren, das war die Familie, die mit Recht des besten Rufes genoß.

„Der Maler war bald mit dem alten Lambrecht gut Freund, und Lamprecht's Wein schmeckte ihm gar trefflich. Der junge Lambrecht fand an dem jovialen Maler auch Gefallen, doch, und das war unstreitbar, mehr an dessen Nichte.

„Der Maler hatte bald weg, daß die Zwei sich lieb hatten, und fand gar nichts bedenkliches dabei; im Gegentheile, da der junge Lambrecht so brav war, gefiel ihm die Geschichte gründlich wohl. Er ließ es also nicht nur gehen, sondern half, wo er konnte, die Gefahr des Entdecktwerdens von Seiten des Bruders abzuwenden.

„So machte sich das ganz vortrefflich und das Pärchen schwamm in einem Meer von Entzücken, wenn es sich im Vaterhause sah und sprach, was sich häufiger machte, als man hätte vermuthen sollen. Der Alte ahnte nichts und Lambrecht's Eltern fanden keine Ursache, etwas einzuwenden. Käthchen war ihnen eine liebe Tochter und dem jungen Lambrecht war's Ernst.

„Eines Tages trat er höflich in die Stube des Pfarrers.

„Setz' Er sich, Musje Lambrecht," sagte der alte Herr. „Was führt Ihn denn zu mir?"

„Eine wichtige Angelegenheit," sagte Lambrecht mit Stottern und Erröthen. „Ich — ich habe mein ehrlich Auskommen und möchte mich — daher — verheirathen."

„Hm, hm, hm!“ hob der Pfarrer an, „das eilt ja sehr! Ich sollte denken, Er sei noch jung. Hat ja das canonische Ehestandsalter noch nicht; doch das geht mich nichts an. Wie heißt denn die Braut?“

„Ja,“ sagte der junge Mann, und der Boden unter seinen Füßen begann zu wanken, „ja — da — wollte ich eben geziemendst bei Ihnen anhalten um — die Hand Ihrer — Jungfer Nichte!“

„Nun war's glücklich heraus und die Brust athmete leichter. Das war aber gerade, wie wenn man Wasser in siedendes Oel gießt. Der Pfarrer fuhr wie vom Blitz getroffen auf und schrie:

„Was? was will Er? das Käthchen haben zur Frau? Also hinter meinem Rücken doch eine Liebelei? Ei, so soll Euch Gott bessern! Er unverschämter Bursche! Was fällt Ihm ein? Meine Nichte soll nicht heirathen und ins Elend stürzen. Das ist mein Wille und Er weiß, daß da keine Maus einen Faden von abbeißt. Nun marsch! untersteh' Er sich nie mehr mit so einem Gedanken sich zu tragen. Marsch! sag' ich.“

Wie der Wind war der bleiche Lambrecht hinaus.

Draußen stand der Maler und fragte: „Alles verloren?“

„Alles und für immer!“ rief händeringend der Jüngling und das arme Mädchen hört's und sank weinend auf den Herd in der Küche, wo sie bebend des Ausganges geharrt.

„Bald aber polterte es oben. Das Hochgewitter zog heran. Der Alte kam und suchte Käthchen. Da gab's eine Fluth von Vorwürfen, Drohungen und dergleichen. Der langen Rede kurzer Sinn war aber kein anderer, als der, sie dürfe nicht heirathen. Nun und nimmer! — Der Umgang mit Lambrecht wurde strengstens untersagt,

und so dem Leben des armen Mädchens der einzige Reiz genommen.

„Sie können sich denken," sagte der Oberamtmann, „wie da das Leid hereinbrach, wie Thränenströme floßen, wie die Liebe gegen den barocken Oheim nicht wuchs.

„Der Maler rannte wie ein Rasender im Garten herum, fluchte und brummte, und als sich endlich sein Grimm gelegt, sagte er zu sich: Wart, alter Knasterbart, ich spiele dir einen Streich, wie dir noch keiner ist gespielt worden!

„Fürs Erste tröstete er nur das Mädchen, und als um zehn Uhr der Alte in den Federn lag, war am Gartenzaun große Berathung, in der der Maler das Hauptwort führte. Anfänglich gab's eine Menge Einwendungen, aber des Malers siegende Beredsamkeit überwand sie alle.

„Käthchen ging nun nicht mehr vor die Thüre. Der Alte hatte hinter jedem Jalousieladen des Oberhauses sein Observatorium. Er bemerkte, daß der junge Lambrecht jeden Tag am Hause vorbeiging und es nicht einmal von der Seite ansah. Sein Herz lachte in der Brust. Bei dem hat's durchgeschlagen, sagte er zu sich. Aber wohin mag er nur so regelmäßig gehen?

„Der Kirchendiener war des Pfarrers getreuer Polizeispion. Den fragte er. „Er geht in Müllers, und ich glaube, das Käthchen wird bald seine Braut sein," sagte der getreue Stoffel. „Auch gut," sagte der Pfarrer und wurde ruhig.

„Wie es so mit den im lieben Deutschland bräuchlichen Handwerksnamen zu gehen pflegt, so war's auch im Dorfe. Der Müller waren drei, außer dem Pfarrer, und die Drei waren Brüder und reiche Bauern. Der

eine der Gebrüder Müller hatte eine Tochter, die auch Käthchen hieß. Daß sie buckelig und einäugig war, bekümmerte den Pfarrer nicht; ja es war sogar in seinen Augen ein Vorzug, weil es ein Schutz war gegen mögliche Versuchung zur Liebelei, die er, wie den Erbfeind alles Guten haßte. Daß das arme Mädchen kränklich war, wußte er gar nicht.

„Alles ging nun im Hause seinen stillen geregelten Gang und der Alte ließ alles Spioniren. Daß aber der junge Lambrecht jeden Abend über den Zaun stieg und an Käthchen's Fenster stand bis eilf — zwölf Uhr, das ahnte er nicht, machte ihm also auch keinen Kummer. Der Maler aber machte oft ein triumphirend Gesicht.

„Es mochte gegen den Herbst gehen, als wieder der junge Lambrecht nach höflichem Anklopfen in des Pfarrers Studirstube trat. Wie befangen er dabei war, sah der Alte wohl, aber er schrieb's auf des früheren Auftritts unangenehmes Conto und dachte: Du mußt um desto freundlicher sein!

„Wie geht's, Musje Lambrecht?" war seine freundliche Anrede. „Setz' Er sich. Was bringt Er mir Gutes?"

„Ob Sie mir gleich so sehr abriethen," hob Lambrecht mit wankender Stimme an, „so — so — komm' ich doch wieder, — um Sie zu bitten, mich zu proclamiren! Ich muß heirathen, die Eltern wünschen es."

„O das ist etwas Anderes," sagte der Pfarrer. „Da muß Er als guter Sohn gehorchen. Nun, hat ja Brod und schönes Auskommen. Wie heißt denn die Braut? Doch — ich will gleich den Ausrufezettel schreiben, um ihn in die Agenda zu legen. Wie heißt Er?"

„Friedrich Lambrecht."

„Wie alt?"

„Zwei und zwanzig Jahre."

„Geschäft?"

„Landrenovator."

„So," sagte der Pfarrer. „Die Braut heißt?"

„Katharina Müller."

„Wie alt?"

„Achtzehn Jahre."

„Der Vater heißt?"

„Andreas Müller."

„Gut; ich wünsche Gottes Segen!"

„Lambrecht dankte und schob sich so schnell als möglich zur Thüre hinaus.

„Wie ging's," fragte der Maler mit einem pfiffigen Schalksgesichte.

„Sehr gut!" sagte der junge Mann; „aber wie wird's enden?"

„Courage, Freund!" flüsterte ihm der Maler zu. „Gebt nur Euer Spiel nicht verloren, so lang Ihr den letzten Trumpf habt."

„Des Pfarrers Haus und seine Vorgänge blieben dem Dorf ein Geheimniß. Es ging auch Niemand hinein, wenn es nicht mußte, denn da gab's Rüffel über Rüffel, es sei denn, daß man ein besonderes Geschäft hatte, und selbst dann hatte oft der Alte etwas aufgespart, das nun wohl zubereitet dem Gaumen dessen zugeführt wurde, für den es bereits längst in der geistlichen Küche bereitet war. Die Dinge sollen aber allzeit einen bittern Geschmack gehabt haben. So dunkel also das Innere des Pfarrhauses für die Dorfbewohner war, so blieb dennoch die Liebschaft des jungen Lambrecht und Käthchens kein Geheimniß. Das, was zwischen Lambrecht und dem Alten vorgegangen, wußte Niemand, denn eine Magd war nicht im Hause

und Lambrechts hielten reinen Mund schon darum, weil es ihre Ehre heischte, nicht als die von dem Pfarrer Verworfenen zu erscheinen.

„Als nun der alte Herr am Sonntage das Paar ausrief, verwunderte sich Niemand, wohl aber freuten sich Viele, denn dem Lambrecht gönnten sie das schöne, sittige Mädchen, weil sie ihn achteten. Niemand dachte aber an Andres Müller's buckeliges und kränkliches Käthchen, wie der Pfarrer. Er hielt die Sache für ausgemacht, bedachte aber nicht, daß sein Bruder, der selige Kirchenrathsdiener, auch Andres geheißen, und der andere Bruder, der Maler nämlich, ein ausgeheckter Spitzbube war.

„Die Proclamationen waren vorüber und Dienstags war die Trauung.

„Ehe ich jedoch weiter erzähle," unterbrach sich der Oberamtmann, „muß ich Ihnen noch eine Eigenthümlichkeit sagen, die den Pfarrer Müller vor Hunderten auszeichnete. Wenn er predigte, sah er keinen Menschen an, ebenso, wenn er aus der Agenda las. Erst wenn er das Amen salbungsvoll gesprochen, schlug er das Auge auf. Anfänglich berührte das die Gemeinde unangenehm, allein der Vortrag war sonst einschmeichelnd angenehm, die Predigten vortrefflich; so gewöhnte man sich denn leicht an eine üble Angewohnheit des verehrten Mannes, bei dem man eben über viele Sonderbarkeiten wegzusehen sich gewöhnen mußte. So hatte sich die Gemeinde in ihn hineingelebt.

„Montags kam Lambrecht und bat um die Trauung. Er war sehr ergriffen, ja man könnte sagen: erschüttert, der junge Mann, und der Pfarrer wußte sich das gar nicht zu denken. Er ging um die bestimmte Stunde in

die Sakristei und harrte des Paares. Endlich stand es am Altar und der Kirchendiener öffnete die Sakristei.

„Müller trat langsam heraus; den Blick zur Erde gesenkt, sah er die weißgekleidete Gestalt. Er trat an den Altar und begann das Trauungsformular zu lesen. Das Brautpaar sprach sein Ja und er schloß und segnete den Bund. Als er das Amen sprach, blickte er das Brautpaar an und ein lähmendes Entsetzen ergriff ihn — vor ihm stand ja seine Nichte, sein Käthchen Müller, und sie war vor Gott und Menschen nun die Frau Lambrecht.

„Das Mädchen sank ihm weinend zu Füßen, aber er sah sie nicht an, sondern rannte bleich und entstellt von Zorn, zur Kirche hinaus — heim.

„Der Kirchendiener Stoffel schüttelte den Kopf. Als ihm aber Lambrecht ein ungewöhnliches Etiam in die Hand drückte und nachdrücklich sagte: „Stoffel, haltet's Maul!" — da war Alles gut. Und er führte sein junges Weib heim, das an seiner Seite hinwankte und zu Hause ohnmächtig hinsank.

„Derweile donnerte und blitzte es im Pfarrhause und der Maler hatte des Zornes Fluth zu tragen; das that er in der Stille.

„Endlich sagte er: „Bruder, du wolltest, daß ein junges, blühendes Leben verkümmere, seiner Bestimmung entzogen werde; war das vor Gott zu verantworten? Bei deinem Starrsinne war an keine Vermittelung zu denken. Da hab' ich's so gemacht, wie du es hättest machen sollen. Zu ändern ist nichts mehr. Willst du nun, daß das ganze Dorf dich auslache, daß dein Ansehen heillos untergraben werde, so fahre fort, wie du eben angefangen. Willst du vernünftig handeln, so mache zum bösen Spiel eine gute Miene. Vergib, wie es einem

Christen zukommt, und segne den Bund von Herzen als Onkel, wie du ihn als Pfarrer gesegnet hast. Bedenke das!"

„Er ging hinaus und setzte sich in die Stube still hin. Der Alte rannte wie ein Rasender im Zimmer auf und nieder, aber immer langsamer, endlich ging die Thür auf und er trat heraus.

„Du hast mir da einen Schalksstreich gespielt nach deiner Art," sagte er milder, als es der Maler erwartete; „allein es ist geschehen, und damit, was du vorhin sagtest, hat's freilich seine Richtigkeit. Laß uns zu Lambrecht's gehen."

„Victoria!" rief der Maler, faßte seinen Bruder am Arm und zog ihn fort.

„Käthchen war wieder zu sich gekommen. Sie mußten zwar noch eine Predigt anhören, die ihnen den Kopf wusch, aber es war Alles gut, und hätte der Maler sein Maul halten können, so hätte nie ein Mensch den wahren Hergang erfahren. —

„Dies war das einzige Mal, daß der Pfarrer seinen Kopf brach. Die Leute meinten, nun stirbt er gewiß, aber er lebte noch viele Jahre und das Familienglück Käthchen's soll einen mildernden und nach innen beglückenden Einfluß auf ihn gehabt haben.

„Seinem Bruder rüppelte er noch oft den Streich; allein wenn der Käthchen's blühenden Erstgeborenen ihm hinhielt und sagte: „Siehst du, Alter, mir war's nur um Arbeit zu thun; seit ich Kindermagd geworden bin, hab' ich etwas zu thun!" — dann mußte er dennoch lachen und ging in seine Studirstube.

„Sehen Sie," sagte der Oberamtmann, „das war

noch ein seltenes Junggesellenoriginal, wie's heute keins mehr gibt. Das Geschlecht dieser Zeit ist zu miserabel, als daß es abnorme Charaktere ausprägen könnte, und das Leben zu zerfahren zur Originalität."

* * *

An des Oberamtmannes Schlußwort hab' ich oft gedacht. Fast glaub' ich — er hat recht!

Ein Stücklein von der Mosel.

Die Wahrheit zu sagen, so hat es mir all mein Lebtag eine große Ergötzlichkeit bereitet, wenn Einer, der das Gras wachsen sehen und die Fliegen husten hören wollte, wacker gehänselt, oder ein Spitzbube bestraft wurde nach Verdienst. Warum sollt' ich's Hehl haben? Tausende lächeln mir ja bei dem Geständnisse zu und sagen: Bruderherz, mir geht's aufs Haar so! Daher mag es sich denn auch erklären, daß mir die nachfolgende Geschichte erkleckliche Lust bereitete, als sie mir mein Vetter Stoffel erzählte.

Dieser Vetter Stoffel wohnt zu Cröv an der Mosel und er verdient's, daß ich seiner gedenke, wird's ja auch nicht übel nehmen, wenn er etwa diese Zeilen lesen sollte. Dürfen ja doch grundehrliche Leute nicht muckſen, wenn sie heutzutag in den Zeitungen hin und her gezerrt werden, da wir Preßfreiheit haben, was mitunter so viel heißt, als die Erlaubniß, Diesem und Jenem, nach Liebe und Haß, einen Denkzettel anzuhängen. Das aber nur so im Vorbeigehen! Nein, mein lieber Vetter Stoffel zu Cröv, ich grüße dich freundlich und sage dir: du kannst ruhig sein, ich zwicke dich nicht, und ich denke, da du nicht ins Parlament gewählt sein willst, lassen dich auch andere Leute in Ruhe!

Mein Vetter Stoffel ist der Stiefsohn der Schwägerin der Frau meines Onkels Peter. Wenn auch die Ver-

wandtschaft etwas weitläufig sein sollte, so thut das nichts. Wir sind außer der Verwandtschaft die besten Freunde und haben im neun und zwanzigsten Regiment in einer und derselben Compagnie gestanden (was, glaub' ich, jetzt mit Fähnlein übersetzt wird?) und waren gute Kameraden, die ihr schwarzes Lederzeug tapfer putzten, die Knöpfe und Waffen blank hielten und somit ihre Garnisonspflichten gegen das Vaterland treu erfüllten, einschließlich des Exercirens und Wachedienstes. Schon damals lernte ich meinen Vetter Stoffel als einen gemüthlichen Erzähler kennen und manche langweilige Wache kürzte er, und die Wach' 'raus! waren die Komma und Punkte in der Erzählung. Er fand aber immer den Faden wieder. Wie gesagt, er ist zu Cröv zu Hause und das liegt an der Mosel, und wächst allda und da herum köstlicher Wein. Mein Kamerad und Vetter Stoffel ist ein ächter Moseler. Erstlich ist er treu, offen, fröhlich und ehrlich; zweitens hat er das zirkelrunde Moslergesicht; drittens immer Durst und nie nach Wasser, und ich habe mir sagen lassen, das allein sei hinlänglicher Beweis, wo er zu Hause sei.

Wenn ich ihn oftmals fragte: Stöffelchen, woher kommt's doch? so sagte er: Siehst du, meine Mutter salzte stark, was sie kochte; so hab' ich mir's angewöhnt. Item — es muß doch ein starker Salzverbrauch an der Mosel sein! — Am Ende sind die Weiber schuld!

Um wieder auf meinen Vetter Stoffel zu kommen, so schied er ein Jahr früher aus der Kaserne, weil er ein Jahr früher eingetreten war, und ich sah ihn mit Ach und Weh scheiden. Er ging mit Lust; denn er hatte daheim ein Liebchen, das war ihm hold und treu. Wer mocht's ihm übel nehmen? Es dauerte auch nicht lange, so war das Liebchen die liebe junge Frau Stoffelin und

ein anderer Cröver, der auch bei uns stand, sagte: das Annlieschen sei das schönste, bravste und reichste Mädchen in Cröv und der Stoffel sei kein Narr gewesen.

Nach einem Jahre sagte ich auch dem Dienste Valet, aber meiner harrte kein Liebchen, sondern die papierselige Plankammer zu Coblenz und ein Dienstjoch. Wie ungleich sind doch die Loose vertheilt, dachte ich mit Wehmuth, wenn ich am Meß= oder Schreibtische saß und in Gedanken die Mosel hinauf reiste zu Stoffel und Annlieschen. Dabei blieb's, bis Anno 1847 der Stoffel mir sagen ließ: Komm, Kamerad und Vetter, und versuche den Wein, den meine Reben getragen. Es wird dich nicht gereuen!

Da ging mir's wie dem eingesperrten Zugvogel, wenn die Wanderzeit kommt. Ich hatte keine Ruhe mehr, erwirkte mir Urlaub und ging. Der Frühling ist überall schön, darum auch in dem reizenden Moselthale noch etwas schöner, als in der Mark Brandenburg, des wohlseligen deutschen Reiches weltberühmter Sandbüchse. Die Höhen waren alle mit lustigem Grün bedeckt; die Weinberge zeigten ihr frischgrünes Gewand; überall flöteten Nachtigallen und aus den Gesträuchen der Felsen schmetterten die Drosseln ihr Lied. Mir wurde die Brust so leicht, das Herz so frisch in ihr, daß ich's fast nie so gefühlt habe.

Um langsam zu reisen, bestieg ich die Eiljacht. Wozu hätte ich und sie eilen sollen? Es war ja überall so wundervoll, daß man's der Mosel hätte übel nehmen mögen, daß sie so rasch dem Rheine zueilte. Ich will die Reise nicht beschreiben, nicht die Gegend mit ihren Burgen und Orten, sondern will's kurz sagen, daß ich endlich Cröv erreichte an einem schönem Samstag im Anfang Juni.

Als ich in Stoffel's Haus trat, das mir ein Büblein zeigte, kam mir ein nettes blühendes Frauchen entgegen,

der ich mich kurz als Vetter vorstellte und nach Landesbrauch die blühenden Lippen küßte.

„Was wird sich Stoffel freuen!“ rief sie aus, und das Erröthen machte sie noch schöner. „Wo ist er denn?“ war meine Frage, und die Antwort: „Im Garten!“

Sie führte mich durch das saubere Haus, in einen schönen großen Garten, wo Stoffel, seine Pfeife schmauchend, bei einem ansehnlichen Kruge von des Tages Last und Mühen ausruhte.

Das war ein Willkomm! Brüder können sich nicht herzlicher umarmen. Es war ein herrlich Plätzchen, wo ich mich zu ihm setzte. Ein weitästiger Apfelbaum wölbte das schönste Laubdach über uns, und Blumen blühten, Näglein dufteten um uns. Dort rauschte die Mosel; vor uns lag die Höhe, wo im goldenen Abendsonnenstrahle die Ruine des Klosters Wolf sich herrlich darstellte. Im Glase perlte ein 1846er, wie ihn der König nicht besser trinken kann, und neben mir saßen zwei liebe Menschen mit herziger Freundlichkeit im Gesicht und Herzen.

Sollt's mir da nicht wohl werden? — Sollt' ich mich da nicht glücklich gefühlt haben? — „Hörst du auch noch gern Geschichten erzählen, wie sellmals,* als du auf der Pritsche lagst?“ fragte Stoffel lachend, „so will ich dir morgen eine von dem Kloster da oben erzählen, die so recht nach deiner Liebhaberei ist.“

Ich hielt ihn beim Wort und als wir andern Tags wieder an dem lieben Plätzchen saßen, in stiller Ruhe eines Sonntagsnachmittags, da begann er also zu erzählen, und zwar nach einer handschriftlichen Chronik von Traben, die er besaß.

Anno 1722 war der silberne Schwan zu Traben an

* Für: dazumal.

der Mosel, so gegen Trarbach überliegt, ein Wirthshaus, das seines Gleichen suchte und nicht fand zwischen Trier und Coblenz. Man trank daselbst sein Schöpplein (oder noch mehr) Graacher, Cröver, Zeltinger, Pisporter, Rißbacher, Enkircher und Trabener so gut und rein, daß es der Kurfürst von Trier und seine Kapitelsherren nicht reiner und besser hatten, und die wußten, was gut war, und legten sich keine Abstinenz auf. Wären auch Narren gewesen! der liebe Gott läßt's ja dazu wachsen!

Der Schwanenwirth, der Johannes Molz hieß und meines Urgroßvaters Pathe war, der Kaspar geheißen, war das Muster eines Wirths, ein Pfiffikus, der reden konnte wie's Einer haben wollte, und lügen wie ein Zeitungsschreiber. Er verstand's, mit dem halben Gesichte zu lachen, wenn links ein Lustiger, und mit dem andern halben zu greinen, wenn rechts ein Betrübter saß. Niemals aber vergaß er, wo sein Säckel war, und brauchte keine Kreide für seine Kunden, denn er hatte ein erschrecklich gutes Gedächtniß. Er wußte, daß die Leute an der Mosel viel Durst haben und nicht gern Rachenputzer und Kühlesit trinken, daher hielt er seinen Wein rein und hatte immer Extraproben. Niemand sagte ihm nach, seine Schoppen seien zu groß, und er verzapfe ihn zu wohlfeil; aber die Leute kamen doch, weil er gut war. Es gab kein Spiel, das er nicht meisterlich spielte, doch war Landsknecht und Knöcheln sein Hauptfach und man konnte ihn zu allen Tagesstunden mit den Herren Holländern dasitzen sehen, die dazumal in der Gräfinburg über Trarbach lagen, nachdem die Verbündeten sie eingenommen. Die hänselte und zwickte er redlich und man konnte seinen Kopf gegen ein Fettmännchen* wetten, sie gingen allemal

* Eine kurtrierische Scheidemünze.

im Säckel leichter und im Kopfe schwerer heim, als sie gekommen waren, und doch blieben sie nicht weg.

Der Schwanenwirth hatte kurzweg den Namen Molzenvetter, weil er so aller Welt den Namen Vetter gab. Wir gehen zum Molzenvetter, sagten Bürger, Bauern, Soldaten, Gemeine und Offiziere. Er war aller Welt Vetter, aber ein theurer Vetter, denn er kostete Jeden Geld.

Ei, da muß er ja reich gewesen sein! könnte man da denken. Dafür hielt ihn auch alle Welt und er wußte die Leute auch in dem Wahne zu erhalten; allein dem war nicht so. Als er das väterliche Erbe seiner Frau empfangen, meinte der Molzenvetter, das sei gar nicht zu verthun, und zechte, spielte und ließ andere Leute arbeiten, wobei er nicht müde wurde. Ueberdies meinte er, ein Küfer und Brauer sei, weil er mit Weinfässern umgehe und bodenlos trinken könne, auch ein geborener Weinhändler. Da legte er sich einen Keller voll theuern Weins ein, und als die Franzosen kamen, tranken die ihn rein aus und sparten ihm das Zechemachen und Aufschreiben. Da war mit einem Knalle das Vermögen fort und ihm blieb das Wirthshaus zum Schwan, eine weinende Frau und ein kleines Kind. Er konnte aber sein Leben nicht lassen und setzte jetzt eine Ehre darein, zu zeigen, daß die Schlappe ihn nicht an den Bettelstab gebracht, und das war doch geschehen. Seine brave Frau nahm's zu Herzen, fing an zu kränkeln, bis sie ernstlich krank wurde und — starb.

Jetzt sah der Molzenvetter sein Verderben nahen. Der Tod seiner Frau beugte ihn tief. Was sollte aus seinem Kinde werden, das noch nicht einmal laufen konnte?

Hier in Cröv hatte seine Frau eine Schwester, ein

resolutes Weibsbild, reich und schön dabei, wenn auch nicht mehr ganz jung. Zu der kam Einer, der um die Ecke schießen konnte, und sagte: „Jungfer Kathrine, Sie hat das Kind ihres Schwagers zu sich genommen und will Mutterstelle vertreten; nehme Sie des Kindes Vater dazu und werde Sie so dessen Mutter! Er hat sich aus dem Salze gebessert und Sie hat Haare auf den Zähnen und wird ihn vollends bessern, wenn etwa noch etwas sollte zurückgeblieben sein!"

„Bleibt mir vom Leibe," hat darauf die Kathrinebas' gesagt, „einen Mohren bleicht man nicht weiß und der Wolf verliert wohl die Haare, aber die Raupen* nicht. Mein lieber Herr Schwager will mein Geld, aber mich nicht, und ich mag weder ihn, noch seine Schulden. Sagt ihm das und laßt mir Ruhe!"

Das war deutsch und man konnt's nicht mißverstehen. Soviel ist gewiß, daß der Molzenvetter keinen Versuch mehr wagte in dieser Art, aber das Sturmlaufen auf der Kathrinebas' ihr Geld ließ er nicht. Sie sah wohl ein, daß es das Kind galt und sein Erbe. Sie ging daher zu dem kaiserlichen Notarius in Trarbach, ließ sich im tiefsten Geheimnisse Hab' und Gut des Molzenvetters verschreiben und zahlte seine Schulden.

„Schwager," sagte sie liebreich, „reitet Euch nun wieder der Teufel, daß Ihr Euer Luderleben fortführt, so ist's alle. Ich ziehe Haus und Hof an mich und wenn Ihr dann auf einen Baum steigt, habt Ihr auf der Erde nichts mehr zu suchen."

„Das war wieder deutsch und der Molzenvetter verstand's ohne Auslegung. Er sah nun ein, daß es mit

* Raupen, so viel als Tücken, böse Eigenschaften

ihm Matthäs am Letzten wäre, wenn er die Kathrinebas' wetterwendisch mache. Daher legte er sich von der flachen auf die hohe Seite und wurde ordentlich.

Alle Welt sagte: Molzenhannes ist ein anderer Mensch geworden und die Cröver Kathrine hat's fertig gebracht. Die ist ein rechter Husar. Schade, daß sie ihn nicht geheirathet hat!

Es war aber wirklich nicht nöthig gewesen. Sie kam dann und wann, sah nach und hielt den Molzenhannes so wacker im Zaume, daß er in ruhigem Schritte blieb und das Hintenausschlagen ließ. Es ist aber eine ganz kuriose Geschichte, daß ein Bruder Liederlich so umschlagen kann. Johannes Molz wurde nach und nach ein Knicker, ein Pfennigfuchser, ein Haltfest.

Nachdem die Schwägerin zu Cröv ihm Geld geliehen, begann er seine Wirthschaft wieder, und wußte sie so in Schwung zu bringen, daß Jedermann hinlief. Er trank jetzt nur die Reste, welche die Gäste stehen ließen; er spielte wohl, aber nur, wenn es die Gäste verlangten und gewann dann in der Regel unverschämtes Geld.

Nach und nach erholte er sich und die Leute, denen die Quelle, woraus sein Geld floß, unbekannt blieb, meinten, er sei ein reicher Mann geworden, weil er einen Schatz müsse gefunden haben. Er war ein Pfiffikus und ließ sie drauf. Wenn sie ihn fragten, so lächelte er, und das hieß nicht ja und nicht nein, und die Leute meinten, er wolle es nicht gerade Jedem auf dem Präsentirteller entgegenbringen, und er habe recht, daß er's nicht thue.

Derweile die Wirthschaft des Schwanenwirths prächtig ging, wuchs sein kleines Töchterlein zu Cröv lieblich heran, ein Kindchen wie Milch und Blut, und im Nachbarhause der frische, rothbackige Jacob ging für das liebliche

Käthchen durch Wasser und Feuer. Als das Mädchen sechszehn Jahre alt war, sah er's klar ein, daß Käthchen das schönste, liebste und bravste Mädchen im Mosellande sei, und obgleich das auch Andere erkannt hatten, wußte er's doch am Besten, weil er sie alle Augenblicke sah, mit ihr sprach und wenn's sonst Niemand sehen konnte, auch einmal ihre süßen Lippen küßte. Sie wehrte sich freilich tapfer, schmollte, wenn's geschehen war; allein der Jacob war gar zu stark, sie konnte seiner nicht Meister werden, und es war von ihm auch gar nicht bös gemeint, wenn er sie küßte.

Die Base war weder blind, noch taub, und Beides hätte sie gründlich sein müssen, wenn sie nicht hätte sehen sollen, wie es mit dem Pärlein stand. Sie hatte ihre Freude daran, denn der Jacob war brav und hatte das Gebot im Herzen: ehre Vater und Mutter; und wer das sagt und übt, der hat die Verheißung, daß es ihm wohl gehe auf Erden. Zwar war er arm, aber da lag ihr nichts dran. War ja doch Käthchen nicht arm, denn es war ja ihr Erbe.

Um diese Zeit kam der Molzenhannes einmal nach Cröv, wohin er sehr ungern ging, denn in der Regel holte er sich eine ordentliche Nase bei der strengen Kathrinebas', zumal er nur kam, wenn er Geld brauchte und sie losschneiden sollte.

„Aha," sagte sie, als er eintrat, „Ihr wollt gewiß wieder Geld; aber diesmal irrt Ihr Euch, Schwäher, ich habe selber keins."

Der Molz verbiß den Aerger und sagte: „Dann ist's gut, daß Ihr Euch irrt. Ich komme heute nicht, um Geld zu holen, sondern aus anderen Gründen. Ich will's Euch gerade sagen: ich werde vollends ein Lump, wenn

ich noch länger mit Mägden hause. Gebt mir das Käthchen, das weiß, wo Barthel den Most holt, denn Ihr habt es das gelehrt."

Die Bas' dachte: so unrecht hat er nicht; aber mit dem Käthchen ging ihr das halbe Herz fort. Das Mädchen war ihr Augapfel gewesen, und die vierzehn Jahre, die sie es nun um sich gehabt, waren Jahre des Glücks für sie gewesen, und nun sollte sie es weggeben! Das war ein schweres Opfer für ihr Herz.

Sie war aber nicht die Person, die greinte und lamentirte, oder die das, was sie für Recht erkannt, unterlassen hätte, weil es ihr wehe that. Sie hatte eine rechte Mannesseele und überwand ihren tiefen Schmerz. „Es ist richtig," sagte sie, „geht in Gottes Namen heim. Ich bringe das Kind." Da machte sich der Schwanenwirth, seelenvergnügt, daß er so leichten Kaufs sein Spiel erreicht, aus dem Staube, gab dem Jacob, als er ihn über die Mosel setzte, zwei Fettmännchen und pfiff vor Lust ein Lied, als er an dem Kloster Wolf vorüberging, — oder um sich die Furcht zu vertreiben, denn da ist's nicht just, wie die Leute sagen, und die alten Schmöger, die Mönche sollen da spuken.

Als die Base dem Käthchen die Neuigkeit sagte, fiel's zusammen, wie ein Ulmer Schlocker* und weinte viel heiße Zähren, die theils dem Scheiden von der lieben Base, theils der Trennung vom lieben Jacob galten. Bei dem gab's auch Herzeleid genug, und in diesem Herzeleid durfte er sein Mädchen küssen, so viel er wollte, und sie

* Messer, welche hinten keine Feder haben und in Ulm gemacht wurden. Früher sah man sie im Rhein- und Mosellande häufig.

wehrte sich nicht. Sie schwuren sich Treue bis ans Grab und darüber hinaus und Käthchen zog endlich nach Traben.

Von da an war das Wirthshaus zum Schwan in Traben alle Tage noch einmal so voll wie sonst. Selbst die alten Herren von Trarbach meinten, der Wein sei um Vieles besser, seit ihn das engelschöne Mädchen kredenze, und die Jungen fanden ihn über die Maßen köstlich; die Offiziere von der Gräfinburg meinten aber vollends, es gäbe solchen Trank nicht mehr in der Welt. Und dennoch hatte das Mädchen etwas, was sie Alle, ohne daß sie ein Wort sprach, im Zaum und Zügel hielt, und Keiner wagte auch nur eine Schmeichelei, geschweige ihre Hand zu berühren. Mit dem Anblicken allein, mit dem freundlichen Erwiedern des Grußes mußten sie sich Alle begnügen. Hatte sie den Wein kredenzt, was sie nur that, wenn der Vater nicht da war oder nicht konnte, so verschwand sie in das Nebenzimmerchen, und dahinein wagte sich Keiner.

Der Molzenvetter rieb sich fröhlich die Hände. Diesmal hatte er die Rechnung nicht ohne den Wirth gemacht. Es war, als ob ein Magnet im Schwanen und alle Männer Eisen wären.

Zu den Eigenschaften des bildschönen Mädchens gehörte es auch noch, daß sie Niemanden mehr Wein reichte, wenn er anfing trunken zu werden. Der erste Trunkene scheuchte sie weg. Darin wich sie ganz von ihrem Vater ab. Der hatte dann die Gäste am liebsten; denn erstlich, wenn sie in diesem Zustande nicht mehr unterscheidungsfähig waren und riefen: Molzenvetter! Graacher, Pisporter, oder sonst einen köstlichen Tropfen, so bekamen sie vom geringsten und bezahlten den besten; zweitens konnte er dann statt einem Schoppen zwei sagen, ohne Gefahr;

endlich drittens konnte er sie dann im Spiele beneppen und bemokeln,* wie er wollte. Sagten dann die Gäste: Wo ist doch Euer schön's Töchterlein? so sagte er: Das sind so alte Jungferntriller, die ihr die alte Bas' in Cröv in den Kopf gearbeitet hat; ich bringe ihr sie schon noch heraus.

So kam es denn, daß alle Tage, die Gott kommen ließ, wenn es nicht Knebel und Spieße regnete, die Pont** zwischen drei und vier Uhr Mittags, und Sonntags noch früher, ganze Ladungen Trarbacher übersetzte nach Traben, und der Ferge sagte zu seinem Bub: Peterchen, wenn sie wieder kommen, sind's ihrer noch einmal soviel, denn Jeder hat noch einen bei sich und wir müssen die Augen aufthun, weil sie Alle schief geladen haben. Der Junge verstand's und lachte.

Daß dabei die holländischen Offizieren nicht fehlten, ist begreiflich, denn das Kriegsvolk hat durstige Lebern, vorab die Holländer, die viele Häringe essen. Unter diesen Offizieren war einer, ein Hauptmann, der Jan von Gorgelfleth hieß; der blinzelte allemal den Fergen mit den Augen, und dieser wußte, daß das so viel hieß als: warte auf mich, wenn's auch spät wird.

Dieser gestrenge Herr Hauptman war ziemlich klein und kurzbeinig, aber anzusehen wie ein wandelndes Ohmfaß, weil er viel dicker als lang war. Nichts nahm sich schöner aus als der lange Stoßdegen an seiner Linken. Seine Soldaten, die ihn wie den bösen Feind haßten und

---

* Soviel als: betrügen. Die Worte sind nur dem Grade nach verschieden.

** So heißen an der Mosel die breiten flachen Ueberfahrtsschiffe (pons).

hinter seinem Rücken ihn höhnten, nannten ihn nur das fette Ferkel am Bratspieße. In Feindesland sagten sie von ihm, wenn der Hauptmann in einem Hause gewesen, sei kein Anderer nach ihm hineingegangen, weil er Alles so rein ausgefegt, daß ein Nachsuchen Thorheit gewesen. Von seinen Thaten wußte er viel zu rühmen, aber nur er. Es sollte ganz verwunderlich gewesen sein, wie schnell er laufen konnte mit seinen kleinen Beinen, wenn's rückwärts ging; kam eine Schlacht, so hatte er allemal die Kolik, gegen die kein Theriak helfen wollte. Er mußte hinter die Fronte oder ins fliegende Lazareth. War die Schlacht vorüber, so war er auch wieder da und säuberte das Schlachtfeld. Eine Geschichte erzählten sie von ihm, die besonders lustig war. Einmal war unter den Wagen auf dem Schlachtfeld auch ein Geldwagen gefunden worden. Da hatte sich der Hauptmann Jan van Gorgelfleth wohl bedacht. Wohin es aber thun? das war die Frage, zumal er diesmal aus einem Gefechte nicht entrinnen konnte. Er hatte sich ein Roß erbeutet, darauf er ritt. Da war denn kein besserer Rath, als das Gold in die Stulpstiefel zu stecken. Nun war aber an einem die Seitennaht auf und das Gold fiel einzeln heraus. Hinter sich sehend, bemerkte er die lange Straße vertrippelter Goldfüchse. Rasch sprang er ab, raffte und steckte es in den Stiefel, während sein Gaul dem Futter nachging. Kaum aber war er etliche hundert Schritte raffend fortgegangen, als er hinter sich sah und wieder dieselbe Straße gesäeter Füchse erblickte. Er war außer sich, weil er meinte, das Gold regne vom Himmel — bis er endlich sah, wie es stand. Fluchend band er sein rothes Tuch um den Stiefel, wo das Loch war, und raffte, bis er's wieder hatte; allein jetzt erst bemerkte er, daß sein Gaul

weit weg auf einem Kleefelde sich Gutes that. Was half's? er mußte nach. Kaum aber sah ihn der kitzliche Gaul, so lief er weiter. Gorgelfleth gerieth leicht in Zorn. Er lief dem Thiere nach, lockte und suchte es kirre zu machen; aber das half Alles nichts. Dadurch war er weit nebenabgekommen und plötzlich umringten ihn feindliche Reiter. Sie zogen ihn aus, nahmen sein Gold und was er hatte, und machten ihn zum Gefangenen. Glücklicher, als er es verdiente, war er dennoch; denn eine holländische Schaar befreite ihn wieder und so kam er zurück. Seitdem hieß er auch Hauptmann Raffauf. Lügen konnte er aber wie ein Prälat. Alle Welt macht er weiß, er sei von altem Adel, und doch war sein Vater Schuster in Amsterdam. Er sprach von seinen Gütern und hatte keine handbreit Erde, die sein gewesen wäre.

Saßen nun die Zwei zusammen, der Molzenvetter und der Hauptmann, so logen sie sich an, daß sich die Dielen in der Stube bogen. Wenn man gefragt hatte: Was zieht den Hauptmann nach Traben in den Schwan? so hätte Eins gesagt: der Wein, und das hätte viel für sich gehabt, denn seine Gurgel war weit wie ein Stiefel und sein Durst ohne Maaß. Ein Anderes hätte gesagt: das Landsknechten und Knöcheln, und das hätte auch schwere Gründe für sich gehabt, denn er spielte so gern als einer. Das Dritte hätte gesagt: das Lügen, weil der Wirth ihn geduldig anhört, und wär' nicht weit von der Wahrheit gewesen; allein wenn das Vierte gesagt hätte: das engelschöne Käthchen, so hätte doch das den Nagel auf den Kopf getroffen.

Alter schützt vor Thorheit nicht, sagt das Sprüchwort, und das bewies wieder der dicke Holländer, denn er war kahlen Kopfes und die Haare, die ihm geblieben, hatten

die Kümmel- und Salzfarbe. Wenn ein altes Haus brennt, so brennt's rack ab, sagt wieder ein Sprüchwort, und das hatte auch hier seine Anwendung, denn der Hauptmann war verliebt wie ein Eichhörnchen; alle Versuche aber, das liebliche Kind für sich zu gewinnen, blieben von wegen des Jacob's von Cröv erfolglos. Geht's bei der Tochter nicht, geht's doch bei der Mutter, sagt ein drittes Sprichwort, und weil hier die Mutter fehlte, machte er sich an den Vater.

Eines Abends saßen sie allein noch bei einander, da alle andere Gäste heimgegangen waren, und keiner von Beiden wußte, daß hinter der Bretterwand, die das Heiligthum des Nebenstübchens von der Wirthsstube trennte, ein engelschönes Köpfchen in süßem Dusel* nickte und von dem Liebsten auf Erden träumte; da hob endlich der Hauptmann, der dem Wirthe von seinen Gütern in Nordbrabant ein Unendliches vorgelogen und von der Erbschaft eines Oheims, der Statthalter von Java gewesen, und von zwei Tanten, die auf ihren Geldsäcken saßen und in zarter Liebe ihres edlen Erben auf der Gräfinburg gedachten, und ihn ganz hitzig gemacht, also zu reden an: „Freund Molz, ich hab' oft zu Euch geredet, wie ich stehe, und Ihr wißt's so genau, als ich selber, daß ich Euer Käthchen über die Maßen liebe. Gebt mir sie zum Weib! Ich bin eine Parthie, wie Ihr sie hier zu Lande nicht findet!"

Nachdem der Wirth auf die kurze Werbung des Soldaten mit vielen Redensarten geantwortet, bemerkte er, daß er die Ehre erkenne und estimire, jedennoch einige Punkte zu setzen habe, über die hinaus Alles ein Ende

* Für Schlummer.

habe, nämlich erstens müsse der gestrenge Herr Hauptmann seinen Abschied nehmen, dieweil sein Kind keines Soldaten Weib werden könne; zweitens müsse er eine Verschreibung bei dem Notarius machen und dem Mädchen seine Güter in Nordbrabant und Alles zusichern, was er jetzt besitze und künftig von seinem Oheime, dem Statthalter von Java, und seinen beiden steinreichen Tanten zu erben habe; drittens müsse er zu ihm ins Haus ziehen und Wirth werden; viertens aber das leichtfertige Leben lassen, denn er (der Wirth) sähe an sich und ihm (dem Hauptmann), daß das zu bösen Häusern führe.

Innerlich fluchte der Hauptmann: daß du beim — wärst! aber äußerlich nahm er sich zusammen und sagte Alles zu.

Nachdem das abgemacht war, sprach der Wirth: „Nun, Herr Schwiegersohn in Hoffnung, fangt Euer anständiges Leben heute an. Es ist Zeit, das Ihr geht, denn die Mitternacht ist da, und da gehen die Geister um."

„Was Geister?" lachte der Soldat. „Ich fürchte keine!"

„Nun, nun," sagte der Wirth, „so war's doch eben nicht alle Tage und ich hab' von dem Lieutenant Druckscheut ein Stücklein von einem Hauptmanne gehört, der gerade so heißt, wie Ihr, das redet nicht also."

„Was?" schrie der Hauptmann, „was hat der Höllenhund gesagt?"

„Ereifert Euch nicht. Ich nehm's Euch nicht übel," sagte der Wirth, „denn ich fürchte mich entsetzlich vor Spuk. Wenn Ihr's aber wissen wollt, so sagte er, Ihr wäret auf der Runde gewesen und ein Soldat, der in Berg op Zoom desertiren wollte, habe Nachts ein weißes Hemd übergezogen und da seiet Ihr sammt Eueren Con-

sorten davongelaufen, weil Ihr geglaubt, es sei ein Geist, und der Kerl sei glücklich entwischt."

Der Hauptmann fluchte wie ein Türke und leugnete frisch weg; es sei pure Verleumdung, sagte er, und er werde den Lügner im Duell erstechen. So ging er fort, aber er vergaß schon vor der Thür die Geschichte und dachte nur an seine Freierei und an des Alten vier Punkte und an das schöne Käthchen.

Warte nur, alter Fuchs, sagte er in sich hinein; ich kriege dich doch in die Falle! Lesen und schreiben kannst du nicht. Da will ich dir schon so schwer aufbinden, als du tragen kannst, und hab' ich das Mädel, so wird sich Alles finden. Meinen Abschied hab' ich schon gemacht und das Verschreibungs-Instrument kann ich leicht machen lassen. Magst du nachher die Güter in Nordbrabant suchen, die ich selber nicht finde, und die Onkeln und Tanten, die nicht zu sterben brauchen, weil sie nie gelebt haben.

Mit solchen edlen Gedanken ging er an die Mosel, sah sich aber überall scheu um, ob nicht ein Geist da oder dort sich blicken lasse, und fing dann endlich, um sich die Furcht zu vertreiben, zu singen an. Als er die Mosel erreichte, kehrte sein Muth wieder, denn der Ferge harrte seiner und begleitete ihn für ein Trinkgeld bis an die Burg — der Unterhaltung wegen, wie der Kriegsheld sagte und der Ferge glaubte.

Das bildschöne Köpfchen hinter der Bretterwand war aber über dem Gespräche der beiden Handelsleute um ihr Lebensglück erwacht und hörte Alles ganz genau. Da fiel der ganze Trabener Berg auf ihre Seele und sie weinte die Nacht heiße Thränen bis zum Morgen.

Zum Glück war andern Tags ein Sonntag und die

Cröver Base hatte mit dem Vater ausgemacht, alle vierzehn Tage dürfe Käthchen den Sonntag bei ihr in Cröv zubringen. Das war nun gerade der Tag, und ehe der Alte auf war, war sie schon über das Kloster Wolf draußen und der liebe Jacob harrte schon mit dem Kahne. Dem klagte sie ihr Weh gleich und der Schrecken lähmte fast seine Hand.

Kaum war sie drüben, so sagte sie: „Wir können gegen Abend noch plaudern, Jacob; jetzt muß ich zu der Base. Weiß die keine Hilfe, so laufe ich lieber in die Mosel, als ich des alten Sünders Frau werde."

Und leichten Fußes flog sie dahin und das thränenschwere Auge des guten Jungen folgte der schönen Gestalt, die blitzschnell hinter den Häusern verschwand.

Was machte die Base große Augen!

„Was?" sagte sie, und die Gluth des tiefsten Unwillens bedeckte das, wenn auch stark ausgeprägte, doch immer noch hübsche Gesicht der Base, „er will dich verschachern gleich einem Juden? — Da hat er sich verrechnet! Erzähle mir die ganze Unterredung, mein Kind!"

Das Mädchen vergaß keine Silbe.

Als sie bei der Stelle ankam, wo des gestrengen Herrn Hauptmanns Muth eine so schöne Rolle spielte, lachte die Base laut auf; allein bald versank sie in ein stilles Nachdenken und sagte endlich wie aus einem Traum erwachend: „Das geht sicher!" Darauf wandte sie sich an das Mädchen. „Kind," sagte sie, „sei guten Muths und laß mich sorgen. Du wirst nicht des alten Sünders Frau, du müßtest denn selber lüstern sein nach dem schönen Titel: Frau Hauptmännin?" — Käthchen bedeckte mit beiden Händen das schöne Gesicht und schauderte zusammen. „Lieber sterben!" rief sie aus.

„Oder noch lieber mit dem Jacob leben!“ sagte die Base, und über des Mädchens schöne Züge legte sich das tiefste gluthigste Roth. Sie fiel der Base um den Hals und hatte den Muth nicht mehr, sie anzusehen.

„Nun, sei nicht närrisch Kind!“ sagte sie liebreich. „Ich weiß es ja, daß ihr euch lieb habt, und ich gebe euch meinen Segen. Deinen Vater will ich schon dazu bewegen, daß er auch seinen Segen gibt. So sei denn nur heiter und thue, als wüßtest du von der ganzen Sache kein Wort und als ging dich das Alles nichts an. Mich laß sorgen und vertraue mir, wie es auch komme. Nur, das halte ich mir aus, daß du aufs Bestimmteste Nein sagst, wenn der Vater mit dir redet und dich verplaudern will. Sollte er hart gegen dich sein, so weißt du, wo deine Zuflucht ist und wo dich ein Mutterherz erwartet.“

Wieder umschlang das Mädchen den Nacken der Base und es war ihr, als wäre alles Weh und alle Angst von ihrer Seele genommen. Was aber eigentlich die Base thun wollte, sagte sie nicht; auch redete sie nur von Dingen der Haushaltung und anderen Geschichten, daß Käthchen am Ende all ihr Weh in Cröv ließ und heitern Herzens zu Jacob zurückkehrte, der schon lange in seinem Kahne saß, sie zu erwarten.

Er sah forschend in ihr Auge.

„Du bist so fröhlich und warst doch so tief betrübt?“ fragte er. „Ach, was hab' ich für einen Sonntag gehabt?“ sagte er seufzend. „Gott lasse mich keinen mehr so erleben!“

Sie lächelte ihn herzig an. „Sei gutes Muths, Jacob, die Base hat's gesagt, wir könnten's sein; sie würde Alles zunichte machen!“

„Hat sie das gesagt?“ rief fröhlich der Jüngling aus. „O, dann ist Alles gewonnen. Sie hat Muth und Kraft wie ein Mann.“

Unter diesen Gesprächen landeten sie und stiegen langsam die Klosterhöhe hinauf, und droben in den Ruinen setzten sie sich unter den Schatten eines Nußbaums auf eine der Trümmer und plauderten süß und traulich wie schuldlose Kinder, bis die Abendsonne hinabgesunken war und die Nacht kam.

An demselben Nachmittage war früh der Hauptmann wieder da. Die Stube war vollgepfropft, allein die Gäste verliefen sich ungemein früh.

Zuletzt saßen nur noch Zwei bei dem Wirth. Es war eben der Hauptmann und der Rector der lateinischen Schule zu Trarbach, ein hagerer Schulmeister, den heute der Herr Hauptmann mit besonderer Freigebigkeit traktirte und davon war der Rector ein Liebhaber. „Wo ist denn Euer feins Töchterlein?“ fragte der Magister. „Hab' ja heute das liebe Kind noch nicht erblickt?“

„Sie ist wieder bei der Base zu Cröv!“ rief ärgerlich der Molzenvetter. „Ich wollte, die Base wär' im Himmel!“ setzte er voll Ingrimms hinzu. „Was das für ein Ausbleiben ist!“

„Freilich,“ sagte das dürre Rectorlein, „es sollte ein Mägdlein in solchen Zeitläuften, wie sothane, nicht in der Nacht gehen!“

„Ja, ja, das sag' ich hundertmal; aber da predige ich tauben Ohren, denn das Mädel ist in die Alte wie verhext,“ sagte der Wirth.

„Nun, nun, Herr Molz,“ fiel ihm der Rector ins Wort, „so alt ist sie noch nicht und immer eine hübsche, stattliche Person. Nehmt's aber Eurem Kinde nicht übel.

Die Mutter, Gott hab' sie selig, kannte das liebe Kind kaum, als sie das Zeitliche segnete, und die Base erzog es und war ihm Mutter. Da ist's wohl kein Wunder, daß sie ihm auch als Mutter gilt."

„Freilich," sagte gedehnt der Wirth, der die Wahrheit dessen fühlte, was der Rector gesagt hatte.

„Dennoch," rief er aber dann, wieder in den frühern Unwillen zurückfallend, „könnte das Mädel früher heimgehen!"

„Ja wohl," sagte der Hauptmann zustimmend, der bis jetzt still in ein Loch gesehen hatte. „Sie könnte einmal recht geängstigt werden."

„Davor ist mir nun nicht bange," versetzte der Wirth. „Das Mädel hat Courage wie ein Husar; aber wie leicht könnte ihr ein Unfall zustoßen! Ich meines Orts möchte so nicht in der Nacht gehen, denn sie ist keines Menschen Freund, zumal sie über das Kloster gehen muß."

„Ja, richtig," setzte der Rector mit bedenklicher Miene hinzu.

„Hat das Etwas auf sich?" fragte neugierig der Hauptmann.

Wirth und Schulmeister sahen sich fragend einander an.

„Erzählt Ihr's," sagte der Wirth zu dem Rector, „Ihr seid ein Gelehrter."

Dieser räusperte sich etlichemale und hob dann an: „Allerdings, Verehrtester, man munkelt allerlei hier herum von dem Kloster. Ich kann's freilich nicht verbürgen, sintenmalen und alldieweil ich selber das Spukwesen noch nicht gesehen habe, jedennoch sind Leute genug da, die drauf leben und sterben, es sei in den alten Mauern nicht just. Und wenn man's so bedenkt, wie es seiner Zeit dort zuging, so könnt's einen eigentlich gar nicht ver-

wundern, wenn der Herr ein Exempel statuirte, wie er die Verworfenheit straft."

„Ist's denn ein Geheimniß, weil Ihr nicht mit der Farbe heraus wollt?" fragte der Hauptmann. „Was war's denn für ein Dohlennest?"

Diese Frage hatte der Rector erwartet, der seine Gelehrsamkeit gern an den Mann brachte.

„Habt Ihr, gestrenger Herr Hauptmann und Gönner, schon etwas von den Gogel- oder Kugelherren gehört?" fragte der Rector. „Kugeln habe ich wohl pfeifen gehört, aber nichts von den Kugelherren," sagte lachend der Soldat.

„Der Stifter des Ordens," versetzte der Rector, „war Euer Herr Landsmann dazu, nämlich Gerhardus Groot aus Deventer, der Anno 1384 am zwanzigsten des Monats Augusti mit Tod abgegangen ist.

„Er war ein gar frommer Herr und daneben auch Canonicus in Utrecht; wollte seine Seele nach Art seines Glaubens zu höherer Seligkeit fördern und stiftete darum selbigen Orden mit sonderlicher Regel, und hat ihn der Pabst bestätigt. Darauf haben die Ersten in Deutschland Posto in Geisenheim im Rheingau gefasset und sind dannenhero nacher Wolf gekommen, wo sie sich auf selbigem Berge ein Kloster erbauet, welches die Ritter und Grafen des Landes weidlich dotiret mit Gütern, Gülten, Zehnten, Gefällen, Rauchhafer, Bastardfall, Rauchhühnern und wie der Segen alle hieß, den sie dem Kloster spendeten."

„Ist das alles?" fragte der Hauptmann, als das Männlein inne hielt und aus seinem Glas einen Moslerzug that, das heißt, der bis auf den Boden reichte.

„Nein, nein, gestrenger Herr und Gönner!" rief er darauf hastig, „ich bin noch keineswegs am Ende. Hört nur

weiter. Reichthum macht üppig und liederlich Denjenigen, der sich nicht selber beherrschen und höhern Gebrauch von den Gottesgaben machen kann. Was zur Ehre Gottes und der Armen Heil geschenkt war, verwendeten sie zum Wohlleben. So kam es denn, daß das sittliche Verderben mit allen Mächten einriß und das Kloster ein Pfuhl des Lasters und der Schwelgerei war. Da konnte denn das Strafgericht nicht ausbleiben. Schirmvogt und Erzbischof jagten sie fort und zerstörten die Stätte der Unzucht. Und als nun die Mönche hier und dort starben, mußten ihre Geister hierher wandern und als Gespenster umwandeln, und das müssen sie so lange, bis sie sich selber alle begraben haben."

„Wie?" fragte Gorgelfleth, den es eiskalt überlief.

„Ja," fuhr der Rector fort, „alle hundert Jahre finden sie für Einen aus ihrer Mitte ein offenes Grab und legen ihn hinein, der dann erlöst ist; daher sieht man sie, nämlich wer ein Frohnsonntagskind ist, in langem Leichenzuge vorüberziehen von der Stelle, wo das Refectorium war, bis zum Gottesacker, und wenn sie kein Grab finden, tragen sie ihn wieder zurück, und so soll's alle Abende geschehen."

„Huh, huh!" rief der Hauptmann und schüttelte sich. „Ich sag' euch, ihr Herren, zehn Lebendige vor die Klinge und ich fürchte mich nicht; aber so ein Leichenzug könnte mich aus der eigenen Haut treiben, und die liegt doch recht fest an, wie ihr wisset. Wie möget ihr es doch zulassen," wandte er sich vorwerfend gegen den Wirth, „daß das herzliebe Kind zu solcher Nachtstunde über den gefährlichen Weg gehet?"

Dem Wirthe war es graulich geworden und er schüttelte

sich mehrmals, der Vorwurf aber ärgerte ihn über die Maßen.

„Was kann ich dafür!" rief er zornig aus, „wenn die Alte zu Cröv das Kind so lange hält? Ich sollt' 'mal drüber maulen! Himmel und Erde, wie sollte dies Zankeisen mir den Kümmel reiben! Aber wenn ihr Euch so für das Mädel in den Riß legt, so stehet auf und gehet ihm entgegen, es zu schützen! Ihr habt ja den Bratspieß an der Seite!"

Der Rector überblickte schnell die Lage der Sachen. Er sah in des Wirths Auge den Grimm, in dem des Hauptmannes die Verlegenheit, und mochte gern Beide befriedigen.

„Mit Gunst," sagte er, „ich glaube, daß dies nicht nöthig ist. Einem so frommen, reinen, lieben Kinde thun die Geister nichts. Ihr werdet sehen, daß sie wohlbehalten ankommt. Auch weiß man hierorts genau, daß sie Niemandem etwas zu Leide gethan; sie tragen nur ihre Todten vorüber, damit ist's aus und fertig."

„Nein, nein!" rief der Wirth aus. „Wenn Ihr's mit dem Kind so gut meint, wie Ihr sagt, so geht ihm entgegen. Thut Ihr das nicht, so —"

„Halt!" rief der Hauptmann, „ich gehe schon!" Er stand auf und faßte den dürren Schulmeister am Arm und zog ihn, obwohl er sich sträubte, zur Thüre hinaus in die stockfinstere Nacht.

Kaum einige Häuser weiter stand er still.

„Herr Rector und guter Freund," sagte er, „wenn Ihr meint, ich hätte Lust nach dem verfluchten Kloster zu gehen und meinen Hals zu riskiren, so seid Ihr auf falscher Fährte. Ihr habt vollkommen recht, wenn Ihr sagtet, solch frommem Kinde, wie das herzige Käthchen

ist, thäten die gespenstigen alten Schmöger nichts. Ich glaub's gewiß; da braucht sie uns nicht. Sie wird nun auch ganz nahe bei Traben sein. Ueberdies ist es frisch diese Nacht, und da ich am Zipperlein laborire, so ist mir die Nachtluft nicht gut. Ich denke, wir wenden uns zur Pont und schiffen nach der guten Stadt Trarbach hinüber, legen uns ins Bett und pflegen der Gesundheit, die doch das edelste Gut bleibt, das uns Gott anvertraut hat."

„Da habt Ihr ein weises Wort gesprochen," versetzte der Rector, dem eine Gänsehaut nach der andern über den Rücken lief. „So lasset uns denn umkehren und uns salviren."

Gesagt, gethan. Bald standen sie in der Pont, und als sie die Mosel von dem Ufer schied, wo die Gefahr drohte, kehrte Beiden der Muth wieder und ein Jeglicher suchte seine Wohnung.

Es war einer jener neckischen Zufälle, die im Leben oftmals eintreten, daß das herzige Käthchen längst stille hereingeschlüpft und hinter der Bretterwand Ohrenzeuge der ganzen Geschichte war, die, wenn sie auch ihr einigemal kühl um das Herzchen machte, dennoch Belustigendes genug für sie haben mußte. „Das alles muß die Base wissen!" sagte sie lachend zu sich. Als sie der Vater fand, war er zufrieden und legte sich guten Muthes nieder.

Mittlerweile war es dem gestrengen Herrn Hauptmann van Gorgelfleth nicht nach Wunsch ergangen. Das Zipperlein mit all seinen Leiden hatte sich eingestellt und ihn auf das Bett der Ehre gelegt, auf dem er fluchend und tobend ausharren mußte. Nur allein der Herr Rector besuchte ihn da und tröstete ihn in seinen Schmerzen.

„Hört, gestrenger Herr und Gönner," hob er eines

Tags an, „wie ich habe vermerken können, so buhlt Ihr um das Schwanenwirths Töchterlein. Laßt Euch rathen. Es sind noch mehr Leute da, die Euch ins Gehege gehen, absonderlich, wie ich höre, Einer in Cröv; ist aber ein blutarmer Schelm. Unterdessen ist ein Weiberherz ein kurios Ding, und wer ihm unbedingt traut, ist auf falschem Weg. Ich würde Euch rathen, das Vögelein einzufangen, so es eben noch Zeit ist."

„Ihr seid mein guter Freund," sagte betroffen der Hauptmann, der nicht im entferntesten daran dachte, daß ihm Gefahr drohe, „was soll ich's Euch verhehlen? Der alte Fuchs hat seine Einwilligung an etwas lästige Bedingungen geknüpft. Versteht Ihr Holländisch?"

„Hebräisch, Syrisch, Chaldäisch, Griechisch und Lateinisch verstehe ich wohl," sagte der Rector mit Gravität, „aber Holländisch keine Silbe, es müßten denn einige Brocken sein, die ich von Euch aufgeschnappt."

„Blexem!" rief der Hauptmann, „das ist schlimm, ist denn sonst Niemand hier, der dessen kundig wäre?"

„Keine Seele, wohledler Herr und Gönner!" versicherte der Schulmann.

Während der Hauptmann das äußerlich bedauerte, jubelte er in seinem Herzen, weil er nun vollkommen sicher war, daß dem Wirthe Niemand seinen falschen Abschied würde deuten können.

„Aber," fragte der neugierige Rector, „wenn ich fragen darf, was hielt sich denn unser Freund Molz aus?"

„Das sollt Ihr hören," entgegnete der Hauptmann, „denn Ihr sollt Zeuge sein bei dem Acte, den ich sofort will aufnehmen lassen. Thut mir den Gefallen und ruft mir alsobald den öffentlichen kaiserlichen Notar Zillesius hierher."

Der Rector nahm sein Spanischrohr, rückte seine Perücke oder Atzel zurecht und ging, seines Gönners Wunsch zu genügen.

Nicht lange nachher trat der Notarius Zillesius in das Gemach auf der Gräfinburg, setzte sich nach großen Förmlichkeiten an den Tisch und begann seinen Act, worin der Hauptmann Jan van Gorgelfleth seiner Zukünftigen, Katharina Molz, seine Güter Harterdam und Eulendorp in Nordbrabant, und Alles, was er von seinen beiden Tanten, Laurentia und Eva van Gorgelfleth, ledigen Standes in Saardam, und seinem Oheim, dem Ex-gouverneur von Java, Herrn van Audermeulen, ins-künftige zu erben habe, wie auch alle seine fahrende Habe verschrieb. Nachdem der Act geschlossen und versiegelt war, unterschrieb der Hauptmann und der Rector als Zeuge.

Hierauf nahm der Hauptmann Beiden das Versprechen der Verschwiegenheit ab, und die Geschichte hatte ihr Ende erreicht.

Wenn der Soldat auf Verschwiegenheit rechnete, so war seine Rechnung falsch; denn der Rector war eine alte Plaudertasche und der erste Märchenträger in Trarbach.

Gegen den folgenden Mittag fühlte der Hauptmann sich so munter, daß er hinüber konnte nach Traben.

Freudig begrüßte ihn der Molzenvetter, und sein Gesicht verklärte sich in seliger Hoffnung, als ihm der Hauptmann den Abschied und den Act vorlas und den ersteren verdeutschte. Er erhielt das Jawort des Vaters in bester Form.

„Was hilft mich das,“ sagte der Hauptmann; „macht, daß ich das Wort Eurer Tochter und den Brautkuß erhalte!“

„Alles im Sturme!“ brummte der Wirth. „Wartet's ab! Die Zeit bringt Rosen. So ein Mädchen ist wie eine Festung, sie will belagert und erobert sein. Das müßt Ihr doch aus Kriegserfahrung wissen.“

Das merkte sich der Hauptmann und bot alle Liebenswürdigkeit auf, die ihm zu Gebote stand; allein das Alles erwarb ihm noch keinen freundlichen Blick. Er versuchte es mit glänzenden Geschenken, aber sie nahm sie nicht an.

Als er es dem Alten klagte, rückte der mit Entschiedenheit vor; aber wie erstaunte er, als ihm das Mädchen bestimmt und fest erklärte, sie werde eher in die Mosel laufen, als den Hauptmann heirathen! Er bat, aber sie beharrte. Er drohte, aber sie wankte nicht. Er donnerte, haselirte wie rasend im Hause herum, aber unter Thränen erklärte das Mädchen dasselbe.

Nun war der Friede aus dem Hause gewichen. Ebenso vergeblich blieben die Vorstellungen aller Vettern und Basen aus Trarbach, Enkirch und Traben. Was zur Familie gehörte, legte sich ins Geschirr, um der Ehre willen; allein das Mädchen begriff die Ehre nicht und sagte nein.

So standen die Sachen, als eines Tags ein Mann von Cröv sich am Tische des Schwanenwirths niederließ. Der Wirth reichte ihm das Schöpplein und setzte sich zu ihm. Vom Wetter anhebend, kam endlich der Mann auf die Heirath zu reden und brachte seinen Glückwunsch gehörig an.

„Ja, ja,“ sagte der Molzenvetter, „das Alles wäre schon recht schön und gut, wenn nur das Mädchen wollte!“

„Aha!“ sagte der Cröver, „merkt Ihr nichts?“

„Was denn?“ fragte der Wirth mit Neugierde.

„Ei, daß die Base dahintersteckt!“ rief der Cröver.

„Daß dich das Mäusel beiß!“ rief Molz aus. „Ich glaube Ihr seid auf der rechten Fährte.“

„Ob ich das bin?“ sagte der Andere,“ „freilich bin ich's. Dem Perlhuber sein Jacob löffelt um das Mädchen schon seit der Confirmation herum, und die Kathrinebas' sieht's gern, weil sie den Jungen gern hat.“

„Der ist ja aber so arm wie eine Kirchenmaus! Das muß ich sagen!“

„Es wäre der ein rechter Schwiegersohn für Euch. Und — wenn Ihr mich nicht verrathen wollt, will ich Euch etwas erzählen.

„Erinnert Ihr Euch nicht, daß am Sonntag vor acht Tagen das Käthchen spät heimkam?“

„Freilich!“ rief der Wirth.

„Nun, da war ich in den Klostermauern —“

„Ihr?“ fragte mit Entsetzen der Wirth. „Thaten Euch denn die Geister nichts?“

„Das fragt Ihr doch wohl nur im Spaß und Utz,“ sagte der Cröver, „denn vernünftige Männer glauben an keine Kindermährlein. Kurz, ich saß da, und alsbald kam Käthchen und Jacob Arm in Arm, und herzten und küßten sich.“

„Ei so fahr' Euch das Wetter in den Lügenhals hinein!“ tobte der Wirth. „Das thut mein Kind nicht.“

„Seht's selber,“ sagte der Mann ruhig. „Laßt übermorgen das Mädchen nach Cröv gehen und kommt um acht Uhr auf das Kloster. Ich erwarte Euch da, und wenn Ihr's nicht selber sehet, was ich sage, so sollt Ihr das Recht haben, mich einen schlechten Mann zu nennen. Ich erwarte Euch.“

Damit zahlte er sein Schöpplein, sagte Adjes und ging.

Der Wirth war außer sich. Er rannte wie ein Verrückter umher und durfte doch, wollte er hinter die Geschichte kommen, nichts sagen; aber zorniger als je sprach er sein Ja, als Käthchen fragte, ob sie morgen nach Cröv zur Base gehen dürfe?

Am Samstag Mittag kam der Hauptmann. Auch seine Stirne lag in krausen Falten, und man sah es ihm an, daß er etwas Unangenehmes hinter dem Berge hielt.

Als sie allein waren, sagte er: „Schwiegervater, was hab' ich gehört? Das Mädchen soll in Cröv eine Liebschaft mit des Perlhuber's Jacob haben. Schöne Geschichten!"

„Hab's auch gehört," sagte verblüfft darüber, daß es der Eidam schon wußte, der Molzenvetter. „Ich kann's gar nicht glauben. Um aber dahinter zu kommen, schlag' ich euch vor, daß wir morgen gegen Abend auf das Kloster gehen und aufpassen."

„Auf das Kloster!?" rief der Hauptmann und entfärbte sich. „Was Teufels fällt Euch ein? Wollt Ihr den gespenstigen Kugelherren, wie sie der dürrbeinige Schulmeisten nennt, in die Mäuler laufen?"

„Ach was!" sagte der Wirth. „Ich hab' in Cröv einen guten Freund, der ist ein Teufelsbanner, der wartet auf uns. Soll denn die Sache so im Zweifel bleiben? Ihr müßt dahinterkommen und ich auch. Nehmt Euern Palasch mit und einen Knittel, dann laßt sie kommen."

Der Hauptmann wußte nicht, ob er träume, so hatten sich des Molzenvetters Gedanken geändert. Er starrte ihn ungläubig an.

„Was guckt Ihr da?" fragte dieser. „Soll ich Euch, einen wetterharten Soldaten, an Muth übertreffen? Pfui, die Schande werdet Ihr Euch doch nicht machen?"

„Wer führt Euch aber die Wirthschaft?“ fragte der Hauptmann, der nach Abwehr des Anmuthens suchte.

„Dafür laßt mich sorgen,“ erwiederte der Wirth. „Mein Vetter, der Küfer Kaspari, der drunten an der Mosel wohnt, hat schon mehrmals meine Stelle redlich vertreten. Also bleibt's dabei, Punkt acht Uhr!“

Was wollte der Hauptmann machen. Gab er sich bloß, so war es um seine Ehre als Soldat vollends geschehen; er mußte also zusagen.

Die Unterredung wurde durch Gäste unterbrochen, die Platz nahmen. Sowohl der Wirth als der Hauptmann waren sehr zerstreut diesen Tag, und Keiner brachte es so weit, ein Landsknechtchen oder Knöchelspielchen zu machen.

Frühzeitig zog der Hauptmann ab, zumal sich Käthchen heute gar nicht sehen ließ.

In einem Keller des Klosters Wolf auf der Höhe, welche in scharfem Bogen die Mosel umkreist, war an diesem heiligen Sonntag ein verwunderlich Treiben. Da lagen zehn Fakeln und eine Laterne, die am hellen Tage brannte. Da stand eine Bahre zum Tragen, wie sie Schreiner haben, um neues Geräth zu den Kunden zu bringen. Da stand ein Korb mit weißen großen Tüchern, und dabei saßen, leise plaudernd, Jacob und neun junge Bursche aus Cröv. Was aber das Possierlichste war, in einer Ecke lehnte eine Figur, die eine Art holländische Uniform anhatte. Sie war aus Stroh gemacht und hatte eine Larve vor und einen Federhut auf.

„'S ist doch ein mordpfiffig Weibsbild, die Kathrine-bas',“ sagte der Jacob Perlhuber. „Wer wäre auf den lustigen Einfall gerathen?“

„Wenn du dir den Wanst von Holländer vom Leibe

schaffst und das schöne Kind kriegst," sagten die Anderen, „so mußt du ihr die Hände küssen."

„Will's auch thun," sagte er, und die Hoffnung malte sich auf seinem blühenden Gesichte.

„Wißt ihr was," hob wieder ein Anderer an, „ich denke, wir nehmen die Kreide und malen uns einstweilen die Gesichter weiß. Das ist eine abscheulich langweilige Arbeit."

Alle stimmen bei und der Bursche begann die Gesichter mit Kreide weiß zu machen. Bald sahen die blühenden Gesichter der jungen Leute fürchterlich aus, und als der Mann von Cröv, der die beiden Helden erwartete, in das Gewölbe trat, fuhr er fast mit Entsetzen zurück, so schauderhaft war in der That der Anblick. An Stoff zum Lachen und zu allerlei Schnacken fehlte es nicht. Als es gegen acht Uhr ging, fragte der Mann einen der Burschen: „Weißt du auch deine Rede noch?"

„Freilich;" lachte der, und Jener ging, nachzusehen, ob die Erwarteten recht bald nahten; aber Alles war still, und so weit das Auge reichte, konnte man Niemanden sehen.

Endlich, als die Sonne schon lange hinabgesunken war, kamen die beiden Helden langsam den Berg herauf, wurden von dem Wartenden empfangen und hinter das Gebüsch, das sich erst mit jungem Grün geschmückt, geführt, wo man das Innere der Mauern übersehen konnte.

Still saßen sie da auf dem schwellenden Moos und harrten des liebenden Pärchens.

„Sie kommen nicht und es wird dunkel," sagte mit angstbebender Stimme der Hauptmann.

„Seid kein Narr, Schwiegersohn," flüsterte ihm der Wirth ins Ohr. „Wollt Ihr Eure Soldatenehre vor dem

fremden Manne verlieren? Ich habe Courage, so lange der bei uns ist."

Der Hauptmann biß sich in die Lippen. Allmählich wurde es dunkler.

„Das Teufelsmädel!" brummte der Wirth, dem es doch auch nicht geheuer war. Er hielt sich fest an des Cröver's Arm.

„Seid doch kein Kindskopf, Molzenvetter," sagte der halblaut. „Ich glaube gar Ihr zittert?"

„Es ist der Grimm über das Mädel!" rief Molz.

„Was Grimm?" sagte der Hauptmann, der sich über die Lüge des Wirths ärgerte, der doch so wenig Muth hatte als er selber, und jetzt den Eisenfresser spielen wollte, „Geisterfurcht ist's!"

„Nun wird's gut," sagte zornig der Wirth. „Ein Esel nennt den andern Langohr!"

„Haltet Euer ungewaschenes Maul, altes Weib," fuhr der Soldat auf, „oder ich spalte Euch den Kopf!"

„Ei, sieh da;" schrie der Wirth, „wie wird der Held von Bergen op Zoom auf einmal so tapfer! Lief dort vor einem Deserteur fort, der ein weißes Hemd übergezogen, und will mich hier der Geisterfurcht zeihen! Altes Weib! Wer weiß, wem von uns Beiden der Weiberrock am besten paßt? Himmel und Erde, wenn ich so einen Helden sehe, der das Fersengeld zahlt, wenn's in die Schlacht geht! Meint Ihr, Eure Soldaten wären blind und stumm? Mich ein altes Weib nennen? Ei da soll ja —" Aber die Verwünschung blieb ihm in der Kehle sitzen, die des Hauptmannes Faust, in solchen Kunstgriffen geübt, mit Riesenstärke gefaßt hatte.

Der Wirth war auch nicht schwach. Er rang sich aus den Fäusten des Soldaten heraus und schlug mit aller

Kraft auf dessen weit vorstehende Nase, daß ein Blutstrom daraus hervorquoll.

Die Rauferei würde ohne Zweifel noch zu größeren Thätlichkeiten geführt haben, hätte nicht der Cröver überlaut gerufen! „Was ist das?"

Die Streitenden ließen sich los und fuhren mit den Köpfen herum.

Da kam aus dem Gewölbe ein Zug weißer Gestalten mit Leichengesichtern. Ein jeder trug eine Fakel in der Hand. Langsam schritten sie daher, und in ihrer Mitte erschien die Bahre mit dem aufgeputzten kleinen dicken Strohmanne.

Die Dämmerung ließ das Alles noch schauerlicher erscheinen.

Von lähmendem Schrecken gehalten, starrten die Beiden, welche eben so kampferhitzt waren, den gespenstigen Zug an. Sie konnten nicht von der Stelle.

Da sprach eine dumpfe Stimme: „Tragt den Hauptmann von Gorgelfleth zu seiner Gruft, den Lügner, Säufer, Spieler und Betrüger!"

„Siehst du, Hund!" schrie der Hauptmann und schlug den Wirth zu Boden, „das ist dein Werk!" Und von Todesschrecken ergriffen rannte er über Stock und Stein davon; stürzte zur Erde, raffte sich aber wieder auf und lief, so schnell er konnte, den Berg hinab.

Der Cröver winkte, und blitzschnell waren die Fakeln sammt den Trägern in dem Gewölbe zurück.

Der Wirth lag regungslos an der Erde. Als der Cröver in das Gewölbe lief, rief er: „Jacob, wasche dich schnell und komm, der Soldat hat den Alten geschlagen, daß er ohne Besinnung ist." Darauf kehrte er zu dem Wirthe zurück, wohin ihm Jacob schnell folgte, während

die Anderen ihr Geräthe verbargen und gen Cröv hinabliefen unter herzlichem Gelächter über den Possen, den sie Beiden gespielt.

Eben als der Wirth unter den Bemühungen der Beiden erwachte, kam die Base mit Käthchen langsam daher. Sie hielt sich sehr ernst, Käthchen ahnte von der Geschichte nichts, denn die Base hatte sie wohlweislich aus dem Spiele gelassen.

Wie erschrack das gute Kind, als sie ihren Vater leichenblaß sah und an diesem Orte.

„Wie kommt Ihr hierher, mein Vater?" fragte sie angstvoll. „Ist Euch etwas passirt?"

„Passirt? Du ungerathenes Ding," kollerte der Alte. „Bin ich nicht deinetwegen mit dem Holländer, dem Flegel, hierher gegangen, und der Kerl haut auf mich wie besessen? Fragst du noch? Dich wollten wir abfangen mit deinem Buhlen, der hier ist, und da kommen die Geister fast noch bei hellem Tage!"

Käthchen begriff die Geschichte nicht. Sie starrte bald ihren Vater, bald die Base an.

„Es scheint, der Wein hat Euch den Kopf verwirrt, Schwager," sagte diese; „denn sonst könntet Ihr so sinnlos nicht reden. Ohnehin wollt ich Euch sagen, daß Eure Wirthschaft mit dem Holländer mir nicht gefällt, und daß ich im Begriffe bin, mein Testament zu Gunsten des hier anwesenden Jacob Perlhuber zu machen. Gebt nun Euer Kind dem reichen Offizier, es bedarf meines Geldes nicht." Sie drehte sich um und ging ruhig den Weg nach Cröv zurück.

Eine Weile stand der Wirth wie versteinert; dann lief er ihr nach. „Kathrine!" rief er, „bist du verrückt geworden? Mein — deiner Schwester Kind willst du

enterben? Ich bin ein geschlagener, ein verlorener Mann!"

„Gebt sie dem reichen Holländer!" sagte unerschütterlich die Base.

„Um Gotteswillen, Kathrine!" rief der geängstigte Wirth, „glaubst du denn, ich gäbe dem Menschen mein Kind, der mich abgebläut hat, der mich erwürgen wollte? Nein, niemals, so wahr ich lebe! Hast du denn das Testament schon gemacht?

„Es ist Alles fertig," sagte sie. „Gestern war ich in Trarbach, denn ich hörte, Ihr hätte Euer Jawort gegeben."

„Ist's denn nicht mehr rückgängig zu machen?" fragte er in bebender Angst.

„Ich breche mein Wort nicht!" sprach Kathrine.

Der Cröver war indessen langsam herbeigekommen, während sich das bebende Mädchen an ihren Jacob lehnte.

Erschrocken fuhr der Wirth herum, als er die Tritte hörte, wurde aber wieder ruhig, als er den Mann erkannte.

„Ich wüßte einen Rath," sagte er zu dem Wirthe, „wie nämlich das Vermögen der Kathrinebas' dennoch Euerm Kinde bliebe, Molzenvetter. Gebt dem braven Jacob das Käthchen zur Frau, so ist Alles gut. Dem dicken Holländer werdet Ihr sie wohl nicht geben wollen, denn ich bin Zeuge, daß er Euch den Hals umdrehen wollte. Das ist ja ein Strauchmörder! Der würde, wär' er Euer Schwiegersohn, Euch das Mus auf dem Kopfe hacken und dem guten Kind ebenso. Der Jacob ist, wie Ihr seht, nun ein reicher Bursche, und brav ist er und treu wie Gold. Besinnt Euch kurz!"

In fieberhafter Aufregung stand der Wirth da. Er

wußte nicht, was er thun sollte. Immer verworrener wurden seine Gedanken.

„Ach Gott," sagte er und seufzte tief auf, „ich weiß nicht, was ich thun soll!"

„Mir ist recht, was der da gesagt hat," sprach die Base in ihrer unüberwindlichen Ruhe. „Bedenkt, Schwager, daß der Jacob sein Geld braucht und Ihr Alles herausgeben müßt. Da ist kein Ausweg."

Da rief, um der Folterqual los zu werden, endlich der Wirth: „So mag er sie nehmen in Gottes Namen!"

„Kommt her, ihr Kinder," rief da plötzlich in seliger Freude die Base, „er will euch seinen Segen geben!"

Die kamen schnell wie der Wind daher und er legte ihre Hände in einander, sah aber immer noch scheu um sich.

„Nun laßt uns diesen vermaledeiten Ort verlassen, so schnell als möglich," bat der Wirth; und sie gingen nach Cröv, wo die Verlobung diesen Abend noch gefeiert wurde.

Am andern Morgen mußte Jacob den Schwiegervater und die Braut nach Traben fahren, denn der Wirth wäre um kein Gut mehr über das Kloster gegangen.

Der Hauptmann betrat des Wirthes Schwelle nicht mehr, und da die Probe seines Heldenmuthes allgemein bekannt wurde, kam es ihm sehr gelegen, daß seine Compagnie bald darauf abgerufen wurde zum größten Leidwesen des Herrn Rectors.

Eine fröhliche Hochzeit folgte bald, und Jacob schickte sich so gut in die Wirthschaft, daß der Wirth die geisterhaften Mönche segnete, die ihm einen so guten Schwiegersohn zugeführt. Käthchen kam bald hinter die

Geschichte, aber sie grollte weder der Base, noch ihrem lieben Manne.

Hier endete mein Vetter Stoffel. „Bravo!“ sagte ich, „aber sag' mir doch, wo hast du die Geschichte her?“

„Ich habe dir's ja schon gesagt,“ antwortete er, „aus der Chronik von Traben!“

Heirathsgeschichten.

Erzählungen im Abendkreise meines Oheims.

Nach einer vieljährigen Trennung kehrte ich in mein Vaterland zurück. Ich hatte die merkwürdigsten Länder Europa's durchwandert und sehnte mich nun wieder nach dem häuslichen Stillleben der Heimat — welches mir freilich nicht am elterlichen Herde — nicht unter dem Dach eines Bruders oder einer Schwester entgegenlächelte — denn ich stand verwaist in der Welt — sondern nur im Kreise meines alten Oheims — eines Mannes von seltener Geistes- und Herzensbildung. Er war der einzige Verwandte, den ich besaß — aber er war mir Vater und Freund. Früher, als mein Oheim noch in H . . . . . . wohnte, lebte ich bei ihm, um meine Schulbildung dort zu erhalten. Als ich von Universitäten heimkehrte, lebte ich nur kurze Zeit unter seinem wirthlichen Dach — ein Ereigniß, — welches wie ein Geier an meinem Herzen nagte — trieb mich in die weite Welt. — Mein Oheim verließ, als er seine Aemter niederlegte, seinen bisherigen Wohnort und kaufte sich in einer schönen Gegend des Rheines, in einer bedeutenden Stadt Haus und Garten, wo er nun ganz sich selbst und seiner Familie und seinen Lieblingsstudien lebte. Einen kleinen Kreis ausgezeichneter Menschen, tüchtig an Herz und Geist, sah er jeden Abend bei sich, im Sommer im Garten, im Winter in dem kleinen Salon des Hauses. Seit er hier wohnte hatte sich Vieles verändert in seinem häuslichen Leben. Kurz nach meiner Entfernung war er hierher gezogen, wo sich der neuvermählte Gatte Amalien's, seiner einzigen Tochter,

als Handelsmann etablirte. — Des Oheims höchst interessanten Briefe schilderten mir mit plastischer Wahrheit diejenigen Menschen, welche er sich zur Gesellschaft, zum vertrauteren Umgang erkoren. Es waren nach diesem Gemälde Menschen, die man lieben mußte. Vor Allen begegnete ich dem Bild eines meiner vertrautesten Universitätsfreunde, den mein Oheim mit redender Treue abconterfeite. Mein guter Rode lebte jetzt in * * *, um seine, wie der Oheim schrieb, durch harte Schicksalsschläge erschütterte Gemüthsheiterkeit und Körpergesundheit wieder herzustellen. — Von Allen, die bei ihm aus und eingingen, hatte er mir nun schon geschrieben und wirklich den Wunsch rege gemacht, sie kennen zu lernen — nur von dem Gatten Amalien's nicht, — der mich doch gar sehr interessirte. Dies Benehmen des Oheims, das noch seltsamer durch gänzliches Schweigen auf eine vertrauliche Frage erschien, fiel mir sehr auf. Er mußte hinlängliche Gründe dazu haben und keine erfreulichen, das begriff ich. Ich kannte meinen Oheim genau, darum schwieg ich und wollte mit eigenen Augen sehen. Indessen glaubte ich doch aus Amalien's Briefen, die freilich sehr selten kamen, den Schlüssel für dies Räthsel gefunden zu haben. Sie hauchten einen so rührenden Schmerz, so leise, so zart, daß nur ein Herz, welches das ihre kannte, ihn ahnen, ihn verstehen konnte. Ach, ein am Glücke gänzlich verarmtes Leben nur konnte ein so heiteres Wesen, wie Amalie gewesen, so umstimmen. Sie jammerte mich innig. Sie war so gut, so gut und rein! O, mein Herz hatte sie mit gewaltiger Gluth geliebt, und noch stand im Strahlenglanze der ersten, nie alternden Liebe ihr Bild vor meiner Seele, und fünf Jahre des Lebens in der Ferne konnten diese Gefühle nicht verdrängen! Als ich die Universität verlassen hatte,

lebte ich wieder wie einst in meines Oheims Hause, um an seiner Hand die Geschäftswege meines Berufes gehen, und sicher gehen zu lernen. Amalie war mir ein liebes Kind, eine theure Schwester gewesen — in meinen Knabenjahren. Jetzt kam sie als frisch erblühte Rose im Morgenrothe der Jugend aus dem Institute zurück, und jene harmlose Traulichkeit unserer früheren Jahre, sie war noch nicht verwischt. Sie war der Leiter der innigsten Liebe in mein Herz; aber Amalie blieb kalt. Sie war mir gut. Es gab Momente, wo sich der Himmel mir aufzuthun schien — allein sie vergingen schnell, wie Sonnenblicke im April. War es ein erwachendes Gefühl — oder nur der Abglanz des meinigen? Ich wußte es nicht. Mein Oheim sah meine Liebe und billigte sie; so die Mutter Amalien's. Sie aber hielt mich fern — stieß mich oft mit Kälte ab — kurz, ich begrub meine Liebe tief im Innern meines Gemüths, und trug ein Gift in mir, welches die Keime meines besten Seins zu verderben drohte. Da enthüllte sich Amalien's räthselhaftes Benehmen. Sie gestand den Eltern ihre Liebe zu einem jungen Manne, dem Bruder der Vorsteherin des Instituts. Ich war ungesehen und ohne Absicht Zuhörer dieses niederschmetternden Geständnisses. Am andern Morgen reiste ich heimlich ab, meinem edlen Oheim einen ersonnenen Beweggrund angebend, dessen Werth er zu würdigen wußte. Amalie wurde die Gattin dieses Mannes, und ich zog mit verwundetem Herzen durch die Welt und kehrte nun mit dem mühsam errungenen Sieg über das eigene Herz heim. Eine leise Bangigkeit fühlte ich bei dem Gedanken, nun in Amalien's Nähe zu sein und zu leben; doch sie war eines Andern Weib, und dieser Gedanke wurde die Aegide für mein Herz; — so träumte ich. — — —

Schon wehte der Nordwind eisig über die Stoppelfelder, und Morgenreife kamen als Vorboten des nahenden Winters. Der Most war schon zu Wein gegohren, als ich den Entschluß faßte, unerwartet dem Rheine zuzuwandern. Ich verließ die langweiligen Cirkel einer prunkvollen Hauptstadt, um die Wintertage in einer Stadt weit untergeordneten Ranges zu verleben. Man fand diesen Entschluß sehr bizarr; aber die ihn so nannten, kannten nur den Schaum des Lebens — das mildbeglückende, in Liebe und durch Liebe und Zutraulichkeit anheimelnde (wenn ich so sagen darf) Leben einer feingebildeten Familie des Mittelstandes nicht. Ich wußte, welch einen reichen Ersatz ich für die glänzenden Soireen voll herzloser Kälte und steifen Ceremoniels — für die Theaterfreuden, die Bälle und alle diese glänzende Armuth der höheren Stände finden würde, zumal da Rode in * * * lebte — und schied. —

Ich kam in * * * an. Man wies mir das stattliche Gebäude, worin mein Oheim wohnte. Die Dämmerung brach eben herein. Ich stieg hochklopfenden Herzens die breite Treppe hinauf und öffnete ein geräumiges Zimmer. In der Fensterecke erhob sich eine hohe Frauengestalt und trat mit Würde auf mich zu. So recht sehen konnten wir uns Beide nicht. Sie fragte nach meinem Namen in sehr verbindlichen Ausdrücken. Großer Gott! es war Amalie. Der Ton ihrer Stimme machte jede Fiber meines Wesens erbeben. Ich mußte mich gewaltsam zusammennehmen, um ihr zu antworten, und doch bebte die Stimme hörbar. Kaum aber vernahm sie den ersten Ton meiner Stimme, als ein Paar weiche, volle Arme sich um meinen Hals schlangen, und sie mit dem Ausrufe: „Lieber Carl!“ an meiner Brust lag. Da zerrann jene Illusion. Da

vergaß ich, was ich nicht hatte vergessen wollen — ich schlang meinen Arm um sie, und mein Mund berührte im Rausche des Entzückens den ihrigen.

Noch standen wir so — da öffnete sich eine Seitenthür, und mein Oheim trat mit einer Kerze in der Hand herein — blieb erstaunt auf der Schwelle stehen, und sah auf die unerwartete Gruppe. Ein Lächeln wehmüthiger Freude spielte um den wohlwollenden Mund des Greises. — Nun erst öffnete er mir die Arme. Ich lag am Herzen eines Mannes, dem ich so viel verdankte. Die Erinnerungen früherer Jahre, das Bewußtsein des Glücks, das ich eben empfunden, sei nur Täuschung, preßte mir die Thränen in die Augen. Auch die Tante, die gute, kam und begrüßte mich wie den Sohn, der lange draußen gewesen. Sie Alle blickten mich mit verwunderten Blicken an, mit wohlgefälligen. „Wie bist du Mann geworden, Carl," sagte der Oheim, und klopfte mir auf die Schulter. „Dein innerer und äußerer Mensch ist gereift." „Und wie gleicht er seinem Vater, nicht wahr, Fritz?" sprach die Tante zu dem Oheim. Amalie schwieg. — Wie fand ich sie Alle aber auch verändert! Die fünf Jahre waren vorübergezogen mit manchem Weh, und die Spuren las mein Auge in des Oheims tiefgefurchter, einst so heiterer Stirn, in dem Schnee des Haares, in dem gebeugten Nacken; das zeigte der Tante tiefliegendes, wohlwollendes Auge — ihre eingefallenen Züge, ihre schrecklich gealterte Gestalt. Auch Amalie war vielfach verändert. Als schlanke, blühende Jungfrau von edlen Formen hatte ich sie verlassen. Jetzt stand das vollendet schöne, junge Weib mit junonischer Gestalt und zauberischer Anmuth vor mir. — Nur bleich waren ihre einst so blühenden Wangen, und ein Zug unaussprechlicher Wehmuth und tiefen Leidens

prägte sich um das Auge herum aus, was sie jedoch noch reizender machte.

Tausend Fragen und Vorwürfe bestürmten mich. Ich hatte ihnen selten, zu wenig geschrieben, und ich sollte jetzt das durchs Erzählen ersetzen. Ich antwortete so schnell, als es mir möglich war. „Laßt ihn doch erst zu sich kommen!“ rief endlich mein Oheim fast unwillig. „Bedenket doch die lange Winterabende und wie es uns noch so oft die Zeit kürzen muß.“

Es gelang den Vorstellungen meines Oheims, sie zur Ruhe zu bringen. Jetzt kam die Reihe des Fragens an mich. Ich erkundigte mich nach Amalien's Gatten, nach ihrer Familie. — Der Oheim hatte davon nie geschrieben.

Amalie sah mich — ich saß neben ihr, ihre Hand lag in der meinen — von der Seite wehmüthig an, und eine Thräne arbeitete sich aus den Wimpern hervor. „Ich entbehre das Mutterglück;“ sagte sie leise — kaum hörbar, und mich schmerzte es tief, diese Saite ohne Wissen berührt zu haben; denn der Ton hallte lange in ihrem Gefühle nach — das sah ich deutlich. Von ihrem Gatten suchte sie mir eine gute Vorstellung beizubringen. Sie sagte zuletzt: „er sei jetzt noch auf dem Comptoir.“ „Ach, du edles Herz,“ sprach ich leise in mich hinein — „du pflanzest Blumen auf das Grab deines Glücks!“

„Geh jetzt, Mutter!“ rief endlich der Oheim, „und sorge, daß der Bursche etwas zu essen bekommt. Der wird vom Anblick schwerlich satt, wie ihr.“

Ich mußte lachen, so wenig auch meine Stimmung darnach war; denn der Oheim hatte seine Art und Weise noch, wie von je. „Und du, Carl,“ fuhr er fort, „wirst

wohl thun dich umzukleiden, zu deiner Bequemlichkeit, und weil unsere Freunde bald sich einfinden werden."

Ich folgte dem Worte des Oheims. Als ich angekleidet zurückkam — und kaum in das Gemach getreten war, wo der Oheim und Amalie mich erwarteten, kam der Gatte Amalien's. Sie flog ihm entgegen. Kalt wehrte er ihre Liebkosungen ab. Sie erbleichte sichtlich. Der Oheim stellte mich vor. Sein Bewillkommnen war ceremoniös — kalt — gleichgiltig. Ich betrachtete ihn genau. Seine Gestalt war groß — aber hager. Seine Züge schön, doch von Leidenschaften durchwühlt. Die Sünden früherer Jahre standen leserlich in seinen Zügen geschrieben, und aus seinen Blicken sah Geiz, Heimtücke und ein Heer höllischer Geister. Wie Amalie diesen Menschen lieben konnte? — das blieb mir ein Räthsel, welches ich nicht zu lösen vermochte. Wir setzten uns zu Tische. Er sprach wenig. Amalie gar nicht. Manchmal stahl sich eine Thräne aus ihrem Blick. Er sah sie nicht an, der Oheim und ich sprachen allein, und auch dieses Gespräch stockte bald. Nicht einmal die Artigkeit gegen den Fremdling erwies er mir. Man sah, er rechnete und prüfte Speculationen. Als wir abgegessen, erklärte er mit wenigen Worten, er werde morgen ganz frühe nach * * * in Wechselgeschäften reisen und erst vielleicht in vierzehn Tagen wiederkehren, darum verließ er uns denn auch bald. — Amalie blieb bei uns. Bald traten nun die erwarteten Abendgäste herein. Herzlich wurde der Ankömmling willkommen geheißen. Zuletzt trat Rode ein. Ich kannte ihn kaum, so hatte er sich verändert. Wie mußten die Stürme des Geschicks dieses blühende, kräftige Leben umbraust haben, daß es so altern konnte!? —

Wie stolz war sonst diese Gestalt aufgerichtet! Wie

frei und kühn blickte sonst dieses geistvolle Auge umher! Welche Ruhe wohnte auf dieser schön gewölbten Stirne! Welche Lebenslust und Heiterkeit spielte um diesen feinen Mund, strahlte aus diesen Zügen! Und jetzt? — Gebeugt war seine Stellung; schwermüthig und düster blickte das Auge, gefurcht und umwölkt war die Stirn, und Leiden, inneres Leiden sprach aus allen Zügen. Obgleich, das hatte mir mein Oheim schon gesagt, er gewöhnlich ernst und melancholisch war, so gab es doch auch wieder Zeiten, wo der Geist seiner Bande ledig, wieder heiter die Fittige entfaltete, und er voll Laune und Humors sein konnte; allein es waren seltene Silberblicke seines düstern Lebens. Und doch sagte er nie den Grund dieser Stimmung, und eben weil er ein Geheimniß daraus zu machen schien, war man zu discret, ihn jemals zu fragen. Ich trat der treuen, biedern Seele entgegen und reichte die Hand ihm zu. Er starrte mich an, dann sank er an meine Brust mit dem Ausdrucke tiefer Empfindung. Zehn volle Jahre lagen zwischen unserm durch Freundschaft beglückten Zusammenleben und diesem Wiedersehen. — Jahre, deren Ereignisse zur Geschichte eines Jahrhunderts ausreichten, und in ihm sich zutragend, es auszeichnen würden unter Vielen der Geschichte. Wir hatten nur Augen und Ohren für uns, und Alle für uns. Man fand die Ergüsse so treuer Freundschaft unter Männern so interessant, so rührend, daß einige Frauen, besonders Amalie, Thränen vergossen. Wie drängten sich aber auch die Fragen! Wie folgten blitzschnell die Antworten, wie war das ganze Wesen in wohlthätiger Spannung.

„Ich sehe,“ sagte Rode, „wir müssen Zeit haben, lieber Carl, um das reiche Thema unseres und des Lebens derer, die wir liebten und schätzten, so weit es uns be=

kannt, gehörig abzuhandeln, und damit wollen wir morgen schon beginnen, denn meines Bleibens ist nicht mehr lange hier. Unabweisliche Ereignisse fordern meine Rückkehr in mein Vaterland."

Die Bemerkung Rode's wirkte wahrhaft elektrisch auf die Gesellschaft.

„Sie wollen uns verlassen?" fragte erschrocken mein Oheim, der ihn sehr lieb hatte.

„Wollen? nein," entgegnete Rode mit Wehmuth. „Ich habe, seit die Stürme des Schicksals mein Lebensschifflein entmasteten und es strandete, so glückliche Tage nicht gesehen, als hier. Friede habe ich hier gewonnen, wenn er jemals zu gewinnen möglich. Ihre Liebe hat mich so gefesselt, daß ich nur mit blutendem Herzen scheiden kann. Könnte ich, dürfte ich bleiben — o, bis zum letzten Athemzuge bliebe ich, allein ich muß. Glauben Sie mir, ich nehme als einzigen Trost eine schöne Erinnerung mit — mein Herz — bleibt bei Ihnen!" —

Er sprach die letzten Worte bebend, und sein Blick, in welchem die ganze Seele lag, glitt an Amalien vorüber.

Dieser Blick ließ mich in seinem Herzen lesen. —

Alle waren betrübt. Sie liebten ihn Alle so herzlich.

Er selbst brachte das Gespräch, schnell abbrechend, wieder auf unsere Universitätsjahre.

„Hast du nie etwas von Werning und Wamschleder gehört, den edeln Gliedern unserer Herzens-Quadrupelallianz?" — fragte er mich.

„Niemals, Rode, und doch hege ich den Wunsch so lebhaft, von ihnen zu hören."

„Wie ist es doch so gut, liebe Amalie", sprach er zu ihr gewendet, „daß ich zögerte mit der Erzählung jener Heirathsgeschichten, die ich Ihnen so lange schon schulde.

Sehen Sie, jetzt müßte ich sie dem Freunde wieder erzählen." Und zu mir gewendet, fuhr er fort: „Die Heirathsgeschichten dieser Wackern ist ein zu wichtiger Theil ihres Lebens, als daß ich nicht damit anfangen sollte, zumal ich ihres allgemeinen Interesses halber sie unserer lieben Gesellschaft schon längst mittheilen wollte. Nun soll morgen Abend damit der Anfang gemacht werden." Alle freuten sich, da schon oft Rode sie durch seine Erzählungen unterhalten hatte.

„Es dürfte indessen doch gut sein, Carl'n auch die Veranlassung bekannt zu machen," bemerkte Amalie.

„Nun?" fragte ich. —

„Sieh," fuhr Rode fort, „wir lasen vor längerer Zeit einen Roman in diesem lieben Kreise. Dein Oheim machte die Bemerkung, daß doch der Roman im Grund eine Heirathsgeschichte sei, da er gewöhnlich mit einer glücklichen ende, oder durch eine verunglückte einen tragischen Ausgang nehme. Ich faßte damals dies auf, um die Heirathsgeschichten dreier Freunde mitzutheilen, und diese Schuld ist noch abzutragen."

„So lösen Sie denn morgen Ihr Wort, lieber Rode," hieß es nun einstimmig, „und kommen Sie frühe — wir erwarten Sie gewiß schon Alle."

Er versprach's und schied.

Am andern Morgen war Amalien's Gatte, ohne uns Lebewohl gesagt zu haben, abgereist. Amalie schien heiter zu sein; doch eine ängstliche Scheu hielt sie von mir zurück. Sie fürchtete vielleicht eine Bemerkung über das Betragen ihres Gatten. Ich hielt mich mit Fleiß etwas entfernt, bis jene Furcht sich würde verloren haben, und ging, Rode'n zu begrüßen. — Heiter empfing er mich. „Du bist die Ursache, daß ich die letzten, mir so schmerzlichen

Tage, die ich noch hier bin," sagte er, „fröhlicher als viele andere durchlebe, und doch," setzte er, ernst werdend hinzu, „du machst mir den Abschied um Vieles schwerer.

Wir setzten uns und bald waren wir im Gespräch bei Amalien. Mit hoher Begeisterung und unverkennbare Liebe sprach er von ihr, mit tiefer Indignation von ihrem Gatten. Er schilderte mir ihn als einen Menschen, der seine Jugend verwüstet habe, und nun mit einer Geldgierde seine Geschäfte betreibe, die ihn Allen verächtlich mache, die ihn kennen zu lernen genöthigt seien. Amalien behandle er schnöde. Sein Herz habe nie Liebe zu ihr gefühlt. Nur ihr Geld sei es gewesen, was ihn, den kundigen Verführer, bestimmt, dieses klare, unbewachte Herz durch seine Schmeicheleien zu bethören. Sie, die den Himmel verdient, schloß er, ist endlos unglücklich durch den Elenden.

Mein Herz war tief erschüttert. Ach, Rode ahnete nicht, welches Gift er mir beibrachte — doch auch er fühlte es, denn er liebte Amalien — das war mir bald klar geworden.

Ich blieb einige Stunden bei dem Freunde — dann ließ mich mein Oheim abrufen. Er wollte mir, da er leidenschaftlicher Gartenfreund war, die Anlagen seines Gartens zeigen, so ungünstig auch die Jahreszeit sei, so sagte er — doch bald wurde es mir deutlich, daß er nur eine Gelegenheit gesucht habe, mit mir ganz ungestört allein zu sein, und sein Herz vor mir ausschütten zu können.

Schon auf dem Wege fragte er mich ernst, wie mir sein Schwiegersohn gefalle? —

Ich wollte ausweichen und bemerkte, daß ein bestimmtes Urtheil über den Charakter eines Mannes nicht das Er-

gebniß einiger Augenblicke sein könne, sondern eine längere Bekanntschaft voraussetze.

„Du thust nicht recht daran, Carl," versetzte der Oheim, „daß du mir altem Mann eine Unwahrheit aufbürden willst. Du müßtest wenig Kenntniß der Menschen auf deinen Reisen gewonnen haben, wenn du ihn nicht schon aus dem Wenigen, was du von ihm sahest und hörtest, durchschaut haben solltest. Es gab freilich eine Zeit, wo das so leicht nicht war, wo der Heuchler uns Alle bethören konnte. Nun zu heucheln ist ihm nicht mehr der Mühe werth."

Thränen traten in das Auge des alten ehrwürdigen Mannes, und man sah, ihm wurde leichter um das Herz, wenn es einmal in eine vertraute Brust sich ausschütten konnte.

Ich gestand ihm nun offen meine Meinung.

„Du hast leider sehr treffend und wahr geurtheilt," fuhr mein Oheim fort, „Amalie ist sehr unglücklich — er ist ein sittenloser, verworfener, entnervter Mensch."

„Aber sagen Sie mir, theurer Oheim, wie konnte Amalie, das blühende, liebliche Mädchen, diesen Menschen lieben?"

„Hast du noch nie gesehen, daß sich die frische Rebe auch um eine erstorbene Ulme schlang? — Man sagt so wahr, die Liebe ist blind; aber denke dir das arglose, unbewachte, offene Herz Amalien's, und nun den gewandten, feinzüngigen, in Paris gebildeten Schmeichler, der das Gift seiner Schmeicheleien in das Herz, das sehnsüchtige Herz des Mädchens flößt; ihr eine Liebe vorgaukelt, deren er, der Wüstling, niemals fähig war — und sie so bethört, daß ihr Herz nur für ihn schlägt und jeder andern Empfindung unfähig ist. Und was war

es anders, als der Durst nach Amalien's Vermögen — der den Heuchler trieb. Daß er Amalien, das unerfahrene Mädchen täuschte, war natürlich, war leicht; daß er aber auch mich alten Graukopf in sein Netz zog, mein Auge verblendete, auch mich zwang, den Heuchelschein für wahre Tugend, das leere Wortgeklingel für wahre Empfindung zu halten, und ich die diabolischen Beweggründe in der maskirten Engelsgestalt nicht erkannte — Carl! — das hat mein Haupt gebleicht, das hat das Glück meines Lebens und meines Kindes im Innersten vergiftet!"

Der Ton, womit er diese Worte sprach, war herzzerschneidend, und seine Hand fuhr unwillkürlich in die grauen Haare, als wolle er sie ausraufen. Er maß mit großen, heftigen Schritten den Pfad des Gartens. Ein bitteres, schmerzliches Gefühl erfüllte auch meine Brust.

Nach einiger Zeit kam der Oheim wieder auf mich zu. Er war ruhiger geworden.

„Carl," hob er wieder an, „du glaubst kaum, was ich gelitten habe seit diesen fünf Jahren! Schon bald nach der Verheirathung warf er die Maske ab. Er achtete Amalien nicht, weil er keiner Achtung werth ist. Er kennt nicht den Edelstein, den er in ihr besitzt — ja er hat sie sogar mißhandelt. — Und doch liebt sie ihn. Manchmal war es mir — als du weg warest, als kämen Zweifel und Reue in Amalien's Herzen. Es schien mir, als könne sie das wahre, lautere Gefühl von jenem, wie es ihr Geliebter zeigte, unterscheiden — aber ein Brief voll schwärmerischen Wahnsinns -- verdarb Alles. — Wir sind Alle unglücklich, nur er nicht. Laß mich einen Schleier über sein Leben werfen, dessen Verworfenheit Amalie nicht einmal kennt. Sie ist elend genug. Wer möchte ihr den Wahn, er sei gut und treu, benehmen? —

Ach, wie zerrannen sie, die Einbildungen, die mich so lange beglückten! — Carl," fuhr er sanfter fort, „du bist Mann — dir kann ich mein Herz öffnen, wie Niemandem — dir, dir hatte ich Amalie bestimmt, dich, den ich väterlich liebe, mir als Sohn erkoren. Du liebtest Amalien, ich weiß es, Carl — auch sie erfuhr es, als du abgereist warst. Ich wußte den Grund deiner Entfernung. Meine Achtung, meine Liebe nahmst du mit dir. Du hast als Jüngling gekämpft und männlich gesiegt — sollte ich es denn nicht können?!" — So sprach er. —

Wie wurde mir? — Alle der Schmerz vergangener Jahre zog wieder marternd durch meine Brust. „Ach," seufzte ich, „wenn du es wüßtest, wie ich gesiegt!" —

Einer von meines Oheims Freunden sah uns im Garten und kam zu uns. Ich dankte Gott im Herzen für diese Erlösung; denn nun leitete sich das Gespräch auf gewöhnliche, alltägliche Dinge, und in unsere Herzen kam wieder Ruhe.

Es war schon hoher Mittag, als wir heimkehrten. „Vergiß, Carl," sagte mein Oheim, „was wir geredet. Laß Amalien nicht merken, daß du ihren Gatten durchschaut."

Konnte ich das, ohne zu heucheln? Konnte ich das Mitleid unterdrücken mit dem unglücklichen Opfer eines schönen Wahnes, für das mein Herz — das fühlte ich — mehr noch fühlte, als es durfte?! — — —

Amalie hatte uns mit Sehnsucht erwartet.

„Wo bleibt ihr doch so lange?" fragte sie unzufrieden. „Kaum daß du Flüchtling wiederkehrst, so verläßt du uns auch wieder. Jetzt aber setze dich zu mir, und laß uns einmal plaudern."

Mein Oheim ging in seine Studierstube — die Tante

war außen beschäftigt; Amalie stickte, und ich setzte mich schweren Herzens an ihre Seite. Wir redeten von der Vergangenheit, von unseren Kinderspielen, unseren kindlichen Freuden, Zänkereien und Wiedervereinigungen. Wir waren Beide so glücklich in dieser Erinnerung. Sie legte ihre Arbeit nieder, und sah mich wieder so traulich an — erinnerte mich an Manches, was mir entfallen war. Ich schwelgte in süßen Träumen.

Aber ich erwachte wieder aus den schönen Träumen, und kam mir vor, wie der Wanderer, der eine paradiesische Gegend durchwanderte, und nun auf einer kahlen und öden Berghöhe steht, über die sein Weg führte, und wehmüthig zurücksieht in das Thal, welches er verließ, und den Blick in die Ferne wendend — nur einer Steppe ohne Schatten, ohne Annehmlichkeit begegnet. — In Amalien's Gemüth ging Aehnliches vor. Sie seufzte tief auf und sagte — halbträumend: „So verlieren wir Menschen ein Paradies nach dem andern;“ — „aber“ — setzte ich hinzu — „wir stehen dem ersten am nächsten, wenn das Schicksal ohne unsere Schuld uns aus dem letzten treibt!“ —

„Wohl, Carl,“ sagte sie — „und wenn wir auch Alle verlieren hienieden, und uns nur Dornen und Disteln das Leben trägt, das Paradies der Erinnerung bleibt uns, und kein Engel mit dem Flammenschwerte vertreibt uns daraus.“

Ich warf einen Blick in mein Inneres. Fünf Jahre, während welcher ich mich vereinzelt, verarmt in der weiten Welt fühlte, lebte ich ja mehr in diesem Paradies, als in der wirklichen Welt.

„Was wäre die Welt,“ fuhr Amalie fort, „wenn nicht die Seele die schönen Blumen der Vergangenheit in den Winter der Gegenwart pflanzen, und bei dem Anblick

ihres Farbenschmelzes jenen Lebensfrühling zurückträumen könnte? — was wäre dermaleinst das Leben in der andern Welt ohne Rückerinnerung? — Nur dem Verbrecher möchte ich wünschen, daß sie verginge — für ihn wäre dann noch Seligkeit — aber dem Guten kann nur durch sie jener Gottesfrieden werden!"

Amalie sagte diese Worte mit tiefer Bedeutsamkeit. Ich sah in ihr Herz. Das Bild ihres Gatten schwebte ihr vor. Es ergriff mich mit unnennbarer Gewalt. Stürmisch faßte ich ihre Hand und rief, meiner nicht mehr mächtig: „O, du Engelseele!" — Dann sprang ich auf und verließ das Zimmer.

Wie habe ich den Ausbruch meines Gefühls bereut! Amalien hatte ich mein Herz dadurch eröffnet. Sie war und blieb zurückhaltend — scheu — und doch sah sie mich oft unbewacht wieder so liebevoll an — daß es mir schwindelte, und ich die Stunde verwünschte, die mich hierher gebracht. —

Der Abend kam. Frühe schon waren alle Genossen des schönen Vereines versammelt. Rode kam später. Er trug ein Packet Briefe in der Hand. Sein Aussehen war ruhig, ja heiter.

„Erlauben Sie," begann er, „daß ich meine Einleitung zunächst an Carl richte, der die geheiligsten Ansprüche an die Mittheilung hat, da Werning sein wie mein vertrauter Freund war. Und wenn ich meine unbedeutende Person mitunter handelnd mit einführe: so halten Sie es ja nicht für eine Nachahmung der Clauren'schen Methode, sondern glauben Sie, daß es eine Wahrheit ist."

„Unstreitig erinnerst du dich," hob er an, „daß Werning im Jahre 1813 Göttingen verließ, gerade, als du

und ich den Entschluß gefaßt hatten, eine andere Hochschule zu beziehen, die entfernter von dem blutigen Schauplatze des Krieges läge. Werning schied von uns unter dem Versprechen, uns nie ohne Kunde von sich zu lassen. Die erste Zeit seiner Anwesenheit auf seinen Gütern hielt er dieses Versprechen treu. Auf einen räthselhaften Brief, zu dem wir keinen Schlüssel fanden, folgte ein gänzliches Schweigen von seiner Seite. Du verließest bald darauf die Universität, um in deine süddeutsche Heimat zurückzukehren. Ich zog nach Norden, meinem vom Kriege des Usurpators hart bedrängten Vaterlande zu. Obgleich Werning's Güter weit von meinem Weg ab lagen, konnte ich dennoch den Wunsch nicht unterdrücken, mich persönlich nach ihm umzusehen und mit ihm einen Entschluß zu berathen, der auf der Reise durch einen andren Jüngling in mir rege geworden war — nämlich unter die Streiter für des Vaterlandes Freiheit vom Joche Napoleon's zu treten. Ich kam auf Werning's Gut an. Er war nicht da. Ich ging zum Justitiarius, einem sehr edlen Mann, und vernahm, daß Werning seit fünf Monaten in den Reihen des Befreiungsheeres als Hauptmann kämpfe, daß er fünf und zwanzig Freiwillige seiner Insassen equipirt und mit ihnen zum Heere gestoßen sei. Da war das Räthsel gelöst, und auch klar, warum er nicht mehr an uns geschrieben. Es war Furcht — uns zu schaden, die wir noch in einem Napoleon befreundeten Lande lebten.

„Mein Entschluß stand jetzt auch fest. Ich mußte durch einen weiten Umweg die feindlichen Truppen umgehen und kam ziemlich spät nach Berlin. Mein Wunsch war, in Werning's Compagnie als Freiwilliger zu treten; — dies wurde mir jedoch nicht gewährt, und so wurde ich Husar.

„Sie sind zu bekannt, die Begebnisse dieses Krieges bis zu Napoleon's endlichem Sturze, daß ich schnell darüber weggehen kann. Ich bin nur stolz darauf, Theil an diesem ewig denkwürdigen Kampfe genommen zu haben, obwohl ein siecher Körper meine Trophäen sind.“ —

„Und das Kreuz, das ihre Brust schmückt, der Ersatz und das Zeugniß ritterlichen Muthes,“ schaltete mein Oheim ein.

„Seltsam war es,“ fuhr Rode fort, „daß ich nie Werning sah; selbst auch da nicht, als Friede geschlossen war. Mich führte damals ein neu überkommenes Amt nach Ostpreußen. Ich konnte Werning nicht einmal schreiben, da ich nicht wußte, wo er lebte. Nur das kam mir zu Ohren — er habe die Stelle behalten und sei ins stehende Heer eingetreten.

Europa wurde durch das meteorartige Wiedererscheinen Napoleon's aus seinem Friedensschlummer aufgeschreckt. Aufs Neue rief das Vaterland unter die Waffen. Ich verließ, mit huldvoller Genehmigung meiner Vorgesetzten, meine Stelle, um wieder als Husar in mein Regiment einzutreten. Als Adjutant meines wackern Obristen wurde ich recipirt, und von Neuem zogen wir zum Rheine hin. Auch über dieses Feldzuges Begebnisse kann ich hinwegeilen. Wieder geschah es, daß Werning zu sehen mir nicht vergönnt war; aber der Ruf von seiner Tapferkeit und biedern Treue, der Ruf, daß der König ihn durch Orden auszeichnete, kam zu mir. Nie trug eine würdigere Brust die Ordenskreuze. Leider war uns nicht so es vergönnt, Theil an den Thaten dieses Krieges zu nehmen, als wir es wünschten. Wir gehörten zur Reserve. Als Paris erobert war, blühte mir die Hoffnung, in der Weltstadt meinen Werning wieder zu sehen, da ich wußte,

daß sein Regiment dort stand. Mit meinem Obristen verließ ich das Standquartier in einem elenden Städtchen und eilte nach Paris.

Ich flog auf das Generalcommando, nach Werning zu fragen.

„Hauptmann Werning?“ — fragte man. — „Es ist kein solcher in der Armee, wohl aber ein Major von Werning.“

„Nun ja, den suche ich eben!“ —

„Sie finden ihn im Lazareth. Er ist schwer verwundet worden in einem Scharmützel — wird wohl aber jetzt auf dem Wege der Genesung sein.“

Jetzt trieb mich die Angst nach dem Lazarethe. Den Stabsarzt hatte ich in Berlin kennen gelernt. Er führte mich zu Werning.

Da saß der sonst so blühende, kräftige, junge Mann, bleich, hager, ein Bild des Jammers, auf seinem Lager. Ich kannte ihn fast nicht mehr — er mich aber auf den ersten Blick.

„Rode!“ rief er freudig aus, „du auch Soldat!?“

Ich flog an seine Brust. Er war ergriffen. „Schonen Sie sich, lieber Major,“ sagte der Stabsarzt; „jeder zu heftige Affect schadet und verzögert die Heilung.“

Als die ersten Ergüsse der Freundschaft vorüber waren, schob er mit einem wehmüthigen Lächeln die Decke weg und sagte: „Da sieh das Opfer, welches dieses fatale Paris von mir gefordert hat.“

Sein rechtes Bein war, von einer Stückkugel zerschmettert, am Knie abgenommen worden.

Ich fuhr betroffen zurück.

„Lieber Doktor,“ rief er nun mit Laune dem Stabsarzte zu, „befehlen Sie doch, daß man meinen Fuß hole,

damit ihm Rode in seinem Witthum einen guten Tag sagen kann."

Der Stabsarzt ging selbst und brachte ein ungeheures Glas, worin Werning's Fuß in Weingeist stand.

„Sieh', Rode," fuhr er fort, „diese Reliquie werde ich meiner künftigen Frau als Mahlschatz bringen. Er soll mich heimbegleiten, damit er einst, wenn sein ehemaliger Herr zum Manöver geht, sein hölzernes Substitut, welches Paris mir sehr großmüthig als Ersatz gibt, wieder remplaçire."

„Ich beneide dich um deine Heiterkeit, lieber Werning," sagte ich, den Stoiker bewundernd.

„Und ich möchte dich beneiden, daß du Soldat bleiben kannst. —"

„Und nicht mag — lieber Werning" — fiel ich ein.

„Seltsam," erwiederte er, „ich bin traurig, daß ich jetzt als Invalide den Dienst verlassen muß; nun gehe ich auf mein Gut und werde Bauer oder Einsiedler."

Wir sprachen noch lange über die Art, wie ein häusliches Leben auf dem Lande recht angenehm zu machen sei. Endlich sprach der Doctor zu mir: „Ich wünschte, Sie verließen Werning jetzt, ich sehe, daß er sehr angegriffen ist."

Ich ging — aber jede freie Stunde brachte ich bei ihm zu. Vierzehn glückliche Tage lebte ich mit ihm, und noch inniger schlossen sich unsere Herzen an einander; — mit dem Schwure schieden wir endlich, als die Zeit des Urlaubs verflossen war, daß niemals — weder Entfernung, noch die verschlungenen Wege des Geschicks uns trennen sollten. Mein Obrist und ich kehrten trübsinnig in das elende Standquartier zurück. Und Werning hat den Schwur gehalten. Er schrieb mir späterhin, als noch

eine weite Entfernung uns trennte, sehr oft, und später noch öfter, da wir einander näher gerückt wurden. Diese Briefe, aus denen ich die meisten Data meiner Historie mittheilen werde, sind Zeugnisse seines schönen Herzens. Mich führte mein Schicksal, mein hartes Amtsjoch — und Vieles mußte ich leiden und erfahren" — er seufzte tief auf. — „Werning's Briefe waren meine Freude, meine Erholung. Werning lebte ruhig und zufrieden auf seinen Gütern, Gutes wirkend und fördernd. Doch bald traf auch sein Herz ein harter Schlag — wie Ihnen diese Zeilen, in denen ich das Außerwesentliche übergehen zu dürfen bitten muß — sagen werden:

N . . . . . . , am 10. Mai 1816.

„Was hat Dich Invaliden aus deiner Klause herausgetrieben? wirst du fragen, wenn Du diese Zeilen von N . . . . . . datirt siehest — Freund! — Das schwarze Siegel, welches ich, obwohl abhold aller ledernen Philisterei des vergangenen Säculums, nahm — um der Leute willen — wird Dir sagen, wenn Du jene Formelsprache verstehst, daß Trauer in meiner Familie ist. Du weißt, sie ist klein, meine Familie — ich bin der letzte männliche Sprößling meines Stamms, und die gütige Vorsehung ließ mir Ersatz für das Entbehren von Vater und Mutter und Bruder in einer geliebten, theuern Schwester, die, Wittwe eines sehr edlen Mannes, ihre Tochter in N. . . . . . erzog. Wir hatten uns lange nicht gesehen; und meine Auguste konnte nur einmal eine kurze Zeit bei mir zubringen, während Clementine, meine Nichte, in der Erziehungsanstalt blieb. Damals verabredeten wir, daß wir fortan im engsten Verbande leben, sie N . . . . . . verlassen und zu mir auf m. 'n Gut ziehen wolle, sobald

Clementine confirmirt sei. Wie sehnsüchtig erwartete ich diese Zeit, und wie malte ich mir die Stunden so schön aus, die ich Clementinen's Ausbildung widmen wollte, da jene Anstalt nicht die beste war.

„In diesem Jahre noch sollte mein Wunsch erfüllt werden — aber ach, wie war es so anders beschlossen im Rathe des Himmels! Ich ließ eben die Zimmer geschmackvoll herstellen, welche Auguste und Clementine bewohnen sollten, hoffend, daß sie ihren Wünschen ganz entsprechen würden — als ich einen Brief aus R...... von fremder Hand empfing. Ich erschrak, nichts Gutes ahnend. — Der Brief kam von Augusten's Freundin, einer edlen Frau. Sie meldete mir die erschütternde Nachricht, daß Auguste sehr krank sei und sehnsüchtig wünsche, mich vor ihrem Ende, was sie als nahe befürchten zu müssen glaube, zu sehen.

„Wie schlug dieser Donnerschlag in meine schönen Träume und Hoffnungen, und zerschmetterte sie! Ich wußte nicht mehr, was ich that. In der Eile ließ ich packen und flog, die Schmerzen, welche die Reise mir machte, nicht achtend — mit Windeseile nach R...... — Und doch kam ich zu spät! — Sie war nicht mehr, als ich ankam, und der doppelte Schmerz, ihre Sehnsucht unerfüllt gelassen, und sie für die Tage dieser Pilgerfahrt verloren zu haben, legte sich wie eine Centnerlast auf meine Brust. Augusten's Freundin führte mich, auf mein Bitten, in das Zimmer, wo der Leichnam der Theuern lag, und ließ mich allein. „So also sehe ich dich wieder?!" rief ich im Innersten erschüttert, und kniete an dem Sarge nieder, den Kuß des Scheidens auf die kalte Lippe drückend. Ich schwur ihr zu, Clementinens Vater, Bruder, Freund, Bildner — Alles zu sein, was ich ihr sein konnte! Es war ein heiliger,

unvergeßlicher Augenblick, den ich bei der geliebten Verstorbenen zubrachte. Ich fühlte das Wehen ihres Geistes. Er schwebte um mich — er war mit mir zufrieden. Ach, es war wohl die Sorge für Clementine, die sie mir ans Herz legen wollte. Ich fühlte mich erhoben, als ich ihr den Schwur geleistet, ich fühlte meinen Schmerz gelindert. Allein er erwachte wieder, als ich das Zimmer verließ, und nun für diese Welt von ihr mich trennte, da sie schon am Nachmittage beerdigt werden sollte.

„Auf dem Corridor kam Augusten's Freundin mir entgegen. Sie reichte mir weinend die Hand und führte mich in ein anderes Gemach, wo ich Clementinen, welche ich nun in sechs Jahren nicht wiedergesehen hatte, finden sollte.

„Ich trat hinein. Da saß auf einem Canape ein etwa sechszehnjähriges Mädchen, mit einem bleichen, kummervollen — aber äußerst lieblichen Gesichtchen. Ihre Thränen rannen stromweise über die bleiche Wange. Es war Clementine. Als die Thür aufging, warf sie einen scheuen, ängstlichen Blick nach der Thüre — dann aber richtete sie sich auf, sah mich forschend an, und als ich ihr meine geöffneten Arme entgegenbreitete, da rief sie: Mein Oheim! und flog an meine Brust. — Laß mich hinweggehen, Freund, über die Empfindungen dieses Augenblicks, über des Kindes, über meinen Schmerz. Zu schildern ist er nicht. Du kennst ihn ja auch, Du Armer; Du leertest ja auch des Wehes herben Kelch bis auf die Hefen. Vorgestern wurde Augusten's Hülle zur Ruhe bestattet, und es that mir wohl, die allgemeine Theilnahme wahrzunehmen. Sie liebten sie — denn sie war gut. — Wenn auch die Todesstunde etwas Schreckliches hat, etwas Zermalmendes für das liebende Herz, so gleicht sie doch nicht der, wo die Hülle des geliebten Wesens nun mir entzogen, dem schauerlichem Orte der Ver-

wesung übergeben ward. Ich empfand diesen Schmerz zum ersten Male mit Bewußtsein, da meine früheren Verluste den frühesten Tagen meiner Kindheit angehören — aber ich empfand ihn mit aller seiner herzzerreißenden Gewalt! — Für Clementinen war mir bange; ihr Schmerz war stumm, thränenlos. Doch als man von Ferne den sanften Grabgesang vernahm — da stieß sie einen lauten Schrei aus, und mit ungemeiner Gewalt entströmten ihrem Auge die Thränen.

„Jetzt bin ich allein! rief sie aus, und der Ton durchschnitt mein Herz wie ein zweischneidig Schwert, und nie werde ich ihn vergessen.

„Nein, das bist du nicht, meine Clementine, sagte ich erschüttert, sie an mein Herz ziehend — ich lebe noch und meine Liebe!

„Da sah sie mich an mit unendlich rührendem Blicke. Sie nickte sanft mit dem Haupt und legte es vertrauensvoll an meine Brust. „Laß es immer hier ruhen, meine Clementine,“ sagte ich.

„Von nun an wich sie nicht von meiner Seite. Mußte ich, um Augusten's Angelegenheiten zu ordnen, einige Augenblicke sie verlassen, dann fand ich sie jedesmal in Thränen gebadet wieder, und sie wurde erst wieder ruhig, wenn ich eine Weile bei ihr war.

„So bin ich denn schon zehn schwere Tage hindurch hier, und erst nach acht Tagen verlasse ich die Stadt.

„Ich habe es Clementinen freigestellt, ob sie in die Pension zurückkehren oder mich nach Hochkirchen begleiten wolle. Sie zog Letzteres vor. O, wie war ich froh in meinem Herzen. Ich würde mich jetzt noch mehr vereinzelt gefühlt haben. Nun bleibt mir doch ein theures Wesen, für das ich leben kann.

„Augusten's treue Dienerin begleitet uns. Lebe wohl, Freund! Von Hochkirchen aus erfährst Du erst wieder etwas von mir, wenn mein neuer Haushalt eingerichtet sein wird." —

„Zwischen diesem Brief," fuhr Rode erzählend fort, „und dem folgenden, lag ein bedeutender Zwischenraum. Ich schrieb ihm öfter, ohne Antwort zu erhalten. Ich konnte mir dies indessen recht wohl erklären. Clementinen's Bildung und Unterricht beschäftigte jetzt Werning zu sehr, als daß er Zeit fand zum Schreiben. Ich haderte auch nicht mit ihm — da ich gewiß wußte, daß er in dieser Beschäftigung Trost und Erheiterung für das leidende Herz fand, und Beides wieder Clementinen gewährte. Gerne wäre ich zu ihm gereist — allein die Entfernung war zu groß, und meine Berufsarbeiten ließen es nicht zu. Ich hoffte, daß in Zukunft Werning öfter schreiben würde. Indessen darin täuschte ich mich. Seine Briefe kamen immer seltener. Erst im September 1816 erhielt ich das nachfolgende Schreiben:

„Monate liegen zwischen diesen Zeilen und meinen letzten, mein theurer Rode; sei mir nicht gram! Auch mehrere Deiner Briefe blieben bisher unbeantwortet. Du weißt, wie gerne ich mit Dir mich unterhalte, wie ich in Deine Brust so gerne Freude und Leid der meinigen goß — auch bisher hatte ich oft Veranlassung dazu gehabt; allein Clementinen's Ausbildung fesselte mich ganz. Meine gute Auguste hatte zu viel Vertrauen zu der Bildungsanstalt. Sie leistete, wie so viele ihres Gleichen, im Ganzen nichts — und schaden oft mehr, als sie nützen. Für Clementinen war es recht gut, daß sie die Anstalt verließ. Noch ist die einfache Natur erhalten und noch nicht verdrängt von jener karikirten Unnatur, jener puppenartigen Steifheit, wie sie uns so oft

an solchen Treibhauspflanzen vor Augen tritt. In weiblichen Künsten hat sie viel gewonnen — aber an innerer, wahrer Geistesbildung ist sie sehr versäumt. Das fühlt sie jetzt selbst, wo ich mit allem Fleiß und aller Liebe, und doch auf eine zwanglose, sie ansprechende Weise sie einführe in die heiligen Hallen der Geschichte, sie kennen und verstehen lehre den wunderbaren Bau und Haushalt, den Reichthum des Segens und die Schönheit der Natur; sie einen ernsten Blick thun lehre in die Welt und ihr großes Ganze, unten in das, was der Erdbeschreibung, und oben, was dem Gebiete der Sternenwelt angehört. Der Prediger ertheilt ihr den Unterricht in der Religion, und nächstes Frühjahr, wenn das schöne Fest der Auferstehung das Licht seiner beseligenden Hoffnung in das gläubige Gemüth strahlt, wird sie aufgenommen in den Christenbund. Sie erfaßt Alles mit Wärme. Besonders gibt die Religion ihrem Wesen sichtlich eine höhere Weihe. O, Du solltest sie sehen, wie sie mit Auge und Ohr auf mich gerichtet dasitzt, oder mit mir im Garten lustwandelt, wenn ich ihr erzählend diese Kenntnisse beizubringen suche, welche besonnene, oft mich verwirrende Fragen sie thut, und wie, wenn sie irgend einen Gegenstand so recht klar aufgefaßt hat, ihr Dank und ihre Liebe so erhebend sich ausspricht. Sie liest mir vor. Von jeher war Länder- und Völkerkunde für mich ein äußerst wichtiger Zweig der Literatur. Die neuesten Reisebeschreibungen liest sie mir nun vor. Da gibt es so oft wieder Gelegenheit, außer der belehrenden Unterhaltung an und für sich irgend einen Gegenstand der Naturlehre oder Naturgeschichte oder Technologie aufzufassen und ihr bekannt zu machen. Sie kann kaum die Stunden erwarten, die dazu bestimmt sind. Oft liest sie mir aus unseren klassischen Dichtern vor mit einem so

wahren, tiefen und richtigen Gefühl und Ausdruck, mit ihrer so rührenden und wohlklingenden Stimme, daß ich mit wahrer Seelenfreude zuhöre, daß ich meine, ich hätte nie so tief diese Schönheiten empfunden und oft begeistert wurde von den erhabenen Ideen. Clementine hat überwiegende Talente für Musik. Schon in der Anstalt empfing sie Unterricht auf dem Piano und der Harfe. Nun halte ich ihr einen eigenen Musiklehrer, und auch hier sind ihre Fortschritte ans Wunderbare grenzend. Wie oft scheucht sie den Trübsinn von mir, der manchmal sich wie ein Nebel über mein Gemüth senkt. Setzt sie sich dann, und es ist, als wüßte sie schon die Macht, welche die Tonkunst von jeher über mein Gemüth ausübte — als sähe sie den bösen Geist nahen — setzt sie sich dann an den Flügel, oder gleiten ihre Finger über der Harfe Saiten, und sie erhebt ihre klare, flötende Stimme, — dann sinkt jener Nebel, dann hebt sich mein Geist jungbeschwingt wieder empor, und ein süßer Frieden zieht durch meine Brust, oder er löst sich in eine Wehmuth auf, die mir Thränen in das Auge lockt. Sieht sie das, dann verläßt sie das Instrument, kommt zu mir, fragt so traulich: „Was ist Ihnen, lieber Oheim?" und plaudert nun so süß oder zieht mich hinaus ins Freie, in den Garten zu ihren Blumen — daß ich wieder genese von meiner Schwermuth, und heiter werde wie sie, die heitere Seele.

„Sieh, durch diese Schilderung beantworte ich Dir indirect die Frage, wie ich lebe? — und Du wirst Dir selbst die Antwort geben: Glücklich! Ich hatte es wahrlich nie geahnet, daß mein Leben so glücklich werden könnte. Lebte jetzt Auguste noch! — O, wie glücklich müßte das Mutterherz sein, wenn es diese Entwickelung zu allem Guten und Wahren und Schönen bei ihrer Clementine

sähe! Ich habe die Mutterfreude mit den Pflichten geerbt. Gewiß, Rode, es ist eine selige Freude, diesen Riesenschritten zu folgen, mit denen das Mädchen das Gebiet des Wissens durchschreitet, und eine Lust, zu beobachten, wie sie sich auch in körperlicher Rücksicht zu einem Wesen entfaltet, dessen Liebreiz wirklich bezaubernd zu werden verspricht. Ich werde wieder jung, Rode — in diesen Verhältnissen. Ich vergesse die Jahre, die hinter mir liegen, und gebe mich ganz diesem schönen Leben hin. Könntest Du bei mir sein, und meine Freuden theilen — Freund! sie wären dann zehnfach.

„Es ist jetzt oft der Fall, daß ich einige Zeit entfernt bin. Komme ich dann, vom Heimweh getrieben, zurück, — dann sagt gewöhnlich die treue Dienerin, es sei mit Clementinen nicht auszuhalten gewesen. Sie habe keine Ruhe, keine Lust zur Thätigkeit, sie gehe traurig umher. Komme ich, — o dann eilt sie mir jubelnd entgegen, und weiß sie den Tag, dann kann ich rechnen, daß ich sie auf der Höhe finde, die etwa eine Stunde von Hochkirchen liegt, wo sie mich erwartet. Diese Freude ist köstlich. Sie fliegt dann an meinen Hals, sie jubelt und weint fast zu gleicher Zeit, und ich alter Narr habe schon manchmal selbst Freudenthränen über des Mädchens Anhänglichkeit vergossen.

„Glaube indessen ja nicht, daß ich bloß ein Weltkind, bloß ein so gewöhnliches, hochadeliges Dämchen aus ihr bilden will, die von Allem zu sagen weiß, nur nicht von dem Hause und seiner Welt, in der das Weib so recht eigentlich die ihrige hat. Augusten's treue Dienerin, die mit wahrhaft mütterlicher Liebe an Clementinen hängt, führt sie in dieses Heiligthum des Frauenberufs ein. Sie leitet die Wirthschaft. Selbst in der Küche ist sie beschäftigt, und auch diese Zweige des weiblichen Berufs erfaßt sie mit der ihr eigenen Lebhaftigkeit und Thätigkeit.

„Schmerzt mich manchmal mein invalider halbhölzerner Fuß — was jetzt immer seltener ist, dann solltest Du die rührende Sorgfalt, die innige Theilnahme, das Bestreben sehen, mir den Schmerz zu lindern! Du würdest dann es natürlich finden, daß ich mit ganzer Seele an Clementinen hänge.

„Nicht wahr, ich habe Dir nun recht viel von meinem Treiben geschrieben? Dir kann ich's ja auch, sonst Niemanden; denn Du freuest Dich mit mir wie Du mit mir trauertest. Lebe wohl!"

„Werning's folgende Briefe waren immer voll Lob Clementinen's. Das Mädchen war seine Welt, seine Freude, sein Glück. Seine Seele war nur immer bei ihr. Nach Verlauf zweier Jahre indessen wurden seine Briefe seltener. War er zuletzt schwärmerisch für Clementine eingenommen gewesen, so sprach er jetzt mit einem gewissen Ernste von ihr, und es herrschte ein elegischer Ton in seinen Briefen. Da erst blickte ich in sein Herz. Er liebte Clementinen. Das war das Geheimniß seines Herzens, welches er selbst noch nicht kannte, oder doch noch nicht zu kennen schien. Ich wollte ihm den Schleier nicht vom Auge wegziehen. Indessen wurde er immer schwermüthiger, ja er war zuletzt mit sich selbst zerfallen, als ihm sein Gefühl durch mich endlich klar wurde. Ich konnte mir den Gang dieser Liebe klar denken. Anfangs war es nur die uneigennützigste Vaterliebe zu der Waise der Schwester, zu dem einzigen ihm verwandten Wesen. Dieses Wesen entwickelte nun vor seinen Augen seinen schönen Geist, sein reines, herrliches Gemüth, entwickelte der Schönheit edelste Formen, wuchs heran zur blühenden Jungfrau, trat in das Lebens-

alter, wo die Jungfrau der frischerblühenden Rose gleicht, und ihr Liebreiz das Herz mit einem unaussprechlichen Zauber erfaßt, auch das roheste selbst, wie vielmehr das edle, gefühlvolle, und nun lernte er ihren Werth kennen, empfinden und — die Liebe saß schon fest, ohne daß er es wußte. — Da antwortete er mir:

„Du hast eine Fackel in die Finsterniß und Verblendung meines Innern geworfen, theurer Freund! die es furchtbar erschüttert hat. Ich bin erschrocken — ich fuhr mit Entsetzen vor mir zurück. Ja, Du hast Recht, ich fühle es tief im Herzen, ich liebe das engelgleiche Wesen, das mich in allem Zauber der Jugend, Schönheit, des Talents und der reinsten Weiblichkeit umschwebt. Großer Gott! wie konnte das mir so lange verborgen bleiben? Jetzt fällt die Binde, wo es zu spät ist. Ich habe, seit ich Deinen schrecklichen Brief erhielt, und es ist ja schon lange, lange her, ich habe seitdem gekämpft, furchtbar gekämpft, — aber ach! all mein Kämpfen ist umsonst, schwebt sie wieder daher — die Liebliche, dann sind alle Siege über mein thörichtes Herz eitel. Ich beschwöre Dich, sage mir, wie soll ich geheilt werden? — Ich muß fort von hier. Ich will reisen, bis meine Vernunft gesiegt hat. Wie könnte sie mich lieben — sie — das junge, blühende Mädchen, mich — den Mann von sechs und dreißig Jahren — mich alten invaliden Soldaten? — Ha! bist du wahnsinnig, Werning? — Wahnsinn ist's, schrecklicher Wahnsinn! Ich will, ich muß fort — ehe Clementine es ahnet, was in mir vorgeht!“ —

Vierzehn Tage später fortgesetzt:

„Rode, Rode, an welchem Abgrunde stehe ich! Clementine ahnet es wohl. Sie war ja sonst noch immer so kindlich zutraulich — und jetzt ist sie scheu, ernst —

sie blickt mich nur verstohlen an, und dann mit seltsamem Ausdruck. Ihr Auge ist oft trübe — es zeigt Spuren heimlich vergossener Thränen. Das Glück ist gewichen aus meinem Haus — aus meinem Herzen auf immer. Mein innerer Zwiespalt warf mich aufs Siechbett. O, da, da war sie wieder wie einst — da sah wieder die alte Liebe zum Oheim aus den klaren, himmlischen Augen. Da saß sie an meinem Bette und fragte wieder wie sonst — liebevoll. Ach, sie wußte es ja nicht, wie sie das ver= so derbende Gift in mein Herz flößte, wie sie den zerreißenden Zwiespalt meines Innern noch steigerte. Es waren Tage der Seligkeit und des namenlosen Schmerzes. Ich genas — siehe da, seit ich wieder umhergehe, ist sie wieder scheu, ernst, melancholisch, seufzt und weint. — Auch ihren Frieden habe ich wohl gestört. Da klage ich mich an einer schrecklichen Schuld, eines Verbrechens, werth der höchsten Strafe. Ich suche mich an die Entfernung von ihr zu gewöhnen. Ich bleibe tagelang weg — aber die Sehnsucht bleibt, und ein Weh — das mich tödten wird. Komme ich dann am Abend heim, dann fliegt sie mir entgegen — und bleibt erschreckend auf halbem Wege stehen. Kann sie mich noch achten, mir noch gut sein? frage ich mich oft selbst, aber da sehe ich wieder die tausend Zeichen ihrer liebevollen Aufmerksamkeit, die tausend Kleinigkeiten, die doch so bedeutungsvoll sind.

„Ich saß neulich im Garten. Da kam sie mit ihrer Arbeit und einem Buche.

„Sie sind so traurig, liebster Oheim, sagte sie fast weinend, soll ich Ihnen vorlesen? oder — sie stockte.

„Mein Herz bebte. Ja, lies liebe Clementine, bat ich.

„Da begann sie — aber die Stimme bebte — sie konnte nicht.

„Sie wollte aufstehen und weggehen.

„O bleibe doch, liebe Clementine, bat ich wieder. — Ich hatte mich gesammelt, ich wollte ihr sagen, daß ich sie verlassen müsse. Sie setzte sich; aber sie wendete das Gesicht ab, es standen Thränen in ihren Augen.

„Ich muß auf lange Zeit verreisen, hob ich mühsam die Worte herausstoßend an — ich muß — nach England.

„Nach England?! rief sie, und stromweise perlten die Thränen über ihre Wangen. — — Ach, fuhr sie fort, was wird dann aus mir werden?

„Rode, da preßte es meine Brust zusammen, daß ich aufspringen mußte, um Luft zu gewinnen.

„Ich ging eine Weile auf und nieder, um Fassung zu gewinnen.

„Der Prediger und seine Frau ziehen zu dir aufs Schloß, da wird dir die Zeit schnell und angenehm verstreichen.

„Angenehm? wiederholte sie und sah mich schmerzlich an. O, sagte sie, dann müßte ich vergessen, wie ich bisher gelebt. —

„Wie erschrak sie, als das Wort ausgesprochen war. Sie erröthete und erbleichte in einem Moment.

„O, ich dankte Gott, daß der Justitiarius kam und diese peinvolle Unterredung abbrach. Clementine entfernte sich. Der Justitiarius begriff mich nicht, denn ich gab ihm die seltsamsten Antworten von der Welt. Als er ging — wanderte ich hinaus aufs Feld und suchte Ruhe.

„Ich kehrte spät heim. Clementine ließ sich entschuldigen — ihr sei nicht wohl, sagte die Dienerin.

„Jetzt fühlte ich eine Angst, der nichts gleich kam. Ich fragte, was ihr sei.

„Ach, sagte die gute Seele, ich begreife das Fräulein

nicht mehr. Sie ist ganz umgewandelt. Sie weint oft, oft lächelt sie wie eine Selige. Heute aber war sie ganz trostlos.

„Sieh, da stand mein Entschluß fest. Ich muß fort, ehe es auch für ihren Frieden zu spät ist. In acht Tagen reise ich nach Pyrmont, bleibe da einige Wochen und gehe nach Frankreich und England. O, könnte ich dich sprechen, Dich sehen! Lebe wohl!"

„Ich las diesen Brief, fuhr Rode fort, und lächelte und dankte Gott. Geh' du nur, sagte ich, sie liebt dich, daran ist kein Zweifel, und dein Himmel ist dir nahe, während du, Edler, Höllenqual duldest!

„Mein Entschluß war schnell gefaßt. Ich suchte Urlaub nach und erhielt ihn, nahm Werning's Briefe zu mir und reiste ab. — Nach vier Tagen kam ich nach Hochkirchen. Ich fuhr beim Prediger vor, den ich von früheren Jahren kannte. „Ist der Baron zu Hause?" fragte ich.

„Er ist gestern abgereist," sprach er, — „Gott weiß, was ihn dazu bewegt. Der edle Mann ist mir seit einem halben Jahr ein Räthsel geworden. Jenes harmlose Glück, das sonst ihn wie sein Engel umschwebte, ist gewichen. Er ist unglücklich, und Niemand erräth den Grund."

Ich schwieg und ging aufs Schloß.

Durch den Garten ging ich ungesehen dem Schlosse zu. Ein Saal, dessen Thür in den Garten ging, aus dessen halbkreisförmigen hohen Fenstern man fast den größern Theil des Gartens übersehen konnte — war Werning's Lieblingsaufenthalt. Die Thüre stand offen. In voller Blüthenpracht stand der Garten.

Ich bog eben um eine Gruppe blühender Gebüsche, da sah ich nicht weit von mir eine weibliche Gestalt. Sie war in ein einfaches weißes Kleid gehüllt. Aber welch

eine Gestalt? — Schöner sah ich sie nie, die Formen des weiblichen Körpers. Sie hatte etwas Majestätisches. Eine Fülle blonder Locken ringelte sich um einen Nacken, den man ein vollendetes Meisterstück der Natur nennen konnte. Ich trat in das Gebüsch zurück, das mich verbarg, ohne mir ihren Anblick zu entziehen. Es war Clementine. Nach einigen Augenblicken wandte sie sich gegen mich. Ich hatte sie mir schön gedacht, nach Werning's begeisterter Schilderung — aber wie weit blieb diese hinter dem Urbilde zurück! Dieser Liebreiz, diese Unschuld, diese Engelsmilde — nein, sie ist nicht wieder in Einem Wesen vereint zu finden. Ich war überrascht, geblendet. Ich begriff es nun, wie es nicht anders möglich war, als daß Werning sie lieben mußte. Sie kam näher zu mir. Ihr Gang war nur ein Schweben. Der niedliche Fuß ließ keine Spur im schwellenden Rasen zurück. Und doch sah sie bleich, leidend aus. Eine Rasenbank stand vor dem Gebüsche — das mich versteckte, darauf ließ sie sich nieder. Ihr schönes Haupt sank in die Hand, und tiefe Seufzer arbeiteten sich aus der Brust hervor. So saß sie eine Weile still. Es schien mir, sie weine.

„Wo magst du jetzt schon sein?" sagte sie laut — den Blick in die sich vor ihr ausbreitende Fläche hinausgewendet. „Warum zogst du weg?" fuhr sie fort. „So kennt und liebt man dein edles Herz doch in der Fremde nicht — als hier."

Mit einem Male fuhr sie auf. Glühend roth ihre Wangen, ihre schöne Stirne — sah sie sich um mit sichtbarer Furcht, behorcht worden zu sein. Sie konnte mich indessen durchaus nicht sehen.

Sie setzte ihren Monolog fort — aber ich vermochte auch kein Wort mehr zu verstehen. Ueber eine Weile

erhob sie sich und pflückte von dem Gebüsche Rosen — dann ging sie zu einer alten Eiche, die in einiger Entfernung ihre schirmenden Aeste über einen blühenden Rasenteppich breitete, und brach Zweige ab, und daraus wand sie einen Kranz. Plötzlich bückte sie sich zu dem Rasen. Da blühte das Blümchen der Treue. Sie brach einige Vergißmeinnicht, um sie in den Kranz zu winden — doch sie besann sich und warf sie wieder weg. Sie kam wieder zur Bank und setzte ihr Geschäft fort mit vieler Emsigkeit. „Nein," sagte sie endlich — „Vergißmeinnicht flechte ich nicht hinein!" Sie legte dabei die Hand auf ihre Brust.

Was in ihr vorging, glaubte ich zu errathen. Die Pantomime war so ausdrucksvoll, daß man sie unmöglich mißverstehen konnte. Du verräthst meine Gefühle — du Blümchen, wollte sie sagen, und diese Gefühle müssen in meiner Brust dem Auge der Welt verborgen schlummern."

„Habe ich sie richtig erklärt?" fragte Rode die Frauen, und diese gestanden ihm einstimmig die Richtigkeit seiner Interpretation zu, baten ihn aber zugleich, doch ja ununterbrochen fortzufahren.

„Als der Kranz gewunden war, erhob sie sich und ging auf die Thüre des Gartensaales zu, hinter welcher die herrliche Gestalt verschwand.

Das niedrige Werk des Lauschens hatte ich nun einmal übernommen — jetzt konnte ich es auch noch nicht aufgeben. Ein Cytisus senkte seine Blüthenzweige dicht an einem der Fenster des Saales herab. Auf einem Umwege kam ich dahin. Das Plätzchen war nicht schöner für mich zu finden. Gerade vor mir stand Clementine und befestigte den Kranz, welchen sie gewunden, um Werning's sehr ähnliches Bild. Die Thränen standen ihr dabei immer in den himmlisch blauen Augen.

Als sie ihr Werk vollendet, setzte sie sich vor das Bild und sah es unverwandt an. Ihre Lippen bewegten sich leise. Ein bezauberndes Lächeln umschwebte ihre Züge. Hören konnte ich nichts, und gesehen glaubte ich genug zu haben. Ich verließ meinen Schlupfwinkel und ging zu der Thüre des Gartens zurück, um nun den geraden Weg zu gehen.

Als ich in die Nähe des Saales kam, blieb ich stehen, sah mich um und machte ein Geräusch.

Sie gewahrte mich, sprang erglühend auf und wollte sich entfernen. Doch sie besann sich und kam auf mich zu.

Ich begrüßte sie, und fragte nach dem Baron.

„Ich bedauere, Ihnen sagen zu müssen, daß er auf einer Reise nach England ist," sagte sie sehr verbindlich.

„Dann habe ich eine sehr weite Reise umsonst gemacht, und die freudige Hoffnung des Wiedersehens umsonst genährt" — sagte ich in anscheinendem Unmuth.

„Er wird es sehr bedauern!" —

„Ohne Zweifel, mein Fräulein," versetzte ich zuversichtlich; „denn wo die Freundschaft so lange gewährt, so treu erprobt ist, als zwischen uns, da muß solcher Zufall beiden Theilen gleich wehe thun.

Sie sah mich jetzt forschend an.

„Ich heiße Rode, mein Fräulein," fuhr ich fort — „vielleicht ist Ihnen der Name nicht fremd?"

„Rode?"! rief sie aus, und wieder malte ein hohes Erröthen die lieblichen, bleichen Züge, und verschönerten sie unendlich. „Rode? — o dann sein Sie mir zehnfach willkommen, ich weiß nur zu gut, wie meines Oheims Herz sie liebt."

Da reichte ich ihr die Hand. „Wir sind uns dann auch nicht mehr fremd — theure Clementine," sagte ich,

und diese Worte kamen aus dem Herzen, „dann sehen Sie mich als ihren Freund an, und erlauben Sie mir, jede Förmlichkeit abzulegen, Sie mit dem schönen Namen: Clementine zu nennen, und — einige Tage mit Ihnen zu verleben — da ich nun einmal meinen Werning nicht finde.“

O, da hätten Sie das liebe Mädchen sehen sollen! Eine Heiterkeit überstrahlte ihr Gesicht, die es noch reizender machte. Sie drückte mit rührender Freundlichkeit meine Hand und sagte: „Wie freue ich mich, Sie ganz so zu finden, wie Sie oft der Oheim mit der Freundschaft hoher Begeisterung schilderte.“

Sie führte mich in den Saal.

Aber wie erröthete sie, als ich, Werning's Bild erblickend, darauf zuging, und den bedeutungsvollen Kranz gewahrte.

„Du guter, edler Mensch!“ sagte ich, selbst lebhaft ergriffen — „ja du verdienst, was dieser Kranz spricht: Ewige Liebe!“ —

„Wahrlich,“ fuhr ich zu ihr gewendet fort, „ich möchte Werning beneiden! Wer so in den Herzen der Seinen lebt, der hat das schönste Loos des Lebens gezogen.“

Sie war unaussprechlich verwirrt, und stotternd sagte sie: „Er ist ja auch so gut!“

„Wohl ist er das, theure Clementine,“ fuhr ich, von seinem Werthe lebhaft durchdrungen, fort. „Sie sollten ihn kennen, wie ich! Sie sollten in die Tiefe dieses reichen Herzens geblickt haben, sollten ihn unter den schwersten Prüfungen und Kämpfen gekannt haben, wie ich, und so lange wie ich — Sie würden dann bekennen müssen, daß er einer der edelsten ist, die die Erde trägt.“

Die Begeisterung riß sie hin. Ihr klares, großes

Auge sah ohne Scheu in das meine — ich sah es, ich hatte mir ihr Herz, ihr Vertrauen ganz gewonnen. Als ich schwieg — sagte sie gerührt:

„Es thut mir so wohl, aus Ihrem Munde zu hören, was ich so tief fühle. — Glauben sie mir, ich kenne sein edles Herz. Habe ich denn nicht tausend Beweise davon? Bin ich nicht, was ich bin, durch ihn? Und wenn etwas Gutes in mir ist, so ist es sein Werk!“ —

Sie sprach diese Worte rasch und feurig — und doch stockte sie zuletzt und erröthete, als hätte sie zuviel gesagt.

Ich drückte ihre Hand. Wir setzten uns nieder, wir plauderten von Werning. Ich erzählte ihr so manchen schönen Zug seines Herzens. Ihr Blick hing an meinem Mund, und manche Thräne rieselte über ihre Wangen herab.

Ich trat dann zum Flügel. Einige der Lieblingslieder Werning's lagen da. Ich ergriff Mozart's herrliches „Vergißmeinnicht“ legte es auf, und bat sie, es zu singen.

Sie entschuldigte sich damit, daß sie jetzt nicht in der geeigneten Stimmung sei. Als ich aber in sie drang, als ich ihr sagte, daß mir Werning ihre wunderliebliche Stimme geschildert, und sie bat, sie möge einmal denken, sie sänge es *ihm* — da zauderte sie nicht länger, und sang mit tiefer Bewegung das Lied.

„Ich glaube fast,“ sagte ich, als sie geendet, „ein ähnliches Gefühl, als diese Worte und Töne es schildern, erfüllt jetzt Werning's Brust — ich weiß, wie unendlich schwer es ihm wurde, sich von Ihnen zu trennen.“

Sie schlug das Auge nieder, und ein stürmisches Gefühl hob die jungfräuliche Brust.

Ich mußte jetzt abbrechen. Nicht zu schnell wollte ich vorschreiten. Doch ich kannte jetzt das Terrain, auf dem ich agiren mußte, genug, um meines schönen Zieles gewiß zu sein.

Sie entschuldigte sich nun, daß sie mich verlassen müsse — und ich ging in den Garten.

Dort fand ich Werning's Reitknecht, den alten treuen Jacob, den ich in Paris bei ihm gefunden. Die treue Seele jauchzte laut auf bei meinem Anblick.

„Du hier, Jacob und dein Herr reiset?“ fragte ich erstaunt.

„Ach, Herr Rode,“ sagte er, „der gute Gott weiß es am besten, was unserem Herrn ist. Er reiste allein ab, und versagte es mir streng, ihn zu begleiten. Es ist nicht mehr, wie es war,“ fuhr er fort, „er ist nicht glücklich, der gute Herr. Wir waren alle immer so froh — das ist jetzt anders. Nur trüben Gesichtern begegnet man. Wir fragen uns Alle, und Niemand weiß warum. Ich habe oft an Sie gedacht, Sie vermögen so viel über ihn; aber ich wußte, sie wohnten zu weit entfernt.“ —

„Sieh, eben darum kam ich, Jacob, und du mußt insgeheim, ohne daß Clementine etwas erfährt, heute noch deinem Herrn nach.“

„Aber um Gottes Willen, wir wissen ja nicht einmal, welchen Weg er nahm, da er mich von der nächsten Station zurücksandte!“ —

„In Pyrmont findest du ihn sicher. Dahin mußt du. Rüste dich sogleich und komme zum Prediger, dahin gehe ich eben, dir einige Zeilen zu schreiben.“ Ich ging dahin, und Jacob eilte kopfschüttelnd von dannen, sich reisefertig zu machen.

Bei dem Prediger schrieb ich Werning, daß ich hier

angekommen sei, in der Hoffnung, ihn noch zu finden. Dinge von der größten Wichtigkeit habe ich mit ihm zu reden, darum müsse ich wünschen, daß er am 30. Juni auf der nächsten Station eintreffe, wenn er es nicht vorzöge, hierher zurückzukehren. Auf der schönen Höhe bei Hochkirchen wollten wir uns um drei Uhr an diesem Tage treffen.

Jacob nahm den Brief und ritt weg. Es waren bis zum dreißigsten noch zehn volle Tage, und ich konnte bis dahin gewiß am Ziele sein. Der Prediger wußte auch aus mir nicht klug zu werden. Er war ein sehr wackerer Mann, Werning von ganzer Seele ergeben und sein Freund. Darum glaubte ich ihn in das Geheimniß einweihen zu dürfen. Wie sah er mich so überrascht an, als ich ihm meine Eröffnungen gemacht!

„Wahrlich!" rief er aus, „so ist es! Sie haben tiefer geblickt, als wir Alle. Und glauben Sie, daß Clementine ihn liebt?" — fragte er angelegentlich.

„Ohne Zweifel," versetzte ich. „Darum eben kam ich hierher, um ihr Herz zu prüfen, und schon jetzt glaube ich vollkommen überzeugt zu sein."

Der Prediger sann eine Weile nach; „Sie können Recht haben," sagte er dann; „meine Frau ist Clementinen's Freundin; sie sind an Jahren wenig verschieden, und sie sagte mir einst, sie glaube fast, daß Clementinen's Liebe zu Werning mehr sei als Dankbarkeit und Verehrung!"

„O, Gott segne Ihr schönes Bemühen," rief er dann plötzlich erfreut aus, „mit reichem Erfolg!"

Ich kehrte nun ins Schloß zurück. Clementine, ihre Kammerfrau und ich aßen zusammen. Am Abend leistete uns die Prediger-Familie Gesellschaft. Werning war der

Gegenstand aller unserer Gespräche, und der Prediger hob seine Verdienste um das Dorf in begeisterter Rede hervor. Clementine lauschte mit seliger Freude — dem Lobe.

Und als der Prediger ging, flüsterte er mir ins Ohr:

„So glücklich sah ich sie seit Monaten nicht! Es gelingt — Gott segne Sie!“

Mit jeder Stunde wurde ich nun vertrauter mit Clementinen. Ihr schönes Herz erschloß sich so arglos. Ich sah nur Werning's Bild auf seinem Altare. Nach einigen Tagen bat ich sie, mich auf die schöne Höhe zu führen, wo sie so oft Werning erwartet habe, wenn er von einer Reise zurückgekehrt sei.

Sie erröthete — aber sie schlug es nicht ab. Sie nahm meinen Arm, und wir traten die Wanderung an.

Die Aussicht oben war entzückend. Wir setzten uns auf das schwellende Moos, welches den Boden bedeckte — unter das Laubdach einer alten ehrwürdigen Eiche.

„Wenn er jetzt so plötzlich aus dem Gebüsche träte“ — fragte ich, „wie würde Ihnen da zu Muthe sein?“ —

„Wer?“ fragte sie hastig und sah leuchtenden Blicks umher — den sie eilend wieder wehmüthig senkte, als er ihn nicht fand.

„Werning,“ erwiederte ich.

„O, ich würde ihm so gerne entgegen eilen!“ versetzte sie mit hohem Erröthen.

„Wir sind jetzt so ungestört, liebe Clementine,“ hob ich an, „da muß ich Ihnen denn doch eine mir wichtige Frage vorlegen. War nicht Werning in der letzten Zeit sehr düster und schwermüthig?“

„Ach, ja,“ seufzte sie, „und wir hatten ihn ja doch Alle so lieb. Gott weiß es, was ihm war.“ Ihr Auge wurde feucht.

„Und ahneten Sie nie den Beweggrund seiner Reise? Lassen Sie uns offen, voll Zutrauen sein! Sie kennen mich und meine Liebe zu Werning und Ihnen.“ —

Eine Gluth übergoß sie — Ihr Herz pochte fast hörbar. Sie bedeckte Ihre Augen mit beiden Händen — dann stieß sie die Worte heraus: „Ich weiß es nicht!“ — und blieb in derselben Stellung. Ihre Glieder bebten, zitterten. —

„Glauben Sie mir, theure Clementine,“ fuhr ich fort, „Ihr Wohl und das Werning's liegt mir am Herzen. Lesen Sie diese Briefe — dann geht Ihnen vielleicht ein Licht auf.“ Ich reichte ihr Werning's Briefe an mich, und ging die Höhe hinab, sie allein zu lassen.

Jetzt nahte die Entscheidung. So gewiß ich auch meiner Sache zu sein glaubte, so ergriff mich dennoch jetzt eine Unruhe, eine Bangigkeit, ein Zagen, das ich nicht beschreiben kann. Eine peinvolle Viertelstunde verlebte ich. Ich war keines Gedankens fähig.

Endlich kehrte ich zitternd zu dem Orte zurück, wo ich sie verlassen. Lautlose Stille herrschte. Ich bog das Buschwerk auseinander. Welch ein Anblick erwartete mich! Da kniete Clementine, die Briefe Werning's an ihre Brust gedrückt, in heißen Gebeten. Ihr Antlitz strahlte von innerer Seligkeit, und doch rannen ihre Thränen. —

Leise zog ich mich zurück, und erst nach einer Weile kehrte ich wieder zu ihr.

Unbeschreiblich ist der Ausdruck ihres Gesichtes. Das Glühen der jungfräulichen Scham, die Wonne, sich geliebt zu wissen, und doch wieder so innige Wehmuth sprach es aus, daß ich nicht weiß, welches von allen dreien das herrschende war.

Sie reichte mir mit niedergeschlagenen Augen ihre

Hand. Ich zog sie zum Sitze nieder. Da lehnte sie ihr Haupt an meine Brust und weinte laut.

„Was ist Ihnen, theure Clementine," fragte ich bewegt, „hätte ich schweigen sollen?" —

„O lassen Sie mich," bat sie. „Ich kann ja nicht reden, nicht sagen, was ich fühle!" —

Eine lange, stumme Pause folgte; dann hob sie ihr Antlitz zu mir.

„Ist es wirklich so?" fragte sie.

„O, Clementine, Werning's Herz liegt vor mir und Ihnen, wie der klare Himmel über uns. Ich beschwöre Sie, wenn Sie es vermögen, sagen Sie mir, finden Sie in Ihrem Innern ein entsprechendes Gefühl?"

Da flüsterte sie ein leises, kaum hörbares: „Ja!"

Freunde, da drückte ich das Mädchen, meiner selbst nicht mächtig, an meine Brust! Da jubelte ich: „Werning, Werning!" rief ich aus, „du Glücklicher, komm wieder an das Herz, das dich liebt!" Ich wußte nicht mehr, was ich redete, was ich that.

Sie sah mich endlich verschämt an und fragte: „Darf ich die Briefe behalten?"

„Sie sind dein, Clementine!" rief ich aus, „denn sein Herz ist ja dein. Gott Lob! der mir's ins Herz gab, hierher zu eilen!"

„Aber Werning," fragte sie leise, „wo ist er?"

„Er wird kommen, Clementine, in einigen Tagen. Ich habe, weil ich in Ihr Herz geblickt hatte, Jacob ihm nachgeschickt. Jetzt muß ich Ihnen Alles sagen: Sehen Sie, ich stand ungesehen hinter Ihnen, als Sie den Kranz um Werning's Bild wanden; ich hörte Ihre Worte, sah Ihre Thränen, sah sie vor dem Bilde stehen — und ich wußte genug, mehr als Sie. Da war mein Entschluß

gefaßt, auch Ihnen über Ihre heiligsten, Ihnen noch dunklen Gefühle die Augen zu öffnen, und zwei Herzen glücklich zu machen, die des Glücks so würdig sind. Herr, ich danke dir, daß mein Streben gelang!" —

Da schlang Clementine ihren Arm um meinen Hals und weinte die Thränen der seligsten Empfindung an meinem Herzen, und ich nannte sie Schwester und sie mich Bruder, und auch unser Bund war geschlossen.

Die Tage, die nun noch bis zum dreißigsten hinflossen — waren Tage des reinsten Glückes, der heißesten Sehnsucht. Clementine blühte auf wie die junge Rose im Strahle der Morgensonne. Der Liebe Glück goß all seinen Zauber über sie. Ich verließ sie nun keinen Augenblick. Wir sprachen nur von Werning und seiner stummen, aufopfernden Liebe.

So kam endlich der 30. Juni. Ich hatte einen geheimen Boten nach der Stadt gesendet. Werning war da.

Nach Tisch — es war Werning's Geburtstag, bat ich Clementinen, sich zu schmücken. Sie lächelte erröthend, aber sie that es. Ich ging in das Gewächshaus und schnitt zu des Gärtners Aerger eine der schönsten Myrthen zusammen, und wand ein Kränzchen daraus, welches ich wohl verwahrt zu mir steckte. Eine eben erblühende Moosrose pflückte ich für Clementinen. Werning's Bild war heute mit Rosen und Vergißmeinnicht umwunden. Ich wartete lange. Endlich kam sie. Ihr ganzer Schmuck war ein einfaches weißes Kleid mit einer himmelblauen Schärpe. Ich konnte mein Auge nicht von ihr wenden, so schön war sie. Die Moosrose steckte sie an die ungestüm wogende Brust.

„Wollen wir nicht den schönen Tag auf der uns so lieben Höhe feiern?" fragte ich sie.

„O ja," entgegnete sie, „die Aussicht ist so schön." — „Nicht auch die Erinnerung?" fragte ich scherzend.

Wir gingen. Es war etwa zwei Uhr Mittags, als wir unweit der Fläche auf der Höhe anlangten.

„Nur einen Wunsch hätte ich heute," sagte ich leise zu ihr.

„Und der wäre?" fragte sie.

„Daß wir Werning da oben fänden."

Sie sah mich mit ängstlicher Freude an.

Ich zog sie fort. Wir kamen oben an. „Bleiben Sie einen Augenblick hier, liebe Clementine," sprach ich — und ging etwas voraus. Ja, da saß er, bleich und düster, das Haupt in die Hand gestützt, am Stamme der Eiche. Ich winkte ihr. Zitternd nahte sie. Ich wies ihr Werning.

„O Gott!" rief sie aus und hielt sich krampfhaft an meinen Arm. — Dann flog sie wie ein Reh durch die Büsche auf ihn zu — und blieb erbleichend einige Schritte von ihm stehen.

Er fuhr auf — und sah sie an wie ein Wesen höherer Art — ohne Leben schien er zu sein.

Und nun trat ich hervor. „Werning!" rief ich, „Glücklicher, verschmähst du das Angebinde, das ich dir bringe?" —

Da erwachte er aus der Erstarrung.

„Sie ist dein, sie liebt dich ja, komm, komm an ihr Herz!" rief ich — da eilte er auf sie zu. Da lag sie an seiner Brust, und der Wonnekuß der glücklichen Liebe besiegelte ihren Bund.

Mir gingen die Augen über, und meine Brust war zum Zerspringen voll, und doch war ich so glücklich.

Ich setzte nun auf Clementinen's Locken den Myrthen=

kranz. Sie sah es, und verbarg an Werning's Brust ihr Gesicht. — Dann ging ich und ließ sie allein.

Wie war es so anders, als ich wiederkam! Da lag die Braut an seiner Brust — Küsse der Liebe gebend und nehmend, und der ganze Himmel der Liebe war in ihrem Herzen. Jetzt öffneten sie ihre Arme und umschlangen mich und sagten: „Sei du der Dritte in unserem Bunde! Du Gründer unseres Glückes!"

Wir kehrten nun nach Hochkirchen zurück.

Als ich am andern Morgen aufstand und ans Fenster trat, sah ich sie schon Arm in Arm lustwandeln im Garten und kosen — ich öffnete das Fenster und rief hinab:

„Vergißt du denn ganz, Werning, daß ich mit Dir nach England zu reisen hierher kam?" —

Clementine drohte mir mit ihrem niedlichen Zeigefinger, und Werning schlang seinen Arm um sie und rief herauf: „Ich bin ja im Lande der Engel und der Seligen!" —

„Lassen Sie mich," sprach nun Rode zu uns, „schnell endigen. Die glücklichste Heirath folgte, und noch heute und mit jedem Tage mehr, sagt Werning, daß nur Liebe wahrhaft beglücke und die Erde zum Himmel umwandle."

Mit dem regsten Interesse und der angestrengtesten Aufmerksamkeit waren wir Rode'n bei dieser Erzählung gefolgt; aber Niemand mehr als ich, der ich Werning so innig liebte, und mich nun seines Glückes so innig freuen konnte. Rode war heiter geworden, ja fröhlich. Das Bewußtsein — hier zwei Herzen beglückt zu haben — leuchtete aus seinem Auge.

Mein Oheim schenkte die Becher voll perlenden Weines,

und brachte einen Toast aus: „Dem bravsten Kuppler, den ich je gefunden!"

Ein herzliches Lachen erhob sich, und Jeder trank auf Rode's Wohl den Becher leer. — „Und noch einen," rief der Oheim: „Werning und seiner Clementine! Möge ihr Glück blühen!" Ebenso freudig wurde auch dieser aufgenommen.

„Für heute," sagte Rode nun, „ist mein Gemüth zu voll freundlicher Eindrücke, als daß ich Ihnen die zweite meiner Heirathsgeschichten erzählen könnte!" Unter herzlichem: „Gute Nacht!" schieden die Freunde. —

Am andern Abend versammelten sich Alle wieder, und sie konnten es kaum erwarten bis Rode kam. Amalie allein war ernst gestimmt. Schon am Morgen glaubte ich Spuren einer durchwachten und durchweinten Nacht gefunden zu haben. Sie mochte wohl die glückliche Liebe Werning's und Clementinen's mit der ihrigen verglichen haben. Ich dachte mir es wenigstens so, und fühlte das innigste Mitleid mit der Dulderin. Sie blieb in dieser schwermüthigen Stimmung. Auch meine Bemühungen, sie zu erheitern, blieben fruchtlos, und so war auch ich heute nicht heiter gestimmt. Wo Amalie trauerte, da konnte ich nicht froh sein!

Rode kam.

„Es tritt beinahe dasselbe Verhältniß wieder ein, wie gestern," hob er an, „es ist ja die Geschichte wieder eines unserer Freunde, die ich erzählen will — lieber Carl, darum für dich besonders; jedoch hoffe ich, auch Ihnen wird sie nicht uninteressant sein als Seitenstück oder besser Gegenstück zu der Werning's."

„Gewiß erinnerst du dich noch oft des heitern Wamschleder, Carl? — Er war ja auch Einer aus unserem

Freundschaftsbund — obwohl ganz verschiedenen Temperaments von uns Dreien. Leicht beweglich an Geist und Gefühl, schien fast französisches Blut in seinen Adern zu rollen. Er hatte sich der Jurisprudenz gewidmet, und obgleich er, wie du weißt, nicht viel arbeitete, so besaß er doch, als er die Universität verließ, einen soliden Schatz von Kenntnissen, die ihm eine schöne Laufbahn verhießen. Wo Andere nur mit mühsam m Fleiße sich Kenntnisse erwarben, erhaschte sie Wamschleder's Talent gleichsam im Flug, und dennoch hielt sie sein Geist mit seltener Beharrlichkeit fest, und was er einmal wußte, vergaß er nicht wieder. Sein Herz war edel und gut, und die muthwilligen Streiche, die er oft in seiner Ausgelassenheit beging, waren mehr Früchte seines jugendlichen Uebermuthes, als eines bösen Herzens. Was ihm aber oft von uns zur Last gelegt wurde, war seine Flatterhaftigkeit. Alle Mädchen in Göttingen kannte er, und es war wohl keine da, die nur irgend auf Reize Ansprüche machen konnte, in die er nicht verliebt gewesen wäre. Hatte ihn solch ein schönes Lärvchen bestrickt, dann war er von ihr begeistert. Es gab keine Göttin der alten Mythologie, mit der er sie nicht verglich, und schwur, er werde sie bis zum letzten Athemzuge lieben. Er brachte ihr Ständchen, dichtete Sonette — war, mit einem Worte, verliebt bis über die Ohren.

Wer indessen diesen Gefühlen die Ewigkeit zugetraut hätte, die er ihnen beimaß, der würde sich durchaus getäuscht haben, denn meist nach sechs oder acht Wochen war es eine Andere, die ihn ebenso bethörte und in einen gleichen Enthusiasmus versetzte. Werning war es besonders, der ihn darüber oft hart und bitter tadelte, und ihm in prophetischer Voraussicht sagte, er werde nie ganz glücklich

durch ein weibliches Wesen werden, ja er bedauere das Gemüth, das ihm einst in wahrer Liebe sich zuwende. Diese Bemerkungen thaten jedesmal Wamschleder's Herzen wehe; aber er grollte dennoch nie dem tadelnden Freunde — obgleich der Tadel ihn auch nicht besserte.

Er verließ die Universität mit uns, und nie hörte ich wieder etwas von ihm, bis vor zwei Jahren ein Zufall mich ihn wiederfinden ließ.

Meine durch vielfache Leiden erschütterte Gesundheit nöthigte mich damals, die Bäder von Teplitz zu gebrauchen.

Eines Tags, es war in der größten Hitze des Juli, saß ich in den Anlagen im Schatten eines Baumes. Schon war die größte Hitze des Tages vorüber, und allmählich füllten sich die reizenden Anlagen mit Lustwandelnden an. Ich hatte meinen Sitz so gewählt, daß ich Alle, die die Allee heraufkamen, wohl ins Auge fassen konnte. Bald wogte es herauf und hinab, und eben dieses Wogen und die seltsame Mischung von Menschen so vieler Nationen, und das Beobachten ihrer Eigenheiten und Sitten — das Studium der einzelnen Gesichter und die Enträthselung dieser Hieroglyphenschrift — gewährte mir eine höchst interessante Unterhaltung. Was mir aber besonders auffiel, war — daß ich unter der Menge auch nicht einen Bekannten traf. Eben, als ich diese Bemerkung machte, gab es in dem starken Zug eine Lücke, und ich sah in einiger Entfernung ein kleines Männchen daher kommen, dessen Aussehen kränklich war, und doch war Alles an ihm Leben und Bewegung, indem er mit einem Herrn sprach, der, sein absoluter Antipode, phlegmatisch wie ein Holländer an seiner Seite schritt und behaglich und langsam die stämmigen Beine fortsetzte. Ich faßte ihn genau ins Auge, und als er näher kam, schienen mir

die Züge wohlbekannt, indessen wußte ich mich ihrer doch nicht genau zu erinnern.

Ich schien das Männchen auch zu interessiren, denn er zog eine Lorgnette hervor und beäugelte mich.

Ich sann nach, wo ich ihn wohl konnte getroffen haben. Plötzlich aber sprang er auf mich zu und rief, mich umarmend: „Sehe ich dich denn doch noch einmal wieder, Rode!?“ —

Jetzt da ich seine Stimme hörte, kannte ich ihn — es war Wamschleder. Er ließ seinen Phlegmaticus fahren und blieb bei mir.

Seine Freude war sehr groß. Zwölf Jahre lagen zwischen unserer Trennung und diesem Wiedersehen. Wie viel gab es da zu fragen nach so Manchem. Seine erste Frage war nach dir, Carl, und nach Werning. Seine Fragen strömten noch mit eben der Schnelle über die Lippen, wie einst in jüngeren Jahren und ich konnte sie unmöglich mit eben der Schnelle beantworten, mit welcher er sie mir stellte. Diese Lebhaftigkeit seines Geistes schien mir jedoch nur ein meteorartiges Aufflammen zu sein; denn bald kehrte er in den Gleis der Ordnung und ruhigern Haltung zurück. Er ergriff meinen Arm, um mit mir in eine entlegenere und einsame Parthie der Anlage zu gehen, wo wir ungestört uns einander mittheilen konnten.

Dort betrachtete ich mir ihn recht. Er war hektisch, und man sah das allmähliche aber nichtsdestoweniger schnelle Schwinden aller Lebensgeister und Lebenskräfte. Wamschleder schien nie Anlage zu dieser schrecklichen Krankheit gehabt zu haben. Ich äußerte dem Freunde mein Befremden über sein leidendes Aussehen. — Er drückte meine Hand mit Innigkeit.

„Rode,“ sagte er, „wenn das schönste Band des Herzens zum Fluche des Lebens wird — und der Pesthauch des Unglücks jede Blüthe im Keime schon vergiftet, wunderst du dich dann noch, daß auch der kräftigste Mensch zuletzt erliegt, und wie der vom Blitze zerschmetterte und vom Hagel vollends zerschlagene Baum da steht — verwittert und zuletzt erstirbt?“ —

Ich sah ihn betroffen an. „Ist das die Schilderung deines Lebens und Seins, armer Freund?“ —

„Sie ist es,“ antwortete er seufzend. „Laß mich dir die Geschichte meines Lebens und meiner Leiden erzählen, vielleicht, daß es mir leichter ums Herz wird.“

An meiner Seite setzte er sich nieder und begann:

„Mit den schönsten Aussichten für die Zukunft verließ ich die Universität, um in den Schooß meiner Familie zurückzukehren. Ein gutes Examen eröffnete mir eine schöne Laufbahn in meinem Vaterlande, das wie du weißt, einer der kleinen deutschen selbständigen Staaten ist. Nachdem ich etwa ein halbes Jahr in meiner Vaterstadt praktizirt hatte, wurde ich zum Assessor unseres Hofgerichts ernannt, und somit in die Residenz versetzt, wo mancher neidische Blick auf den jungen Assessor fiel, der älteren und verdienstvollen Männern vorgezogen worden war — weil — der Herr Präsident jenes Gerichts seinem reichen Vater eine horrente Summe durch Abkauf eines Rittergutes schuldig geworden, und dermalen insolvent war. — Ich gestehe dir das mit Erröthen. Aus dem Grunde wollte ich jene Stelle nicht annehmen; aber Vater und Mutter baten, und das einzige Kind wollte sie nicht kränken, fühlte sich auch ungemein geschmeichelt durch den schönen Titel „Herr Hofgerichtsassessor“ und die damit als Appendix verbundenen krummen Rücken der Unterbeamten.

Ich zog mit den schönsten Erwartuugen in die Residenz, machte meine Visiten, wurde mit gleißender Artigkeit empfangen — überaus aber honorirt im Hause meines Gönners, des Präsidenten, — der mich sogleich bat, doch ja auf der diesen Abend Statt habenden Redoute zu erscheinen. Seine Familie sah ich nicht, da ein Besuch sieentfern thatte.

Der Abend kam. Ich nahm einen Domino und fuhr hin. Von tausend Lichtern flimmerte der ungeheure Saal. Eine wogende Menge interessanter Masken trieb sich herum in dem gewöhnlichen Maskenspiel. Ich mischte mich unter sie. Eine aber zog allein meine Blicke auf sich. Es war ein bulgarisches Mädchen. Der seltsame Putz, so recht geeignet die schönen Formen eines weiblichen Körpers hervorzuheben, machte sie zum Gegenstand allgemeiner Bewunderung. Sie verdiente es auch. Nie sah ich eine schönere Gestalt. Junonische Haltung und die Formen einer Venus! Welch ein Fuß, welche Hand, welche Locken! Rode — ich war begeistert."

„Wie immer, wenn du ein schönes Mädchen sahst!" versetzte ich lächelnd.

„Nein, Rode, so nie wie damals. Ich folgte der schönen Bulgarin wie ihr Schatten. Sie sah es und schien es gerne zu bemerken. Auch den Präsidenten fand ich, dem ich mich zu erkennen gab. Er schien die Bulgarin auch zu kennen und flüsterte ihr etwas zu. Es kam mir vor, als sei sie seitdem noch freundlicher gegen mich.

„Bald begann der Tanz. Ich tanzte mit der Bulgarin. Ich glaube, ich habe nie mit größerer Lust getanzt, denn nie hatte ich eine solche Tänzerin gefunden; aber alle meine Bitten, sich zu demaskiren — blieben furchtlos, bis endlich — Alles sich demaskirte.

„War ich durch die Gestalt bezaubert, so vollendete

das schöne Gesicht meine Verzauberung. Erst jetzt wurde sie mir als die Tochter des Präsidenten vorgestellt.

„Daß ich ihr Tänzer blieb für den Abend — war natürlich, und daß ich ihr nicht gleichgültig war — hatte ich bald weg. Wie ein Seliger kam ich heim. —

„Am andern Tag empfing ich eine Einladung zu dem Präsidenten. Mir lächelte das Glück. Nur Julien sah ich, nur Julien dachte ich. Einen der schönsten Tage meines Lebens verlebte ich dort. Wir musizirten. Julie spielte und sang wie ein Engel. Wir sprachen über Kunst. — Julie malte mit Geschmack und Talent. Wir sprachen über Literatur — Julie war bewandert in allen Fächern. Ihr Urtheil war treffend und scharf; ihr Witz fein, und welch eine Tiefe des Gefühls offenbarte sie, welche edle Grundsätze, welche strenge Grundsätze, wie religiös ihr Gemüth, wie liebevoll ihr Urtheil über Andere! Sieh Rode, so lernte ich sie lieben, bewundern, anbeten — Alles im Lauf eines halben Monats. Und dieses Herz schien mich so innig zu lieben!

„Nach Verlauf noch eines halben Monats war Julie — meine Braut. Wir wurden feierlich verlobt im Kreis einer sehr glänzenden Gesellschaft. — Dieser Tag war der letzte meines reinen Glücks.

„Ein langer Brautstand soll, so hörte ich oft sagen, nie gut sein. Ich habe durch die Erfahrung es bestätigt gefunden. Bei allen Vorzügen Julien's entdeckte ich bald Fehler — Unwahrheiten. So zum Beispiel waren die Bilder, welche sie vorzeigte, nicht die ihrigen — ihre Kenntniß der Literatur nur äußere Schminke — ihre treffenden Urtheile — auswendig gelernte Formeln, zusammengetrommelt aus der Kritik der Tagesblätter. — Erschien sie mir früher als gefühlvoll — ich lernte sie

jetzt als hartherzig — als kalt, berechnend, gefühllos kennen. Hielt sie früher viel auf äußern Wohlstand — jetzt erkannte ich sie als nachlässig — o, Rode — jeder Tag gebar neue Fehler, neue Mängel — neuen Kummer!

„Mein Unglück wurde voll, als ich mehr in der Stadt bekannt wurde, und nun Julien's bösen Charakter auch von Anderen schildern hörte.

„Jetzt kam eine Verwandte Julien's ins Haus. Eine sanfte Engelseele — ein Wesen, das alle Tugenden besaß, die Julie erheuchelt hatte. Wilhelmine war der Engel — der Julie nur zu sein schien.

„Jetzt erst lernte ich, was Liebe war. O, die ich zu Julien fühlte, war es nicht. Ich war verblendet! O, mein Gott! das Glück meines Lebens — ja, ich fühle es, mein Leben selbst ist der Preis!" —

Er versank in ein schwermüthiges Nachdenken. Ich fühlte das tiefste Mitleid mit dem Armen, an dem Werning's Prophezeihung so schrecklich eingetroffen war.

Nach einer Weile fuhr er fort: „Nun erst, als Julie mein keimendes Gefühl für Wilhelminen sah, wurde sie, was sie noch ist — der Teufel!! —

„Wilhelmine, das edle, sanfte, engelgute Wesen, mußte entfernt werden, und ich wurde Julien's Gatte. Es schien Alles vergessen; aber auch das war nur Schein. In meinem Innern zerrissen, lebte ich meine Tage — von Julien gemartert. Ich wurde befördert — durch ihren Vater. Ich hänge an goldener Kette, Rode, und mein Dasein ist verpestet.

„Mit jedem Jahre wird sie schlimmer. Ihr Geiz, ihr Eigensinn, ihre Eifersucht, mit der sie mich fast zu Tode quält, wächst. Wilhelmine ist nicht mehr. Sie starb, weil — eine unglückliche Liebe ihr Herz gebrochen

hatte. Auch meine Kräfte sinken. Bald — bald" — sagte er prophetisch, „wird auch mein Leben sein Ende erreichen, und mit ihm mein Unglück!"

„Die hellen Thränen standen in seinen Augen. Ich fühlte tiefes Mitleid. Mit all der ihm eigenen Innigkeit schloß er sich nun an mich an. Wir verlebten noch einige Wochen miteinander. Er nannte sie die glücklichsten seines spätern Lebens. Als wir schieden, nahm er tiefgerührt Abschied fürs Leben von mir. — Nachrichten, die ich später empfing, bestätigten seine Ahnungen. Als die Blätter herabfielen und das Leben in der Natur zu welken begann — welkte auch er. Schon ist der Hügel eingesunken, unter dem der unglückliche Mann ruht. Ich kam durch die Stadt, wo er lebte, und an seiner Ruhestätte brachte ich ihm ein Todtenopfer. Julie log ihm im Tode noch Liebe — denn ein prunkvoller Leichenstein spricht den Schmerz der Wittwe aus, den sie schwerlich fühlte, da sie ein frivoles Leben führt und mit den Reichthümern ihres Gatten schwelgt, während sie ihn durch Geiz gequält. Ob sie aufs Neue das Netz dadurch ausspannen will? — Ich vermuthe es!" —

Er schwieg, und eine düstere Stimmung bemächtigte sich Aller. Das Schicksal Wamschleder's hatte zu große Aehnlichkeit mit dem Amaliens, — als daß nur Jemand gewagt hätte, ein bitteres Urtheil zu fällen. Mir lag auf dem Herzen eine Centnerlast; — denn ich sah, wie in Amaliens Herzen ein unsäglicher Schmerz wühlte, und wie sie die Thränen nur gewaltsam zurückhielt, die hervorzubrechen drohten.

Rode war seltsam bewegt.

„Und nun," begann er endlich, „lassen Sie mich die Trilogie vollenden!

„In B . . . . . . ch lebte eine glückliche Familie. Sie bestand aus Vater, Mutter und einem Sohne — der Eltern Liebling. Ich kannte ihn sehr gut und liebte ihn — — er war gut. Alles, was treue Eltern, denen die Mittel in ziemlicher Ausdehnung zu Gebote standen, vermochten, wurde auf Heinrich's Bildung verwendet. Aber nicht wie die anderen Jünglinge war er froh — ein düsterer, ernster Sinn zeichnete ihn aus, und nur in einzelnen Momenten konnte er recht froh sein, — sie waren aber sehr selten in seinem Leben, und war er einmal recht vergnügt, dann erschrack er oft mitten in der Freude, weil es ihm war, als müsse das Unglück nahen, wenn er sich gefreut. Und so war es. Ein finsteres Geschick waltete über ihm, und an jeder seiner Freuden nagte der Wurm des Verderbens. Die Eltern waren trostlos über die unheilbare Richtung, welche des Jünglings Gemüth nahm. Befreundete, theilnehmende Menschen gaben den Rath, er solle reisen. Schwer wurde der Entschluß den liebenden, besorgten Eltern; indessen brachten sie das Opfer, und Heinrich reiste ab, selbst hoffend, daß es besser mit ihm werde. Er durchreiste Italien, England und Frankreich, und wirklich genas sein Gemüth. Er wurde heiterer, fröhlicher in der Fremde, und wie er an Erfahrungen und Kenntnissen gewann, so auch an Lebenslust. Nach drei Jahren, die er in der Ferne gelebt, erwachte doch die Sehnsucht so lebhaft nach der Heimat und den theuren Eltern, daß er sie nicht mehr besiegen konnte. Er verließ das schöne Verhältniß, in welchem er mit gebildeten Deutschen in Paris gelebt, und kehrte nach dem Norden zurück.

Hohe Freude erfüllte sein Herz bei dem Gedanken an das Wiedersehen seiner Eltern; allein das finstere Geschick war nicht müde geworden, ihn zu verfolgen. Er kam an

in B......ch, an dem Tage, an welchem sein Vater beerdigt wurde, und fand die theure Mutter in den letzten Zügen. Nach drei Tagen starb auch sie, nachdem durch des Sohnes Rückkehr noch einmal das Leben in ihr aufgeglüht war, dann aber um so schneller erlosch. Allein stand er nun in der Welt da, und mehr als jemals kehrte seine finstere Stimmung zurück, und nahm nun mehr eine religiöse Richtung. Man nahm allgemein den wärmsten Antheil an dem Leidenden. Jeder bemühte sich, ihn dem Leben wieder zu befreunden. Nach unsäglicher Mühe gelang dies endlich einem der edelsten Männer B......chs, indem er ihn mehr den Wissenschaften zuwandte. Nach einem Jahre besuchte er eine Universität, und lebte hier drei Jahre im Umgange mit edlen Jünglingen, deren Liebe und Freundschaft ihn dem Leben und dem edleren Lebensgenusse wieder befreundete. Es waren die glücklichsten Tage seines Lebens. Harmlos flossen sie dahin wie ein Silberbach durch blumenbekränzte Ufer.

Als er die Universität verließ, tagte Deutschlands Auferstehungsmorgen. Preußens Volk erhob sich, von einer Begeisterung durchglüht, wie sie kaum edler und größer die Geschichte eines Volks aufzuweisen hat. Da fiel auch in seine Seele der zündende Funke. Glühender Haß gegen den Dränger und Unterdrücker seines Volks erfüllte ihn. Er ergriff muthig das Schwert und kämpfte in den Reihen jener edlen Streiter. Neues Leben durchdrang ihn jetzt. Das erloschene Feuer der Jugend flammte auf mit aller Gewalt, wie es in einem tieffühlenden Gemüthe nur flammen kann.

Glücklich wurde der Feldzug vollendet — heiter, und gleichsam ein anderer Mensch, kehrte er heim. Er hatte für das Vaterland geblutet — nun gehörte er ihm, seinem

Volke wieder an, und freudig ergriff ihn das neuerwachende geistige Leben, freudig die auflebende Religiosität seines Volks. Er trat in das thätige Leben ein. Weit in den Norden rief ihn sein Beruf. Kaum aber, daß er heimisch geworden in den neuen Verhältnissen — da kehrte der Erbfeind seines Vaterlandes wieder von Elba auf Frankreichs Boden zurück, und aufs Neue erwachte in ihm die alte Kriegslust.

Mit Bewilligung seiner Vorgesetzten verließ er seine Stelle, und trat aufs Neue auf den Schauplatz des Kriegs, und als er beendet war, kehrte er mit dem siegreichen Heere heim. Die Achtung seiner Oberen war eine vollgiltige Empfehlung, und das Vaterland blieb den Lohn nicht schuldig. Eine ausgezeichnete Stelle in Schlesien wurde ihm übertragen.

Der neue Beruf nahm den ganzen Menschen in Anspruch. Nur seltene Stunden konnte er dem Umgange widmen. Als aber einmal der Weg betreten, als er heimisch geworden war in dem neuen Berufskreis, und die angehäufte Arbeit des saumseligen Vorgängers hinweggearbeitet war, da wurden sie ihm öfter zu Theil, und er konnte mit den gebildeten Familien der Stadt in freundlicheren Verkehr treten.

Heinrich hatte weite Reisen gemacht, an vielen Orten gelebt — aber noch nie kam Liebe in sein Herz; was ihn aber in der Ferne geflohen, fand er hier. Er lernte die Liebe kennen.

Nahe bei seinem Wohnorte lebte eine angesehene Familie auf einem schönen Landgute. Dort lernte er Luisen, die Nichte des Gutsbesitzers, kennen, und das liebenswürdige Mädchen flößte ihm die innigste Liebe ein. Er liebte und wurde mit seltener Innigkeit wieder geliebt. Lange blieb

dies schöne Band der Herzen Geheimniß. Heinrich aber, gewohnt den Weg des rechtlichen Mannes zu gehen, warb um Luisen. Doch wie erstaunte er — von diesem Augenblick an war das Verhältniß zwischen ihm und Luisen's Oheim ein anderes geworden. Kalt und abstoßend nahm man seine Bewerbung auf. Luise war arm — aber sie war die Erbin ihres Oheims, von ihm adoptirt. Bald stellte sich der Grund heraus. Luise war Katholikin, Heinrich Protestant, und der Oheim ein strenger, in religiösen Dingen hartnäckiger und unduldsamer Mann.

Man gab Heinrich zu verstehen, daß nur dann etwas aus der Verbindung werden könnte, wenn er alle seine etwaige Nachkommen in der Religion Luisen's erziehen lassen wolle.

Das Undelicate dieses Anmuthens empörte Heinrich's Gemüth. Er verwarf mit bitterm Unwillen die Anträge, und der Oheim brach das Verhältniß ab. Aber die Liebe lebte und grünte, und die Grillen der Menschen und ihr Fanatismus konnten sie nicht ertödten. Luise litt unendlich durch ihres Oheims fanatische Gesinnung. Ihr war das wahre Wesen des Katholicismus klar geworden in seiner Einheit mit dem Protestantismus — im christlich frommen Glauben, Hoffen, Lieben. Der Eigensinn des Alten wurde Starrsinn, und ein Leben voll Leid und Schmerz war Luisen's Loos. Sie sahen sich nur selten, die Liebenden, und nur schriftlich konnte das Herz zum Herzen reden, und ewige Treue gelobten sie sich. Mit des Oheims Starrsinn wuchs Heinrich's Festigkeit, und er glaubte, seinem Glauben eine Schmach zuzufügen, wenn er nachgebe.

Glaube man ja nicht, daß darum seine Liebe keine innige und starke gewesen sei! Bei einer Denkart, wie sie Heinrich hegte, war jene Lauheit in Glaubenssachen,

die sich schmiegt, wenn es ein Interesse, sei es des Herzens oder des gemeinen Lebens gilt, nicht denkbar. Wohl wünschte er, daß Luise sich lossage von den Ihren, und ihm als freie Herrin ihres Herzens und ihrer Hand zum Altare folge; — aber Luisen's kindlicher Dankbarkeit war diese That entsetzlich. Sie konnte den Entschluß nicht fassen. „Soll ein Fluch auf unserer Liebe lasten?" sprach sie in Thränen zerfließend; „können wir glücklich sein, wenn mir mit diesem Bewußtsein leben?" — Heinrich mußte Luisen's Gesinnung achten und ehren — und es blieb ihnen nichts übrig, als ihre Liebe, das süße Heiligthum des Herzens, im Innern zu verschließen und auf glücklichere Tage zu hoffen. Jahre flossen dahin, und nichts änderte sich. Ihre Liebe war rein und edel, darum blieb sie ewig jung und frisch, auch unter diesen so drückenden äußeren Umständen. Ihre einzigen Freuden waren ihre Briefe — ihr höchstes Glück sich einmal zu sehen.

Da endlich schien das Geschick versöhnt. Luisen's Oheim starb. Die Tante, eine gute, sanfte Frau, gab gern ihre Einwilligung, und die Seligkeit der Treuliebenden kannte keine Grenzen. Luise wurde Heinrich's Gattin. Die ganze Stadt nahm freudigen Antheil an dem Glücke so lang geübter und treu erprobter Liebe. Heinrich und Luise fuhren nach der Stadt, um dort sich von dem protestantischen Pfarrer im Tempel, wie es Heinrich wünschte, trauen zu lassen. Viele Freunde folgten. Nach der Trauung fuhr man nach dem Landhause zurück. Der Weg führte über eine steile, felsige Höhe. Arm in Arm und Brust an Brust saßen die Neuvermählten in dem Wagen, und träumten von künftigen seligen Tagen. Da wurden die Pferde plötzlich durch einen aufstehenden Bettler

scheu; — sie reißen den Wagen auf die Seite; er stürzt mit fürchterlicher Gewalt auf eine Stelle, wo zackiger Fels vielarmig zu Tage liegt. Enger drückt Heinrich in stummem Entsetzen die Geliebte an sein Herz. Der Wagen schlägt gegen die Erde, und ein Schrei des heftigsten Schmerzes tönt aus Luisen's Mund in das Geklingel der zerschmetterten Glasfenster des Wagens hinein. — Ein Splitter des Glases war durch Luisen's Auge tief in den Kopf gedrungen und nach drei Tagen hatte sie ausgelitten."

Rode war furchtbar erschüttert von der Erzählung, und uns Alle ergriff die Art, der Ton, mit welchem er sie erzählte, aufs stärkste. — Sein Haupt sank in seine Hand, und lange saß er so, und die Thränen rannen und träufelten auf den Boden. Wir ahneten, es sei seine eigene Geschichte, die er kurz und schmucklos erzählt, und ein inniges Mitleid erfüllte jedes Herz. Niemand wagte zu reden.

Nach einiger Zeit ermannte sich Rode und fuhr fort: „Seitdem war sein Leben nur Nacht, sein Dasein verödet, sein Herz gestorben." —

„Und neigte es sich nie wieder freundlich dem Leben zu?" fragte tief bewegt eine edle Frau den Erzähler.

„Ach," sagte er, „noch einmal ging ihm ein Stern auf — aber er war nur in neblichter Ferne. — Noch einmal nahmen ihn edle Menschen liebend an ihre Herzen, und der Schmerz wurde weicher, sanfter — aber auch aus ihrer Mitte ruft ihn sein feindseliges Geschick — er muß scheiden — er muß! Lebt wohl!" rief er leidenschaftlich, „und denket mit Mitleid an ihn!" —

Er ergriff rasch seinen Hut und eilte hinaus.

Ein lautes Schluchzen folgte diesem Auftritt. Jedes

Herz fühlte das unsägliche Leiden des trefflichen Rode, fühlte es tiefer noch, weil jedes ihn liebte. Aber die Beziehung jenes Sternes, der ihm in neblichter Ferne aufgegangen — ahnete nur ich — und bedauerte ihn um so mehr. — Stille und traurig schieden Alle an diesem Abend, doch Niemand ahnete, was folgen würde.

Am andern Morgen frühe ging ich zu Rode. — Er war — abgereist, und sein Wirth gab mir diese Zeilen:

„Ich scheide, ohne Dich noch einmal an mein Herz gedrückt zu haben. Freund meiner schönern Jugend! hadre nicht mit mir — ich konnte ja nicht — es war mir zu schwer. Mit wundem Herzen kam ich hierher — mit wundem scheide ich wieder; aber doch die schönsten Tage meiner Leiden habe ich hier verlebt — lernte noch einmal das Leben wünschen, um es noch einmal von seiner Nachtseite kennen zu lernen. Du ahnest, was ich fühle. Lebe wohl! Bete zu dem Allgütigen, daß bald mein Engel seine Fackel senke! Sage auch ihnen Lebewohl, die mir so wohl wollen! R.“

Das hatte ich nicht erwartet. Noch nie war ich so betroffen, als von Rode's plötzlicher Abreise. Ich hielt den Brief in der Hand und stand sprachlos da.

Auch der Wirth war bewegt. „Er war so gut,“ sagte er, „und die Armen erhielten so viel von ihm; — es wird noch manches Auge hier um ihn weinen.“

„Du edler, guter Mensch!“ rief ich aus, als ich allein war, „ja, dir ist des Grabes Ruhe die größte Wohlthat!“ —

Ich kehrte heim und erzählte ihnen das unerwartete Scheiden Rode's. Es that ihnen Alle weh, und ihre Thränen und ihre Segenswünsche folgten ihm nach, und in ihren Herzen stand sein Andenken geschrieben. Noch

einige Abende sprach man im lieben Freundeskreise nur von Rode. Niemand mehr als Amalie war seine warme Lobrednerin.

Aber ach! ein neues schreckliches Ereigniß verdrängte bald des Freundes Andenken. Amalien's Gatte kehrte krank heim und starb nach einigen Monaten an einem schleichenden Fieber. Ach, wie duldete sie von den Launen dieses Menschen, und doch trug's der Engel stille, und nie kam eine Klage über die Lippen.

Eine verwüstete Jugend, ein schnell gelebtes Leben rächte sich durch langsames, qualvolles Sterben an ihm.

Amalie trauerte aufrichtig. Sie hatte ihn ja geliebt. Mein Oheim faßte meine Hand und sagte: „Der Herr weiß am besten, was uns gut ist! Er hat es wohl gemacht!"

Ich blieb noch bis zum Frühling. Ich fühlte es, ich mußte scheiden, um meiner Ruhe willen. Amalie schien es mit Trauer aufzunehmen, als ich davon sprach, Werning zu besuchen. — Doch ich ging.

Selige Tage lebte ich bei dem Glücklichen. Ja, Rode sagte die Wahrheit — seine Clementine war ein Engel. Hier sah ich der Liebe Glück — und Amalie trat wieder mit allem Strahlenglanz ihrer hohen, reinen Weiblichkeit vor meine Seele, und eine lebendige Sehnsucht ergriff mich nach ihr, der Heißgeliebten, die nun wieder Herrin ihres Herzens und ihrer Hand war. —

Als ich noch bei Werning war, traf die Nachricht ein, daß Rode heimgegangen war zum ewigen Frieden, zum Wiedersehen Luisen's. Thränen der Liebe und Dankbarkeit wurden ihm nachgeweint, und in Werning's Garten, an der Stelle, wo er Clementinen belauscht hatte, wurde

ihm ein einfaches aber edles Denkmal von der Hand der Menschen gesetzt, deren Glück sein Werk war.

Mit dem Versprechen, uns öfter wiederzusehen, trennte ich mich von diesen Menschen, bei denen das Leben nur Wonne und Liebe ist. Ich kam wieder zum alten wackern Oheim, der mich mit wahrer Freude empfing wie auch Amalie — deren Herz nun sichtlich sich zu mir neigte. Zwei Jahre schon grünte das Gras über dem Hügel ihres Gatten, da reichte sie mir die Hand am Altar und machte mich zum glücklichsten Sterblichen. Der Vater lebte wieder auf und die gute Mutter, und als Großvater- und Großmutterfreuden ihnen zu Theil wurden, da dankten sie mit Rührung dem Herrn, der den Abend ihrer Tage so schön werden ließ! Aber ihr Glück war nur der Widerglanz des unsrigen, und Werning und Clementine standen mit den theuren Alten als Gevatter bei meinem Erstgeborenen.

Den unglücklichen Freunden, Wamschleder und Rode brachten die Glücklichen ein wehmüthiges Todtenopfer!

Zunderbuchs.

Ein Bild aus dem rheinischen Volksleben.

Es war an einem lauen Juniabend, als ich mich zu dem alten Schullehrer setzte, der auf der Bank vor dem Hause sein Pfeifchen rauchte. Die Abendglocke hatte längst geläutet; die Bauern waren aus den Weinbergen heimgekehrt und saßen nun gruppenweise vor ihren Hausthüren, während die Kinder fröhlich spielten. Aus den Weinbergen wälzte die Abendluft die würzigen Düfte der Rebenblüthe herüber und die zahlreichen Nachtigallen sangen in den nahen Hecken ihre herrlichen Lieder, die nun bald verstummen sollten.

Der Greis, der schon lange von seinem wohlvollbrachten Lebenstagewerk ausruhte, empfing mich mit den freundlichen Worten: „Wollen wir Eins zusammen plaudern, Herr Nachbar?"

Schon aus dieser Anrede ging hervor, daß er heute wohl aufgeräumt war. Dann pflegte er gar gerne aus seinen Lebenserfahrungen auszukramen und die Art und Weise, wie er das that, ließ mich mit Freuden des Alten redseliger Erzählung lauschen. Gewöhnlich sagte er: „Sie müssen Geduld mit mir haben. Das Alter ist geschwätzig, und wenn ich so erzähle, kommen mir mancherlei Gedanken, und ich blicke wohl gerne von dem „Damals" auf das „Heute" das meist himmelweite Abstände zeigt. Glauben Sie mir, es wäre besser, wenn es noch wäre wie damals." Stellte ich ihm dann meine Gegengründe auf, so gab er sich nur in den seltensten Fälle gefangen. Uebrigens war er ein höchst wohlwollender, milderichtender, gemüthlicher Mann.

Ein sogenannter „Schnurrant", der mit einer Geige und einem tanzenden Hunde die Bauern ergötzt hatte, und der nun eben zum Dorfe hinausgegangen war, gab dem Alten diesmal Veranlassung zu einer Erzählung mit mancherlei Nebenbemerkungen. Ich gebe sie hier getreu wieder, hinweisend auf des Alten Wort: „Das Alter ist geschwätzig".

„Herr Nachbar", hob er an, „der Schnurrant da hat mir ein Bild aus meiner Jugend und aus den ersten Jahren meiner Berufsthätigkeit ins Andenken gerufen, das ich Ihnen, wenn sie mich anhören wollen, mittheilen will." Ich nickte beifällig und er begann:

„Wie gesagt, der Schnurrant hat mich recht lebhaft an den alten Zunderbuchs erinnert."

„Welch ein seltsamer Name!" rief ich aus.

„Freilich," sagte der Alte lächelnd; „aber Sie wissen, unsere Thalleute lieben scharfe und bestimmte Bezeichnungen.

„Es ist also ein sogenannter Spitzname?" fragte ich.

„Gewiß; hören sie nur! Es ist noch nicht dreißig Jahre her, da trugen unsere Leute in all den Thälern, die sich von den Höhen des Hunsrückens nach dem Rheine herabziehen, und auf dem Hunsrücken selbst, lederne Kniehosen, hirschlederne, wollte ich sagen. Die waren unvergänglich. Sie erbten vom Vater auf den Sohn; von diesem auf den Enkel, ja, wenn kein Extra-Unglück passirte, selbst noch weiter hinab in der Geschlechtsfolge. Die hielten einen Puff aus! Jetzt freilich hat das Weitererben sein Ende erreicht, und man thut 'wohl, wenn noch eine vorhanden ist, sie mit dem „Aufenthaltsvater" zu begraben, denn sonst werden sie am Ende noch als Spatzenscheuche verwendet. Wie gesagt, so lange das Hosenerbrecht im Lande noch gäng und gäbe war, da herrschte

noch die alte, gute Zeit, wo es hieß: „Kurpfalz, Gott erhalt's". Schon in der unglückseligen Franzosenzeit hörte es auf. Freilich, damals war's eine Kunst, Hosen fortzuerben, wo keine Erben waren; denn die wurden ja Alle auf den Schlachtfeldern hingeopfert und die vielen Mädchen — trugen keine. Jetzt ist das schlechte Zeug aus Baumwolle so wohlfeil, daß sie kaum an Einem Leib ins andre Jahr erben, und seit die langen Hosen ins Land gekommen sind, thun Einem die Teufelsbuben keine alte Kniehose mehr an. Hab auch eine Rotte Buben groß gezogen, wild wie die Rotte Korah in der Bibel, und hatte noch lederne Erbbuchsen, aber — Prost die Mahlzeit! Keiner zog sie mehr an!

„Doch, um wieder auf den Zunderbuchs zu kommen! Sehen Sie, der trug noch eine solche Erbbuchs, und da sie vielleicht schon ins siebente Glied vererbt war, so war sie im Laufe ihres langen Lebens gelbbraun und flockig geworden, wie der Zunder, den die Zunderhändler von Gondershausen aus Buchenschwamm machen und an ihren oben krummgebogenen Stecken auf dem Simmerer Martinimarkt verkaufen. Freilich wird das auch nun bald seine Endschaft erreichen, und zwar, weil es Erstens keine alten Buchen mehr gibt, und Zweitens, weil das vermaledeite Fixfeuer oder die Streichhölzchen überhand nehmen. Item, von dieser Buchs, und eine andere hab' ich niemals an ihm gesehen, hatte der Zunderbuchs seinen Namen."

„Aber, Herr Schullehrer, wer war denn Ihr Zunderbuchs?" fragte ich.

„Warten Sie nur," fuhr er fort, „ich komme schon darauf. Unter diesem Namen war er aller Welt bekannt, und er hörte auch darauf und gab Antwort. Manchmal ist mir's so vorgekommen, als sähe er's gerne, daß man

ihn so nannte, weil dadurch Niemand veranlaßt wurde, ihn nach seinem eigentlichen Namen zu fragen, und wenn's einmal geschah, so wich er aus und sagte: „Ihr wißt ja, ich heiße Zunderbuchs!"

Der alte Mann klopfte seine Pfeife aus und stopfte sie frisch, fuhr aber ungestört fort: „Jetzt steht er vor meiner Seele, wie er leibte und lebte, und es ist mir, als sähe ich das eigenthümliche Lächeln, das einem Ausdruck des Schmerzes ähnlicher sah, als dem der Freude, und das um seine Lippen schwebte, wenn er fröhlichen Leuten auf seiner Fiedel Eins aufspielte.

Er war groß, fünf Schuh pfälzisches Maaß und noch darüber hinaus; breitschultrig war er dabei und körnig, wie ein Hinterhunsrücker. Das Alter hatte seinen Nacken schon gebeugt und das Haar war schneeweiß. Dabei trug er ein Kamisol, wie man's heute auch nicht mehr sieht, das bis in den halben Schenkel reichte, und eine graugrüne manchesterne Weste und eine Strumpfkappe, roth und blau gemustert, mit einem dicken Klunker daran. So trugen sich die Alten zu meiner Zeit, Herr Nachbar, heutzutage tragen sie Ueberröcke, wie sie damals höchstens der Landschreiber trug! Das Kamisol des Zunderbuchs war ehemals dunkelblau; aber da es fadenscheinig geworden und auch wohl Löcher bekommen, so hatte er hellblaue, müllergraue und selbst grüne Lappen darauf gesetzt, daß es gerade aussah, wie eine Landkarte vom weiland deutschen Reich; aber es war Alles säuberlich geflickt, wenn auch die Stiche halbellenlang waren. Nun, meine Frau, Gott hab sie selig! verstand das Flicken besser. Bei sieben Buben, die alle Erzreißer waren, hat sie flicken gelernt, und sie verstand's. In der linken Seite hing ihm ein Büchsenranzen, und darin steckte Fiedel und Bogen. Auf

dem Rücken trug er einen grünen Plüschsack, wie ihn die Flößer am Rheine tragen, und darin lag seine ganze Habseligkeit.

Meine selige Frau hat sich oft gefreut, daß der alte, arme Mann so sauber war wie geblasen. Kein Stäubchen duldete er an sich. Armuth und Unreinlichkeit sind nicht Geschwister, wie Viele glauben. Er hatte ein ungemein ausdrucksvolles Gesicht. Gar tiefe Furchen hatte das Weh des Lebens über seine hohe Stirne gezogen; ebenso waren seine Wangen gefurcht. Auf seine blitzenden Augen senkten sich buschige Augenbraunen, deren dunkle Farbe gegen das schneeweiße Kopfhaar seltsam abstach. So lange ich ihn kannte, sprach, trotz ihrem natürlichen Glanz, aus diesen Augen ein geheimer Kummer. Freilich, wohl habe ich ihn nur in den Tagen gesehen, von denen die Schrift sagt: „sie gefallen mir nicht;" aber man konnte nicht in diese Augen sehen ohne den Gedanken, daß ihm das Leben auch manchmal übel möchte aufgespielt haben. Seine Nase war scharf gebogen und berührte schier das Kinn, denn die Zähne thaten ihm nicht mehr weh, und das Haselnüßkrachen mochte ihm auch schon lange vergangen sein. Wollte er seine irdene Pfeife rauchen, so mußte er Zwirn darum wickeln, damit er sie halten konnte, wie mir's eben auch geht. Heutzutage rauchen die Buben so lang zusammengerollte Tabaksblätter, die sie Cigarren heißen. Daß dich das Wetter! — Ziehkarren sind's! Hab 'mal eins gekriegt von meinem Aeltesten, dem Einnehmer, hab mir aber schier die Lunge herausgezogen. Auch wieder so was Neues, das viel kostet und nichts taugt! Gott ehre mir die alte Zeit!"

Der Alte war ganz hitzig geworden. „Verzeihen Sie mir die Abschweifung," sagte er; „aber die Galle schießt

mir altem Manne über, wenn ich das aberwitzige und verderbliche Wesen sehe, dessen Wirkung auf unsere Bauern schon so mächtig ist! Doch kehren wir zu Zunderbuchs zurück!"

„Sie werden sich wundern, wenn ich Ihnen sage, daß dieser stille, oft träumerische und schwermüthige Mann ein Schnurrant war, so ein Geiger, der von Haus zu Haus zog und auf keiner Hochzeit, Kindtaufe und Kirchweihe fehlte; daß er der Possenmacher der Bauern war, tausend lustige Geschichten wußte, und die Leute schier bersten machte, wenn er nur den Mund aufthat. Er selbst lachte selten, fast nie. Nur so ein Lächeln spielte um seinen Mund. Wer aber genauer zusah, der mußte finden, daß trotz seiner Witze tiefe Seufzer sich aus der Brust hervorarbeiteten, und trotz jenes Lächelns man dann nicht mehr lachen konnte, wenn man den eigenthümlich schmerzlichen Ausdruck desselben gesehen. Ja, es ist mir viel Hundertmal gewesen, als presse er das Weinen zurück, wenn die Bauern so unergründlich lachten über seine Erzählungen. Alle diese Geschichten hatte er gewiß vierhundertmal erzählt, und die Bauern wußten sie alle auswendig. Sie riefen ihm zu: „Zunderbuchs erzählt 'mal die und die Geschichte, Ihr wißt ja!" Daraus geht auch hervor, daß weniger die Geschichte selbst, als die Art der Erzählung den mächtigen Lachreiz in sich schloß, und ich möchte sagen, gerade jener auffallende Gegensatz des komischen Stoffes und des wehmüthig ernsten Wesens des Erzählers habe jene urkräftige Wirkung hervorgebracht. Das aber muß ich zu seiner Ehre sagen, nie hat er etwas erzählt, was nur irgend im Entferntesten jene heilige Grenze berührte, wo die Schamröthe schuldloser Wangen die Nähe des Unlauteren ahnet. Alles war rein, keusch,

lautete wohl und er selbst wies entschieden jeden Scherz unlauterer Art zurück, und wo lose Buben Zoten rissen, da ergriff er schnell seine Geige, und entfernte sich mit unzweideutigem Ausdrucke tiefen Unwillens."

„Aber, liebster Herr Schullehrer," sagte ich, „haben Sie denn nie etwas Genaueres erfahren?"

„Haben Sie Geduld," fiel er mir ein, „das Alter ist geschwätzig. Sie sollen schon noch erfahren, was ich selber erfahren habe. Seine Violine spielte er ungewöhnlich gut. Es war eine uralte Geige, ganz schwarz von Alter; aber einen Ton hatte sie wie eine Glocke, so hell und rein. Manchmal konnte er so beweglich spielen, daß es Einem weich um das Herz wurde, und es kam Einem dann just vor, als höre man aus der Geige heraus eine Menschenstimme klagen, die das tiefste Leid offenbarte. Als Bube schon ergriff mir das die Seele mit voller Gewalt, und ich mußte manchmal eine Thräne wegwischen, wenn er so mit dem alten, geflickten Bogen über die Saiten strich.

Einmal, es war im Sommer, da strich ich durch die Hecken dort hinten, wo die Thäler gegen den Hunsrücken ansteigen. Ich suchte Vogelnester und Erdbeeren, die so glänzend roth und duftig im Grase standen. Plötzlich, als ich um eine Bergecke bog, höre ich leise, aber so süße, herzergreifende Töne, daß ich gleich denke: das ist Zunderbuchs und sonst Niemand! Ich biege die Zweige der Hecke leise weg und schleiche möglichst sachte heran. Da seh' ich ihn auf der Erde sitzen, mit dem Rücken an ein bemoostes Felsstück gelehnt. Er sah und hörte nicht. Wunderbar zart ging der Bogen über die Saiten. Es waren Klänge, wie ich sie niemals gehört habe, aber so weich und schwermüthig, so herzerschütternd, daß es mir durch die Seele zitterte. Er hatte das Auge zum Himmel auf-

geschlagen, aus dem heiße Thränen rannen, und ich dachte nicht anders, als er rede jetzt durch diese Töne mit den Engeln in Gottes Himmel. Ich setzte mich ins Gras und lauschte, bis er plötzlich mit einem lauten Aufruf aufsprang und davon ging. Was er ausrief, hab' ich nicht verstanden; aber es klang wie ein Namen.

Seitdem sah ich den armen Mann mit großer Theilnahme an, und hätte Alles darum gegeben, wenn ich gewußt hätte, was ihm so schwer auf der Seele laste.

Wenn er, und ich beobachtete ihn nun mit größerer Aufmerksamkeit, auf der Kirchweihe geigte und die jungen Leute so lustig tanzten, so zuckte es oft über sein Gesicht, als fühle er einen tiefen Schmerz. Ich war noch ein Knabe. Fragen konnte, durfte und mochte ich ihn nicht um das, was ihm fehle.

Alle Leute hatten ihn lieb, und man sah es sehr gerne, wenn er in ein Haus trat und um die Nachtherberge anfragte. Wo er sich sehen ließ, folgten ihm Schaaren von Kindern nach; aber nie habe ich es erlebt, daß muthwillige Knaben ihren Scherz mit ihm zu treiben sich hätten beigehen lassen. Sie hatten eine große Scheu vor ihm.

Ich weiß, daß mein Vater selig, der auch Lehrer war, zu meiner guten Mutter sagte: was mag doch der Mann erduldet haben? Es kommt einem manchmal vor, als triebe er das Lustigmachen als Selbststrafe, als Buße, die er sich selbst auferlegt. Solche Reden habe ich hernachmals oft in meiner Seele bewegt, und es kam mir vor, als habe mein Vater in seiner Vermuthung recht.

Daß mir dadurch der Mann immer wichtiger wurde, mögen Sie wohl leicht begreifen, und ich meinte, sein Leid wüchse mit jedem Male, wo ich ihn wiedersähe.

Als ich aus dem stillen Vaterhause fort mußte, um

in der Stadt bei dem Organisten Unterricht zu erhalten, empfahl ich den armen Mann meiner sanften Mutter. Ich hätt's nicht nöthig gehabt, denn sie selbst meinte es so gut mit ihm. Er bettelte nie, aber er nahm dankbar, was ihm die reiche Liebe guter Menschen gab.

Damals kam er mir aus den Augen, und bald auch aus dem Sinne, denn die Jahre, die nun kamen, waren ernste Lehrjahre, die mich ganz in Anspruch nahmen. Es gab so viel und so schweres zu lernen, daß ich zu anderen Dingen keinen Raum in meiner Seele fand. Zwei bis drei solcher Jahre flogen in angestrengtem Fleiße dahin, und dann, als ich leidlich befähigt war, bekam ich, nach kurpfälzischem Brauch, eine kleine Winterschule, und zwar auf einem Dörfchen auf dem Hunsrücken. Seltsam war's, daß hier Niemand von Zunderbuchs redete. Es schien, als kennten sie ihn nicht. Mir kam er dadurch ganz aus dem Gesicht, und erst nachdem ich wieder in das Thal meiner Heimat zurückkehrte, wurde er mir wieder nahe gerückt.

„Aber haben Sie sich denn niemals nach seinem Namen, Stand und Herkommen erkundigt?“ unterbrach ich den redseligen Greis.

Glauben sie wohl? sagte er lächelnd. Da waren Leute genug, die dazu auch außer mir Lust hatten; aber Niemand wußte das, was ich Ihnen da bereits sagte, er selbst wehrte jede zudringliche Frage in einer Weise ab, die das Wiederholen derselben nicht aufkommen ließ, ohne daß er gegen Jemanden grob oder nur unartig gewesen wäre. Es war etwas so Besonderes in ihm, daß man eine ehrfurchtsvolle Scheu fühlte.

So viel hatten die Leute herausgebracht, daß der Landstrich, auf dem er sich bewegte, etwa fünf bis sechs Stunden

breit, vom Rheine bis Trier, über die Gebirge, links von der Nahe, hinging, und die Mundart, die er redete, ähnelte auch der breiten und gedehnten, die man hinter und um den Hochwald spricht.

Wie ich Ihnen vorher gesagt, ich kehrte endlich ins Vaterhaus heim, und nach und nach starben meine Eltern hin, deren einziges Kind ich war. Die Gemeinde wünschte mich als ihren Lehrer, und der Kirchenrath in Heidelberg hatte ein Einsehen, daß ich's wurde. Es war Winter damals, und ein recht herber, kalter Winter. Wenig kam ich unter die Menschen, weil ich, traurig gesinnt, die heitere Gesellschaft mied und selber auch gerne für meinen Beruf thätig war.

Als die Sonne wieder wärmer schien, als die Knospen zu schwellen begannen und die Veilchen und Maßliebchen blühten, und die Drosseln in den grünenden Hecken so herrlich sangen, lebte ich erst wieder auf. Ich ging wieder mehr unter die Menschen, und da kam es denn, daß ich wieder an meinem alten Freund Zunderbuchs erinnert wurde.

„Er ist lange nicht da gewesen," sagte mir ein alter Bauer, den ich nach ihm fragte. „Auch ist er gar nicht mehr so lustig wie er früher war. Das Alter drückt ihn, und es will halt nicht mehr so wie früher. Er sieht oft gar traurig drein. Und es ist auch gar kurios, wenn er Conrad's Appelchen sieht, Ihr kennet's ja, Herr Schulmeister, so passirt's ihm mehr als einmal, daß er zu weinen anfängt, der alte Mann, das ist recht beweglich."

„Nun will ich Ihnen sagen, Herr Nachbar," fuhr der alte Lehrer fort, „warum ich nicht weiter fragen mochte. Das Appelchen, was, wie Sie wissen, Apollonia



Zunderbuchs.

heißt, war das schönste Mädchen im Dorfe, still, sittig und fromm. Sie gefiel mir über die Maßen wohl, und da ich den Dienst hatte, auch allein nicht bestehen konnte, so wollte ich sie mir heimführen. Da nun der Bauer sagte: „Ihr kennt sie wohl" — so wurde ich kirschroth und schwieg; aber was mochte denn das sein, daß gerade dies liebliche Mädchen einen solchen Eindruck auf den Alten machte?

Als gerade wie jetzt, die Reben blühten, kam die Kirchweihe, die ja auch in diesen Tagen ist. Damals aber hielten die Leute noch auf die uralten Bräuche dabei, die jetzt mehr und mehr zu Grunde gehen. Sonntag nach Sanct Johannis des Täufers Tag ist sie.

Am Abend vorher wurde sie eine halbe Stunde eingeläutet und von den jungen Burschen angeschossen. Im Backhause drängten sich die Frauen und Mädchen mit ihren Kuchen auf den blanken Blechen und weißgescheuerten Brettern. Aus jedem jungen Auge lachte die Lust, und im Vorgefühle des Tanzes hob sich leichter der Fuß zum hüpfenden Gange. Rottenweise standen die Bursche umher, die Sonntagspfeife, den Ulmer Maßerkopf mit silbernem Beschlag und Kettchen, im Mund, und foppten die Mädchen und harrten des Kirchweihbaumes, den der Förster zu holen gestattet, und der dann nach dem Feste zum Besten der Kasse der Kirchweihburschen verkauft zu werden pflegte. In jedem Hause wurde geputzt und gescheuert, daß ja Alles blank und nett sei, wenn die Gevatterleute und guten Freunde aus den benachbarten Orten kämen. Die Maurer liefen herum, die letzte Hand an die frischgetünchten Stuben zu legen, etwa noch eine Borte zu vollenden oder eine Jahreszahl mit allen erdenklichen Schnörkeln über dem Ofen oder der Stubenthüre zu malen, oder

endlich noch einmal mit der Bürste über den frischgeschwärzten Ofen zu fahren, damit er recht spiegelklar glänze. Es war eine Regsamkeit und heitere Thätigkeit überall, daß ich von meinem Fenster aus recht meine Lust sah.

Es mochte etwa fünf Uhr sein. Ein lauer Wind kühlte schon die Hitze des Tages, da hörte man von ferne Jubel und Pistolenschüsse. „Sie bringen den Kirchweihhammel und den Baum!“ riefen die Kinder und strömten dem Ende des Dorfes zu, von woher sie kommen mußten. Bald darauf kam denn der Zug; trotz des Kinderjubels hörte man die Töne einer Violine. Ach, das waren alte, liebe, bekannte Töne, das war ja mein Freund Zunderbuchs wieder, den ich so gar lange nicht mehr gesehen!

Ich kann Ihnen sagen, daß es mich recht freudig und doch auch wieder recht wehmüthig bewegte; denn als ich ihn zum letzten Male gesehen, da lebten meine guten Eltern noch. Es war mir dabei, als thäten sich die goldnen Pforten meiner harmlosen Knabenjahre wieder vor mir auf, und die lange Reihe schmerzlich-süßer Erinnerungen zog an der Seele vorüber.

Jetzt nahten sie. Voraus hüpften große Kinderschaaren im Takte, den der nun folgende Zunderbuchs mit der Weise seines Spieles angab. Dann folgten die Bursche mit dem großen Hammel, dessen wolliges Bließ mit rothen Bändern verziert war. Dieser Hammel pflegte am Kirchweihtag ausgelooft zu werden.

Hinter diesen folgte der stattliche Buchenbaum und der mächtige Strauß, in der Regel der Gipfel einer stolzen Tanne, getragen von einem starken Burschen.

Für das Alles hatte ich keine Augen, nur für Zunderbuchs. Der Bauer hatte Recht. Die Jahre, welche zwischen

dem letzten Male lagen, da ich ihn sah, und diesem Wiedersehen hatten starke Veränderungen hervorgebracht. Das war nicht mehr die stattliche, aufrechtgehende Gestalt; vielmehr war der Nacken noch mehr gebeugt. Das war nicht mehr der selbstbewußte, kräftige Auftritt; sondern vielmehr ein Dahinschleichen, dem man es ansah, daß der Weg zum Grabe wohl schwerlich mehr sehr weit sein konnte. Das war auch nicht mehr die feste Hand, die den Bogen führte, sondern das eigenthümliche zitternde Spiel ließ auf ein Zittern der Hand schließen. Und vollends das edelgeformte Gesicht! Es war bleich, abgehärmt, und das Auge sah so trübe und matt aus der tiefen Höhle heraus, daß man's kaum mehr erkannte.

Während sich ein Knäuel um die Bursche bildete, kam er auf mich zu. „Ich hab's gehört, daß Er jetzt hier Schulmeister ist,“ sagte er treuherzig und reichte mir die Hand. Das hat mich gefreut!

„Kommt ein Bischen herum zu mir,“ bat ich ihn; aber er schüttelte den schneeweißen Kopf und sagte: „Ein Andermal!“ und ging ins Dorf zu einem seiner Gastfreunde, die ältere Rechte hatten.

Der Baum wurde nun in das mitten auf dem Markte gegrabene Loch mit dem Fuße gebracht und nun aufgerichtet, vermittelst der oben angebrachten Seile, an denen Bursche und Männer in den Dachluken der benachbarten Häuser zogen. Oben prangte der Strauß, unter dem ein mächtiger Kranz von Blumen hing, den die Mädchen gemacht. Nun kamen alle Dorfbewohner, betrachteten und bewunderten ihn, und allmählich senkte sich die Nacht auf das bewegte Dorf, dessen Bewohner mit stiller Freude, Viele aber mit hochklopfendem Herzen den einzigen, vollen Freudentag des Jahres erwarteten, dem ein heiterer Himmel

und ein glühendes Abendroth freundlich zulächelten, ihm einen sonnenhellen Morgen verheißend.

Mir aber gingen gar mancherlei Gedanken durch den Kopf, und ich nahm mir eben vor, Alles anzuwenden, den alten Zunderbuchs zu sprechen, besonders, um ihn zu fragen, warum ihn denn das herzliebe Appelchen so sehr in Trauer setze; allein am andern Tage bekam ich ihn erst spät zu Gesicht, und dann war es völlig unmöglich, mit ihm zu reden, da er beim Tanz aufspielte.

Als die Jungburschen Mittags durch das Dorf zogen, um ihre Mädchen mit der Musik abzuholen, und um den Baum tanzten, sah ich den Alten nicht. Sonst war er immer dabei gewesen. Ich sprach meine Verwunderung gegen meinen Nachbarn darüber aus.

„Ach Gott, Herr Schulmeister," sagte der Nachbar, „der arme Schelm trägt eine schwere Last, und da er sie Niemand sagt, kann man ihn auch nicht trösten, aber so viel ist gewiß, er wird alle Tage trauriger. Vor einem halben Jahre begegnete ich ihm einmal auf der Hunsrücker Landstraße und ging eine Strecke mit ihm, da sagte er plötzlich mit einem tiefen Seufzer: „Ach, Philippspeter, wie bleibt mir der Tod so lang aus!"

„Habt Geduld," sagt ich zu ihm, „der Herr weiß allein Zeit und Stunde."

„Ja wohl," erwiederte er, „aber ich wollt sie wär' schon da!" „Geht's Euch denn so übel?" fragte ich. Darauf sagt er: „Nein, Philippspeter, mir geht's schon gut, aber ich hab kein Plätzchen, wo ich mich einmal hinlegen kann, um zu sterben. Denn wo ich es sollte, da kann ich nicht mehr hin, weil's mir das Herz abdrückt." —

Weiter hab ich nichts mehr von ihm herausgebracht.

Als des zweiten Kirchweihtages Nachmittag kam, sollte der Kirchweihhammel ausgelooſt werden. Alt und Jung verſammelte ſich am Kirchweihbaume, darauf kamen die Burſche mit den Mädchen, und Zunderbuchs geigend vorauf.

Es war ſo die Weiſe des Ausſpielens, daß man an einen großen Nagel ein Laternchen hing, in deſſen Raum ein Talglicht brannte; an dies Talglicht war mit einem Faden ein Fläſchchen mit Waſſer gebunden. Zur Seite ſtand ein Stuhl, auf welchem ein Burſche ſtand, der ſo oft eine Nummer nannte, als eins von den um den Baum tanzenden Paaren gegen ihn kam. Bei welcher Nummer nun das Fläſchchen herabfiel, wenn nämlich die Flamme des Lichtes den Faden durchgebrannt hatte, die gewann den Hammel.

Zunderbuchs geigte ſeine Tänze, das ganze Dorf war um den Kreis der Tanzenden verſammelt, Kopf an Kopf gedrängt, voll geſpannter Erwartung, ja alle Fremde und Gäſte hatten ſich zu ihnen geſchaart.

Was in dem Kreiſe vorging, konnte ich aus meinem Fenſter nicht ſehen. Ich hörte nur das Jauchzen der Burſche und die Töne der Geige und die Aeußerungen der Leute über das raſche Abbrennen des Lichtes und die nahe Entſcheidung.

Plötzlich vernahm ich einen grellen, Mark und Bein durchdringenden Ton der Violine, der gerade ſo klang, als ſtieße ein zum Zerſpringen gepreßtes Herz einen Schrei der wildeſten Verzweiflung aus. Ich erbebte im Innerſten meines Herzens.

„Ach, der arme Zunderbuchs!“ hörte ich rufen.

„Was iſt denn geſchehen?“ fragte ich einen Nachbar, der mir nahe ſtand.

„Ich weiß es selbst nicht,“ sagte er, „aber ich will mich erkundigen.“

Nach einiger Zeit trat er in meine Wohnstube. Unterdessen hatte der Tanz eine Weile aufgehört; zwei Bursche hatten den todtbleichen Zunderbuchs weggeführt; ein anderer Spielmann trat an seine Stelle, und der Tanz ging fort, als ob nichts geschehen sei.

„Nun,“ rief ich dem Eintretenden zu, „was war's?“ —

„Man weiß es selber nicht genau,“ sagte der Nachbar; „die Bursche tanzten um den Kirchweihbaum und der alte Zunderbuchs geigte und sah kaum um sich, wie er das so macht. Da geschieht's, daß Einer das schöne Appelchen zum Tanze holt. Wie das Paar an ihm vorübertanzt, sinkt seine Hand; der Bogen fährt über die Saiten und macht den erschrecklichen Ton, und darauf sinkt er selber wie ohnmächtig zusammen. Sie haben ihn zum Bäcker geführt. Weiter weiß ich nichts.“

„Wieder Appelchen!“ dachte ich. Es muß da etwas Statt haben, was ich noch nicht ergründen kann. Gerade das Räthselhafte gab meiner ohnehin erregten Einbildungskraft viel zu thun. Die Lust des Zuschauens war mir vergangen. Ich nahm meine Mütze, um ein wenig ins Freie zu gehen.

Draußen hatte eine recht friedliche Sonntagsstille Platz gegriffen. Hin und wieder gingen Menschen auf dem Dorfwege. Die Vögel sangen lustig ihr Abendlied und aus den Weinbergen hauchten die Traubenblüthen ihren herrlichen Duft. Die Sonne war eben am Rande der Berggipfel gegen den Hunsrücken hin, und eine frische Kühle stieg aus den Wiesen des schönen Thälchens auf, durch das unser Bach fließt.

Dorthin zog es mich. Ich hatte in dem Wäldchen,

das rechts die Bergseite bekleidet, damals so mein Lieblingsplätzchen. Sie kennen ja die große Eiche, die dort steht, Herr Nachbar? Nun, an dem Fuße derselben hatte ich mir von abgeschältem Rasen eine Bank gemacht, wo ich manchmal saß und ausruhte von des Tages Last oder ein gutes Buch las. Ich sehnte mich, gerade jetzt allein zu sein, und richtete dorthin meine Schritte.

Auffallend war es mir, daß ich frische Fußtritte im schwellenden Grase fand, wo man abgehen mußte vom Pfade nach meinem Plätzchen; allein ich dachte, vielleicht sei ein Flurschütze daher gegangen und achtete weiter nicht darauf. Als ich aber näher kam, war mir's, als hörte ich tiefe Klagelaute aus einer Menschenbrust. Ich dachte: „Es ist doch merkwürdig, was die menschliche Einbildungskraft vermag! Nun hast du den armen Zunderbuchs im Kopf und kannst den Gedanken an ihn nicht los werden. Da hörst du ihn denn auch gleich in deiner Nähe wehklagen, und doch war's vielleicht nur ein Ast, der sich an einem andern rieb, den der leise Abendwind bewegte, oder eben dieser leise Lufthauch säuselte durch die dürren Blätter der hohen Erlen."

Doch horch! — Da seufzte es wieder, so tief, so tief, daß ich stehen blieb. Jetzt, bei schärferem Hinhorchen vernahm ich ein unterdrücktes Schluchzen.

Es überlief mich eiskalt. Also doch kein Spiel der erregten Einbildungskraft, dachte ich, und ging ganz leise meinem Lieblingsplätzchen zu; denn von daher klang der Ton. Als ich ganz nahe war und die Zweige sachte auseinander bog, sah ich wirklich Zunderbuchs dasitzen. Er sah mich nicht; hatte mich auch nicht gehört. Er saß in vorgebeugter Stellung. Beide Ellenbogen stützten sich auf die Kniee und in den hohlen Händen ruhte das An=

gesicht. Er weinte so heftig, daß seine Thränen auf die Erde rannen.

Sie mögen sich wohl denken, Herr Nachbar, daß mich der Anblick des Mannes tief erschütterte, zumal meine Seelenstimmung dazu recht geeignet war. Thränen hab ich meiner Lebtage nicht sehen können, ohne das tiefste Mitleid zu empfinden; aber die Thränen des Mannes, der so mächtig sich zu beherrschen verstand, der so oft das tiefe Weh in die wunde Brust hinabgedrückt und ihm Schweigen geboten hatte, waren für mein Gefühl überwältigend. Es mußte etwas Außerordentliches sein, was die eiserne Willenskraft dieses Mannes so urplötzlich gebrochen hatte.

Sollte ich ihn seinem Weh überlassen oder sollte ich tröstend ihn anreden? Die Frage drängte zur Entscheidung. Ich kann es betheuern, daß keine eitle Neugierde den Wunsch erregte, einen tiefen Blick in das Herz und das Leben dieses Mannes zu thun; mir fiel das Wort der Schrift ein: „Weinet mit den Weinenden!“ Ich hielt mich für berufen, zu seinem Troste jetzt zu ihm zu treten. Ich beugte vollends die Hecken aus einander und trat ihm näher, eingedenk des Wortes, mit dem der Herr in die Mitte seiner trauernden Jünger trat, und sprach: Friede sei mit Euch!“

Der alte Mann zuckte vor Schrecken zusammen. Er dachte wohl nicht, daß ihm hier Jemand nahe sei. Schnell fuhr sein Kopf in die Höhe. Als er mich erkannte, trocknete er schnell seine Thränen mit der Hand. Der Ausdruck seines Gesichtes wurde freundlich. „Ach, Er ist's, Herr Schulmeister,“ sagte er darauf, und es klang ebenso, als ob er sich freue, daß eine Menschenseele ihm nahe sei, der er sagen könne, was ihn drücke. „Nun,“

fuhr er fort, als ob er für sich einen Beweggrund suche, das schwere Geheimniß zu brechen. „Er ist immer dem armen Zunderbuchs freundlich gewesen. Ich weiß es von Seiner Mutter, Gott hab' sie selig. Die war auch gut. Vor Ihm brauch ich ja mein Leid nicht zu verhehlen."

Er sprach die Worte so beweglich, daß mir auch schier das Weinen kam; ich sagte: „Nein, ich hab's gewiß immer gut mit Euch gemeint, und was Ihr mir sagt, das schwör' ich Euch, soll auch bei mir bleiben." Nun setzte ich mich zu ihm.

„Was ist Euch denn heute begegnet?" fragte ich traulich. „Kann ich Euch vielleicht helfen?"

„Helfen?" fragte er mit schmerzlichem Tone; „nein, das kann Er nicht; helfen kann nur Einer, der alle Bürden abnimmt. Hier (er deutete auf seine Brust) brennt's arg."

„Theilt mir's mit!" bat ich herzlich. „Es wird leichter, wenn man sein Leid Anderen mitgetheilt, die Theil daran nehmen."

Ein langer, prüfender Blick fiel auf mein Gesicht. Er mußte ihm Gewißheit gegeben haben, denn er sagte: „Warum denn nicht? Hat Er Zeit, Herr Schulmeister, so will ich Ihm Alles sagen, Alles, was mich so schwer drückt."

Ich versicherte ihm, daß ich von nichts abgehalten wäre, ihm zuzuhören.

„Wohlan denn," sagte er und seufzte tief auf. „Es ist das erste Mal, daß ich einem Menschen mein Leid klage."

„Mein Vater," hob er an, „war weit her, aus Böhmen, und kam dort oben an der Saar in die Kohlenwerke als junger Kerl. Er verstand sein Bergmannsgeschäft und war Sonntags ein gar beliebter Spielmann

bei den Knappen. Auch der Herrschaft machte er sich bald geneigt, und nach wenig Jahren war er Steiger. Es glückte ihm halt. Haus und Gut erwarb er sich und eine brave Frau. Ich war ihr einziges Kind. Mein Vater war ein braver Mann, aber er hatte einen Hauptfehler — einen gewaltigen Stolz, und diesen Stolz, diesen Hochmuth pflanzte er auch in meine Seele schon frühe. Er hielt sich für besser als andere Leute, und suchte nur immer Gesellschaft und Gunst Hoher heraus. Längst hatte er das Geigen für Geld aufgegeben; aber die Vorliebe für das Spiel der Geige steckte tief bei ihm im Holz. Ich mußte es auch lernen und that's gerne. Damals dachte ich nicht daran, daß es einst mich vor Hunger sichern würde. Als mein Vater alt geworden, die Mutter starb frühe, da wurde ich sein Nachfolger im Amt als Steiger. Lustig war ich, aber sehr hochmüthig auf meinen Reichthum und mein Amt. Wo ich unter der Knappschaft oder sonst auftrat, forderte ich den ersten Platz. Das stieß die Leute von mir ab. Ins Wirthshaus ging ich nicht, weil die Leute mir auswichen. So geigte ich daheim desto fleißiger. Durch meinen Reichthum gelang es mir, Eingang in das Haus eines Revierförsters zu gewinnen, dessen Tochter ich lieb hatte. Sie war mir auch nicht abhold, und wir wurden Mann und Frau. Ach, sie war gut, zu gut für mich, der ich nach und nach ein Wucherer wurde. Darum nahm sie mir auch Gott im ersten Wochenbett, und mir blieb das mutterlose Kind. Mein ganzes Herz hing an dem Kinde, das aufblühte wie eine Blume. Sie war noch schöner wie ihre Mutter. Ach, Herr Schulmeister, hat Er das schöne Appelchen gesehen?"

Ich bejahte, nicht ohne Schamröthe.

„Nun, die gleicht ihr wie ein Tropfen Wasser dem andern. Durch meinen Hochmuth entfremdete ich mir auch meine Vorgesetzten. Das Pochen auf meinen Wohlstand machte mich trotzig. Ein Wortwechsel brachte den Beamten so auf, daß ich abgesetzt wurde. Kränkte das auch anfangs meinen Stolz, so nahm ich mir's doch vor den Leuten nicht an. Ich baute mein Gut. Günstige Zeiten mehrten meinen Wohlstand. Ich war der Reichste im Dorfe. Mein Evchen war ein Gegenstand vieler Bewerbungen. Alle Bursche sahen sie gerne. Sie war schön und reich — konnte es sich fehlen? Aber ich litt nicht, daß sie sich mit Einem einließ. Ich wollte sie nur an einen Mann verheirathen, der mir auch gefiele und meinem Ehrgeize entspräche.

Ich kurzsichtiger Mensch wollte der göttlichen Fügung vorgreifen, die die Ehen im Himmel schließt, und diejenigen sich finden läßt, die für einander passen.

Da kam ein Revierförster auf das nahe Forsthaus. Es war ein junger, schöner, stattlicher Mann von gutem Herkommen; aber man munkelte allerhand über ihn. Er sollte ausschweifend, fürchterlich roh und boshaft und ein Spieler und Säufer sein, der auf seiner früheren Stelle einen armen Familienvater niedergeschossen habe, weil er ihm Vorstellungen gemacht, daß er mit dem Lesen dürren Holzes ja doch keinen Schaden verursache. Ein Spieler und Säufer war er, das wußte ich wohl, und roh und unbarmherzig war er auch, das sagten ja laut die armen Leute; aber ich dachte, Evchen wird ihn schon bessern. Er sah sie gern, das wußte ich wohl; aber sie ihn nicht, denn — sie hatte einen Andern lieb. Nicht weit von uns wohnte eine Wittwe, arm und dürftig, aber unbescholten. Sie hatte einen Sohn, so alt wie mein Kind. Sie waren zusammen

in die Schule gegangen, zusammen confirmirt worden, hatten zusammen als Kinder gespielt. Sie hatten sich unendlich lieb, und ich wußte es nicht, wenigstens war es mir damals ein Geheimniß. Denk ich jetzt so dran, so mein' ich, das Herz müßte mir brechen! Der Conrad war ein Muster von einem braven Burschen, und auch ein Bild von einem schönen Burschen. Wie glücklich hätte ich sie und mich selbst machen können; aber der Hochmuth steckte in mir, und er war des Teufels Handhabe. So war ich blind und taub gegen Evchen's Leid, und nun irr' ich umher gleich dem ewigen Juden, ohne Ruhe, ohne Frieden; trage die Bürde meines Jammers; möchte gern sterben und kann nicht, und sie sind Beide todt!" —

Er bedeckte seine Augen mit seinen Händen und jammerte laut!

„Der Förster mochte erfahren haben, daß ich ihn gern als Eidam habe; er suchte an mich zu kommen. Ich kam ihm überfreundlich entgegen. Er wußte aus schlauer Berechnung mich zu täuschen, so daß ich nichts von alledem mehr glaubte, was ihm die Leute nachsagten, und ihm schon nach wenigen Wochen mein Jawort gab.

Als ich ihr das sagte, war Evchen trostlos. Jetzt erst merkte ich, woher der Wind wehte, und mein Zorn kannte keine Grenze mehr. Ich tobte, rasete, ja ich mißhandelte das Kind, das nie mich durch einen Ungehorsam oder eine Unart betrübt; ich fluchte ihrer Liebe zu dem braven armen Conrad. Sie war trostlos, ich hart wie ein Stein. Die Vaterliebe war in meinem Herzen gestorben. Der Hochmuth herrschte nur darin.

Von nun an bewachte ich sie auf Schritt und Tritt, und zwang sie zur Verheirathung mit dem Förster. Niemand war glücklicher als ich. Des Kindes Schmerz

und Thränen machten keinen Eindruck auf mich. In der Freude meines Herzens über den angesehenen Schwiegersohn verschrieb ich ihm Hab und Gut, und hielt mir für meine alten Tage nichts, nicht einmal den Sitz in meinem Hause aus. Um meine Freude voll zu machen, starb Conrad's Mutter, und er ließ sich als Soldat anwerben in Saarlouis. War der fort, dann, so dachte ich, wird sich ja Alles geben! Ach, wie ist der Mensch so blind, wenn er von einem bösen Geiste, wie ich von dem Hochmuthe, beherrscht ist! Der Förster wußte Alles. Er trug dem Conrad einen erschrecklichen Haß nach.

Ich machte eine Hochzeit, die vier Tage dauerte. Seit dreißig Jahren war so keine im Dorfe gehalten worden; aber mein Kind war wie das Lamm zur Schlachtbank geschleppt worden. Alle Welt sah's, nur ich, ich allein nicht!

Am letzten Hochzeitstage ging auch der Conrad zu den Soldaten fort. Abends ging Evchen hinaus; gleich darauf auch der Förster. Sie kam mit rothgeweinten Augen wieder. Der Förster blieb fast zwei Stunden aus. Er kam endlich wieder und war ausgelassen lustig; allein diese seine Lustigkeit hatte etwas an sich, das sie entsetzlich machte. Er lachte, aber dies Lachen klang wie teuflische Lust. „Schwiegervater," rief er, „spielt uns Eins auf, ich möchte tanzen!" Ich spielte auf und er tanzte nicht, er raste. Es fiel uns Allen auf, aber wer dachte etwas Arges? —

War er früher ausschweifend, so wurde er's jetzt noch mehr. Jeden Abend war er betrunken und mißhandelte mein armes, sichtlich und zusehends hinwelkendes Kind. Er verspielte hohe Summen in Einem Sitze. Sagten ihm die Leute etwas, so rief er: „Der Alte hat ja Geld

und Alles ist ja mein!“ Als ich ihm selber Vorstellungen machte, rief er aus: „Alte Eule, willst du auch krächzen? Nimm dich in Acht, sonst stopfe ich dir das Maul!“ Und diese Worte begleitete er mit Geberden, die es deutlich genug machten, es seien eben keine leeren Worte.

Etwa ein Vierteljahr ging es so fort. Er vernachlässigte seinen Dienst. Die Vorgesetzten zogen ihn zur Rechenschaft, und da sich allerlei schlechte und faule Händel fanden, wurde er abgesetzt. Das knickte zuerst meinen Hochmuth. — Jetzt zog er in mein Haus, und ich war täglich Zeuge, wie elend mein armes Kind war, und in meiner Seele erwachte die Hölle.

Um diese Zeit entstand ein beängstigendes Gerücht.

Wo der Weg nach der Stadt führte, war ein dichter Schlag zur Seite des Weges. Dort pflückten Kinder Erdbeeren und fanden ein Wamms, das sie heimbrachten. Es waren schwarze dicke Flecken dran, wie wenn's Blut wäre, und die Leute erkannten es sogleich für das Sonntagswamms des armen Conrad. Seiner Verwandten Einer ging nach Saarlouis und fragte bei dem Werber nach ihm; aber Niemand wußte etwas von ihm. Da er sich nur hatte anwerben lassen, aber noch kein Handgeld erhalten hatte, so fragte auch der Werber nicht weiter nach, als er nicht kam.

Jetzt wurde die Sache ruchbar. Man sagte fast laut: „Der Unhold hat ihn todtgeschlagen!“ Das kam endlich dem Gericht zu Ohren, und in dem Schlage wurde nachgesucht, und siehe da, man fand den Leichnam des Conrad mit zerschmettertem Hirnschädel, und dabei mein Beil! —

„Ihr mögt Euch denken,“ sagte nach einer stummen Pause der schweraufathmende Zunderbuchs, „daß wir alle Beide eingesetzt wurden, als seine Mörder. Das gab

einen langen Proceß. Ich wurde, weil alle Zeugen für mich sprachen, freigegeben. Er aber wurde in der Haft behalten, bis er endlich es eingestand, er habe ihn erschlagen an jenem Abend. Er ist darauf öffentlich hingerichtet worden.

Als ich heimkam, wie fand ich Alles verändert! Der verworfene Mensch hatte schwere Schulden gehabt, die Niemand kannte. Als er und ich in das Gefängniß gesetzt wurden, kamen die Schuldner mit ihren Forderungen. Evchen litt furchtbar. Sie mußte Hab und Gut verkaufen. Was übrig blieb, nahmen die Gerichte.

Da stand ich nun, herabgestürzt von meiner Höhe, in Schande, Armuth und Elend. Ach, meine Buße begann! In Conrad's Hüttchen zogen wir, Evchen und ich. — Und dieser leidende Engel klagte nicht. Still trug sie das Weh, bis ihr das arme, gequälte Herz brach.

Nun war das Maaß voll! —

Auf dem Grabhügel meines gemordeten Kindes brachte ich manche Nacht hin; aber es war zu spät. Die treue Seele hatte ausgelitten. Ihr Lebensglück hatte ich zerstört. Ich war ihr Mörder! — —

O, da hat's mich hinausgetrieben in die Welt, ohne Rast, ohne Ruhe. Das Kainszeichen stand an meiner Stirne. Mit der Geige verdiente ich mein wenig Brod. Das war meine Buße, daß ich mit dem Weh im Herzen der Leute Lustigmacher sein mußte. Und wenn ich recht lustig geigte, dann schnitt das Schwert des Schmerzes durch meine Seele und zerriß sie! Dann sah ich mein Kind, wie es mich im Tode noch ansah mit dem Blicke der Vergebung; aber es kam dennoch kein Frieden in meine arme Brust. So trag ich's nun schon zwanzig Jahre und darüber. O, sagt, sagt, kommt der Tod bald?"

Er hatte seine Hände zusammengepreßt und sah mich mit einem Blick an, der mein Blut schier erstarren machte.

Ich sprach zu ihm Worte des Trostes, Worte der Liebe.

Er hörte mir mit großer Andacht zu.

„Habt Dank!" sagte er dann. „Ja, ich will harren, bis der Herr die Last des Lebens mir abnimmt. Was Ihr sagt, ist Balsam für mich!"

„Aber," fragte ich, „was war's doch, was Euch so ergriff, als Ihr vorhin am Kirchweihbaume geigtet?"

„Ich will's nicht verhehlen," rief er aus. „Heute ist der Jahrestag von Evchen's Hochzeit. Während ich so geigte, gingen alle die Schicksale, die ich erduldet und selbst verschuldet, an meiner Seele vorüber, und die alten Wunden bluteten wieder. Da blickte ich herab und — Appelchen tanzte gerade vorüber. Da war mir's, als sei's mein Kind, mein armes Kind. Innerlich hat es mich da geschüttelt, meine Sinne sind mir vergangen, und der Bogen, der über die Saiten fuhr, brachte einen Ton hervor, der mir wie ein Gruß der Hölle durch die Seele drang. Da bin ich umgesunken. Nun kennt Ihr mein Leid," sagte er, drückte meine Hand, und ehe ich mich's versah, war er weg. Ich hab' ihn nicht wieder gesehen!"

„Auch nichts mehr von ihm gehört?" fragte ich mit großer Theilnahme.

„Doch," sagte der alte Schullehrer, „doch. Ein Jahr nachher, ich war schon mit Appelchen verheirathet, da kam einmal ein Glashändler ins Dorf, wie sie so aus der Gegend da hinten an der Saar mit ihren Glaskarren im Lande herumfahren, den fragte ich nach Zunderbuchs.

„Ach ja," sagte er, sich erinnernd, „das war Steigers

Joseph aus unserm Dorf." Er erzählte mir nun die Geschichte des Armen, wie ich sie schon kannte.

„Er ist seit einem Jahr und länger nicht mehr hier gewesen," sagte ich. „Glaub's wohl," erwiederte der Glashändler. „Er war lange Jahre nicht mehr in unser Dorf gekommen; aber im vorigen Sommer, gleich nach Johannistag, sahen ihn die Leute daher wanken an einem Stabe. Man sah's ihm an, daß er krank war, und daß sein Stündlein nicht mehr ferne sei.

Wir hatten Alle so viel Mitleid mit ihm. Einer seiner Kameraden aus der Jugendzeit nahm ihn freundlich auf und erquickte ihn; aber er war so still, so leidmüthig, daß ihn der Mann am Ende nicht mehr mit Fragen quälen mochte. Abends ging er 'mal hinaus, kam aber nicht wieder.

Die Leute warteten auf ihn bis zehn, bis elf Uhr; als er aber da auch nicht kam, da ward's ihnen unheimlich. Sie suchten ihn, fanden ihn aber nirgends, bis endlich die Kinder sagten, sie hätten ihn auf den Kirchhof gehen sehen.

Da gingen sie hin, ihn zu suchen, und fanden ihn liegend auf dem Grabe seines Kindes, und er war todt. Das ganze Dorf beklagte ihn. Sie hatten ihm ja Alle längst seinen Uebermuth vergeben, den er so schwer gebüßt hatte. Er wurde ehrlich begraben neben seinem Kind.

„Ach," sagte der Glashändler, „Herr Schulmeister, der Hochmuth ist vor Gott ein Greuel, und des Zunderbuchs Geschichte sollte alle harten Väter warnen, ihre Kinder nicht zu einer Ehe zu zwingen, da wird nur Herzeleid daraus und Jammer!"

„So sprach der Mann," schloß der alte brave Lehrer;

„und er hat Recht. Es wird mir kühl; gute Nacht, Herr Nachbar!“

Er ging ins Haus. Es war dunkel geworden. Ich saß noch lange da, recht tief bewegt, und dachte an des Dichters Wort:

„So Gleiches sich zu Gleichem findet,
Da gibt es einen guten Klang!“

Der gespenstige Stollen.

Eine Hunsrücker Dorfgeschichte.

I.

Wer an einem Sonntagabend in milder Jahreszeit in ein Dorf auf dem Hunsrücken tritt, der findet überall vor den Thüren die Nachbarn beisammen sitzen und traulich plaudern vom Stande der Früchte, des Flachses, von Krieg und Frieden, von Diesem und Jenem. Das nennt der biedere Hunsrücker „Maien". So maien die Alten bei einander, etwa hier, und die Jüngern dort; streng aber scheiden sich Verheirathete und Unverheirathete. Im Kreise des jungen Volks erschallt wohl ein heiteres Lied, ein sogenanntes Schelmenlied. Kommt die Jahreszeit, wo der Wind über die Stoppeln weht, dann wird in der Stube gemaiet. Die zusammensitzende Gesellschaft heißt „die Maie." In solch' eine Maie führe ich jetzt meine freundlichen Leserinnen. Die Maie ist klein. Es sind nur drei Personen und zwar drei Männer, die, weil der Mond im ersten Viertel steht, und ein mattes Licht durch die graue Wolkenschichte, die den Himmel deckt, hindurchdringt, im Dunkeln ihr Pfeifchen Rollenknaster mit einander schmauchen, der freilich nicht sehr lieblich duftet.

Draußen deckt ein Herbstnebel die Gegend, und er legt sich mit jeder Minute tiefer herab auf Wald, Flur und die Wohnstätten der Menschen mit ihren schweren Strohdächern. Sehen wir uns die drei Männer einmal genauer an.

In einem hölzernen Lehnstuhl mit strohgeflochtenem

Sitze neben dem Ofen ruht eine Gestalt von kräftigem Bau. Es ist der alte Steiger Leopold, der einst einem Werke vorstand, das längst als unergiebig einging. Er ist der Herr des Hauses, ein Wittwer, dessen einziges Kind, die liebliche Ottilie, hier zu Land Util gesprochen, bei ihren Gespielen ist. Leopold trägt Schuhe mit silbernen Schnallen, weiße Wollstrümpfe, kurze, blaugrüne Manchester-Hosen, eine dunkle Tuchweste und ein Wamms von schneeweißer Wolle gestrickt, eine Arbeit seiner getreuen Hausfrau, die Gott zu frühe für Leopold abgerufen. Seine silberweißen Haare deckt das grünsammtne Mützchen mit dem Pelze des Buchmarders verbrämt, dem er selbst das Lebenslichtlein ausgeblasen, denn er ist selbst jenseits seiner Siebzig noch ein wackerer Nimrod vor dem Herrn, und wer ihn ansieht, kann ihn kaum für einen starken Fünfziger halten. Man sieht den raschen Bewegungen des Mannes, dem lebhaft blitzenden Auge an, daß er kurz angebunden, an rasches Handeln gewöhnt ist und sein Jähzorn leicht aufflammt; aber dabei liegt doch in dem Gesichte des Mannes, bei allen Kennzeichen scharfen Verstandes, auch gar viel Gutmüthigkeit.

Auf der Bank, welche zur Seite des viereckigen großen Plattenofens, über dem das Reck angebracht ist, eine gar gemüthliche Ofenecke bildet, sitzt des Steigers Gevattermann und Nachbar, der Leinenweber Lehnert, auch ein Greis, der die Sechzig auf dem Rücken hat, eine ruhige, gutmüthige, etwas drehbändelige (so sagt der Hunsrücker, wenn er eine phlegmatische Natur bezeichnen will) Menschenseele, aber ehrlich und treu, wie Einer. Seine Kleidung ist der des Steigers ähnlich; nur sind die Schuhschnallen von Messing, die Hosen von Hirschleder, das Kamisol von dunkelblauem Tuche. Neben diesem sitzt der Wagner

Stumpf, Lehnert's Schwiegersohn. Er ist jung, trägt lange, blaue Tuchhosen, die über die Flehmstiefel reichen, eine rothe Tuchweste, ein kurzes blaues Wamms und eine roth und weiß gestreifte, gewobene Beutelmütze mit dickem Klunker dran, der majestätisch zur Seite herab hängt, fast am linken Ohre.

Die Unterhaltung ist lebhaft. Sie behandelt einen Gegenstand, welcher das ganze Dorf in diesen Tagen bewegt und die Furcht vor den nahenden Franzosen, den Bringern der Freiheit und Gleichheit, etwas in den Hintergrund gedrängt hat. Lauschen wir ihrer Rede!

„Bei meiner Seele! Cumpeer (Gevatter, Compére) Steiger," sagte Lehnert, den des Steigers Einwand aus seiner Ruhe gebracht, ich hab's mit meinen leiblichen Augen gesehen, und meine Augen sind noch so gut, daß ich das feinste Gebildmuster, das ich webe, ohne Brille sehe."

„Ach was," sprach der Steiger heftig. „Du kamst von Simmern und hattest einen Schoppen Moseler oder Rheiner getrunken. Da sehen die Leute überall Gespenster, und wenn man's in der Nähe betrachtet, ist's ein alter, fauler Baum.

„Ei, da soll mich doch gleich der" — rief Lehnert, — aber der Steiger fiel ihm ins Wort und sagte scharf verweisend: „Nicht gleich sich verheißen, Cumpeer Lehnert! Ist's wahr, so ist's nicht nöthig; ist's nicht wahr, so wird's dadurch nicht wahr. Sprich ruhig und erzähle deine Geschichte."

„Ei, was;" sagte Lehnert ärgerlich. „Ihr seid ein Freigeist. Ihr glaubt einem so etwas nicht."

„Ich glaube Alles, was wahr ist, Lehnert, erzähl' nur 'mal!" sagte ruhiger der Steiger.

„Nun, Schwieger,“ sprach Stumpf, „so erzählt's denn doch einmal ordentlich; daß man daraus klug werden kann.“

Nach einer kleinen Pause, in der er seine aufquellende Pfeife niederdrückte, hob endlich Lehnert an:

„Ihr wißt alle Beide, daß wenn die Menschen ein Bergwerk aufgeben, der Teufel sogleich sein Revier drin hat, sammt seinem Anhang. — So ist's auch mit dem Stollen, den Ihr vor fünfzig Jahren eingetrieben und seitdem habt liegen lassen. Wißt Ihr die Geschichte von der alten Bille, die bei des Kaspar's Vater gedient hat?“ Der Steiger schwieg; aber über sein Gesicht flog eine finstere Wolke bei dem Namen Kaspar's. Stumpf sagte aber neugierig: „Nein!“ — „Nun,“ fuhr Lehnert fort, „etwa fünf Jahre nach dem Eingehen des Bergwerkes, da lebte der alte Fried noch, des Kaspar's Vater. Der war ein Wittmann (Wittwer) und die alte Bille, die immer so rothe Augen hatte wie eine Erzhexe, hielt ihm und seinem Sohne, dem Kaspar, Haus. Der Fried war ein Mittelschlag von Bauer, hatte ein kleines Haus und fuhr mit zwei Kühen im Acker.

„Einmal, es war im Advent, hatte der Fried sich des Hannes-Peters Buben zum Dreschen auf Wiederhelfen bestellt, und es war damals Neumond und so dunkel Nachts, daß man keine Hand vor den Augen sah; da krähte des Fried's Hahn und die Bille, die alte Hexe, wird wach und denkt, es ist drei Uhr und die Drescher kommen bald. Sie denkt aber nicht dran, daß ihr neuer Hahn ein Wetterhahn ist, der kräht, wenn's anderes Wetter gibt, steht auf, zieht ihr Röcklein und Kittel an, und guckt zum Fenster hinaus, ob nicht Euer Schwieger hier im Hause schon Licht habe, daß sie das ihre anzünden könnte; aber

alles ist stichedunkel und mäuschenstille, als wäre das ganze Dorf mausetodt. Da sieht sie im Stollen Licht. Das sind die Kesselflicker von Gondreshausen, sagt sie zu sich, die ich gestern ins Dorf hab' kommen sehen, und die schon an der Arbeit sind. Das sind manierliche Leute. Du gehst hin und sagst: Guten Morgen, und nimmst dir ein paar Kohlen!

„Gedacht, gethan! Meine alte Bille nimmt ihr Lanterchen (Laternchen) und wackelt mit einem Töpfchen die Halde hinauf in den Stollen. Da sitzen zwei himmellange, schwarze Kerle bei dem blutrothen Kohlenfeuer und ein grausam großer, schwarzer Pudelhund liegt dabei und knurrt und brummt.

„Kusch! kusch! Sultanchen," sagt die Bille, und bietet den Männern den guten Morgen. „So fleißig schon so frühe?" sagt sie und bittet um ein Köhlchen. „Nimm dir deinen Topf voll," sagte der Eine und die Bille steckt ihr Lanterchen an und scharrt sich ihren Topf voll, deckt den Deckel darauf, sagt: „Seid nicht so fleißig!" und wackelt heim. Wie sie aber die Kohlen auf den Herd hingeschüttet, sind sie bumms — aus, und auch das Lanterchen geht aus, wie sie zuleuchten will. —

„Da ist kein Oel darauf," sagt sie und brummt, daß das Kohlenfeuer so schlecht ist. Was will sie aber anfangen? Die Mannsleute haben das Feuerzeug in der Tasche. Ei, denkt sie, die Gondershäuser Kesselflicker waren ja recht manierlich. Geh' nochmal hin! Sie werden dich nicht schelten!

„Wieder wackelt sie die Halde hinauf und sagt: Landsmann, die Kohlen sind mir ausgegangen; jetzt will ich aber den Deckel nicht mehr drauf thun. Darf ich mir noch einmal nehmen?" —

„Da knurrt der schwarze Pudel ganz grausam; aber die Bille sagt: „Kusch! kusch; Sultanchen, mein Alterchen, wenn du an unser Haus kommst, sollst du auch eine Schinkenhäse kriegen.“

Der eine der schwarzen Männer sagt: „Nimm dir nur! „Wieder steckt sie das Lanterchen an, scharrt sich den Topf voll Kohlen und geht, indem sie sagt: „Bedanke mich auch!“

Als sie nun heimkommt, sind ihre Kohlen noch frisch in der Gluth. Wie sie sie aber auf die Platte des Herdes schüttet, bumms — sind sie wieder todtaus und auch das Lanterchen dazu.

„Ei, so soll dich!“ flucht sie, tappt dunkel an den Küchenschrank, greift den Oelkrug, schüttet Oel aufs Lichtchen, nimmt etwas Salz aus dem Salzfäßchen, um es auf die Kohlen zu streuen, und denkt, nun sollen sie dir gewiß nicht mehr ausgehen! Macht sich zum dritten Mal nun auf den Weg nach dem Stollen.

Als sie so die Halde hinaufkrabbelt, springt ihr der schwarze Pudel entgegen, als wolle er sie zerreißen.

Ach, denkt sie, hätt'st du doch die Schinkenhäse mitgenommen, daß das Vieh dich in Ruhe ließe! „Kusch! kusch! mein Alterchen,“ sagte sie nun schmeichelnd, „ich thue dir ja nichts und die Häse entgeht dir nicht! Komm nur, wenn's Tag ist!

Da wird das Vieh ruhig und sie krabbelt hinein und sagt: „Ach, die Kohlen wollen gar nicht anhalten. Nun hab' ich aber Salz, das ich darauf streue; da brauch' ich euch nicht mehr zu plagen.“

„Nimm dir noch einmal,“ sagt der Eine, und als sie ihr Lanterchen angezündet und ihren Topf voll gescharrt, und eben sich bedanken und gehen will, steht der

andere Kerl auf, hebt seine rothglühende Schürstange gegen sie auf und sagt: „Kommst du noch einmal, so drehe ich dir den Hals um!“ — Ei, denkt die Bille, das ist mir ein grober Flegel von erster Sorte! Hab' ihnen doch erst vor drei Jahren einen kupfernen Kessel abgekauft. Sie war fix mit dem Mäulchen und hatte eine Zunge, so scharf wie ein Scheermesser. Wollte eben dies Mäulchen ein wenig spazieren gehen lassen; aber, dachte sie, am Ende hetzen sie dir den Eiderbisser (Ausdruck für böse Hunde) auf den Nacken. Laß' es gut sein und sag' lieber ein gut Wort: „Gott helf!“ sagt sie und will gehen; doch da brüllt der Hund, aber nicht wie andere ordentliche Hunde, sondern erschrecklich! Da springen die Kerle auf und es thut einen Donnerschlag, daß die Bille schier zusammenfällt. Das Feuer ist aus, ihre Kohlen sind aus, sammt ihrem Lanterchen. Ihre Haare stellen sich zu Berge. Sie betet: „Alle guten Geister“ — und lauft, so schnell sie kann, heim, und als sie in der Küche ihre todten Kohlen auf den Herd wirft, — schlägt's Eins, und sie erkennt, daß sie nicht bei den Gondershäusern, sondern bei den bösen Geistern war.

In der Todesangst eilt sie in ihre Kammer und kriecht mit den Kleidern ins Bett und zieht die Decke über den Kopf, und betet in der größten Todesangst alle Stoßgebete, die sie kann aus ihrer Jugendzeit.

Als nun um drei Uhr die Drescher klopfen, ist keine Bille da, und als endlich der alte Fried aufsteht und sie wecken will, da redet sie irre. Er geht nun hinunter und will Feuer anmachen, um die Suppe für die Drescher zu kochen, da die Bille so krank ist. Als er aber an den Herd kommt, wie erstaunt er da! Der ganze Herd liegt voll Gold, voll purem Golde, lauter doppelte, alte

Schildkarline. Er weiß nicht, was er machen soll und woher das viele gelbe Gold ist; aber er denkt: Besser ist der Hab' ich, als der Hätt' ich, und nimmt's, schafft's in die Kiste, und thut, als hätt' er gar nichts gesehen.

Morgens geht er zur Bille und sagt: „Was ist euch denn passirt, Bille?" Da erzählt's die Alte haarklein und hat's hernachmals meiner Mutter selig erzählt und ist nach acht Tagen gestorben. Von meiner Mutter hab' ich's oftmals gehört."

„Dummes Geschwätze," sagte der Steiger. „Davon soll der alte Fried reich geworden sein?"

„Von was dann?" fragte ärgerlich Lehnert.

„Ei, der hat geschachert wie ein Jude und tüchtig geknäusert; hat Zinsen genommen, daß es eine Schande war. Dann hat ihm der Landschreiber Schlüssel in Simmern die Erlaubniß gegeben, eine Heerde Hämmel zu halten, so groß er wollte, und hat ihm das Geld geschossen. Endlich zog er viele Bienen im Bienenberg, und das Sprüchwort sagt: „Wer Glück hat mit Bienen und Schaf', der leg' sich nieder und schlaf'!" Als er zuletzt Schultheiß wurde, da mußte jeder Vogel, der über sein Haus flog, eine Feder lassen. Siehst du, Lehnert," schloß der Steiger, „so ist er reich geworden; der Spitzbubenhändel nicht zu gedenken, die er gemacht hat."

„Ich weiß, was ich weiß!" brummte Lehnert und wiegte den Kopf von einer Achsel zur andern.

„Aber Schwieger," hob der Stumpf an, „Ihr seid von der alten Geschichte noch nicht auf das Heut gekommen. Wie war's mit dem Stollen?"

„Nun," hob Lehnert wieder an, „was damals in dem Stollen spukte, das ist nicht ausgewandert. Vor acht Tagen kommt die Annlies in unser Haus und erzählt,

sie habe auf dem Heimwege von Simmern Abends ein rothes Licht in dem Stollen flimmern sehen, und drei andere Weiber haben's auch gesehen. Als ich nun auch in Simmern war, denk' ich, du mußt das Ding doch auch sehen. Wetter noch! ich war Pfälzer Grenadier in Mannheim vier Jahre und wär' beinah Korporal geworden, wenn nämlich der alte gestorben wäre; da dacht' ich, hast du Kurasch wie Einer, und fürchtest dich vor dem Teufel und seiner Großmutter nicht. Geh' ich spät fort, und als ich das Wiesenthal heraufgehe, seh' ich nach dem Stollen, der freilich jetzt ganz mit Holz zugewachsen ist — da seh' ich das Licht, höre darin pickeln und schlagen."

„Und bist hingegangen, wie die alte Bille?" fragte der alte Steiger lachend. „Du warst ja ein Pfälzer Grenadier in Mannheim, und die hatten Kurasch, wie du sagst?" —

„Da hätt' ich müssen ein Narr sein," sagte Lehnert. „Wär' er mir auf dem Weg begegnet, so hätt' ich ihm was anders gesagt; aber ihn aufsuchen, das war nicht nöthig. Das Sprüchwort sagt: „Mal' ihn nicht an die Wand, sonst kommt er hergerannt!" Das aber laß ich mir nicht ausdisputiren. Was meine Augen sehen, glaubt mein Herz."

„Ich wär' hingegangen!" sagte der Steiger.

„Da wäre mein Herz ein Narr," sagte Lehnert darauf. „Ich will ehrlich gestehen, daß mir eine Todesangst ankam, und ich heimlief, so schnell ich konnte."

„Ja," sagte darauf Stumpf, „es ist wahr; er sah aus wie der Tod von Ypern!"

„Ach, was!" rief der Steiger, „laßt mir das Geschwätze weg! Uns liegt anderes näher. Denkt einmal

an das verfluchte Franzosenvolk! Die sind uns nahe. Was gibt's da mit uns, wenn die kommen und uns ausplündern?"

„Ach," seufzte Lehnert, „Ihr habt recht. Wenn sie's nur nicht machen, wie 1698, als sie die Pfalz verbrannten."

„Viel besser nicht, sagte der Steiger. „Ich kenne sie. Bin selbst als junger Kerl drin gewesen. Sie haben allzeit Deutschland verheert. Glaubt ja nicht, daß sie uns etwas bringen!"

„Ja, du lieber Gott," sagte Stumpf, „sie haben nicht einmal Schuhe. Gewehre auch nicht."

„Ha!" rief der Steiger, „hätt' ich nur ein paar Regimenter guter Schützen, ich wollte sie schon wieder in ihr Land jagen, daß ihnen die Lust vergehen sollte, in die Pfalz zu kommen."

In diesem Augenblicke jagte ein Windstoß das Fenster auf. Der Mond trat hinter einer Wolke hervor und deutlich sah man einen Menschenkopf vor dem Fenster.

„Da lauert Einer!" rief Stumpf und griff rasch hinaus, um den Lauscher am Kopfe zu fassen; denn Stumpf saß gerade unter dem Fenster. Aber der draußen zog den Kopf zurück und eine grölende Stimme rief: „Solche Großmäuler werden die Franzosen schon stopfen. Wart's nur ab, du hergelaufener Dieb!"

„Halt, das ist der Kasper, der Halunke!" rief der Steiger, dessen Zorn in wildem Feuer aufloderte. Aufspringen, die geladene Flinte greifen, hinauseilen und losdrücken, das war Eins — und war geschehen, ehe Lehnert und Stumpf ihn hätten hindern können.

Ein entsetzlicher Schrei folgte dem Schusse.

Die beiden Männer hatten nun auch das Freie gewonnen. Der Nebel lag noch dicht auf der Erde.

„Um Gotteswillen, wen habt Ihr geschossen?“ rief Lehnert.

„Mein eigenes Kind!“ sprach dumpf der Steiger und taumelte gegen die Wand seines Hauses!

Aber in demselben Augenblicke hörte man Utilchen's Stimme. Sie schrie: „Licht her, Jacob ist todtgeschossen!“

„Hört Ihr's,“ sagte Lehnert, „Euere Util lebt, aber des Kaspar's Sohn habt Ihr gemordet. Das ist des alten Hasses Frucht und der Zorn thut nicht, was vor Gott recht ist! Nun macht Euch fort, so schnell Ihr könnt!“

„Die Franzosen! die Franzosen!“ hörte man in andern Gassen des Dorfes rufen und angstvoll stürzten die Leute aus ihren Häusern, nicht erwägend, daß, wären es die Franzosen gewesen, sie ihnen gerade entgegengelaufen wären.

Mit mehreren Laternen waren indeß Leute aus der Nachbarschaft herbeigeeilt. Man erkannte nun deutlich, daß Jacob, der Sohn des Schultheißen Kaspar, am Boden lag. Das Blut rann stromweise und der Unglückliche stöhnte heftig.

Util kniete neben ihm. Als sie aber das Blut sah, sank sie ohnmächtig in Lehnert's Arme, der sie in sein Haus trug unter dem Beistande Stumpf's.

Jetzt zertheilte Kaspar den Haufen. „Ach, mein Kind! mein Kind!“ schrie er außer sich. „Der Steiger hat ihn todtgeschossen! Ihr Gerichtsmänner, faßt ihn, daß er uns nicht entwischt!“

Mehrere Männer eilten nach des Steiger's Hause;

ein Eilbote jagte nach Simmern, um den alten Chirurgus Heidelberger zu holen und andere Männer trugen den Verwundeten nach seiner Wohnung.

II.

Tiefer Haß und heiße Liebe sind nicht von gestern. Was so recht tief ins Herz hineingewachsen ist, das will Zeit dazu gehabt haben. So war's mit dem Hasse Kaspar's und des Steiger's — und, daß ich's geradeheraus sage — mit der Liebe der schönen Util und des Jacob, ihrer Kinder.

Das Dorf, in dem diese Geschichte sich zutrug, lag an einem Bergabhange, der den Hochwald bedeckte. Die Flur dehnte sich rechts und links neben dem Dorf aus, und vor demselben zog sich ein Wiesenthälchen hinab, dessen Seiten wieder mit Wald bedeckt waren. Dort hinab führte ein näherer Fußpfad nach Simmern und ein Bächlein hüpfte, von Erlen und Weiden begrenzt, in die tiefere Senkung des Wiesenthals hinab. Das Dorf war lang. Wiesengärten, mit Hainbuchengehäge umschlossen, lagen meist zwischen den Häusern. Etwa zweihundert Schritte von den beiden letzten, durch das Bächlein getrennten Häusern war an der linken Seite des Berghangs die große Halde und der Stollen gelegen, von dessen gespenstigem Wesen seit acht Tagen und länger das ganze Dorf sprach.

Mit diesem Stollen war es so. Von dem Dorfe eine halbe bis dreiviertel Stunden entfernt, lag ein anderes, wo seit langen Jahren ein Silberbergwerk betrieben wurde, ohne daß jedoch der Ertrag eben bedeutend gewesen wäre. Ein Oberbergbeamter hatte nach genauer Besichtigung der

Erzgänge nach Mannheim an die Hofkammer berichtet, er vermuthe, daß die besten Erze gewonnen würden, wenn man auf der andern Seite des Berges einen Stollen eintreibe. Das war vor etwa vierzig bis fünfzig Jahren geschehen.

Da kam denn von Mannheim der Befehl, man sollte den Stollen anbauen. Leopold war damals ein junger Mann. Er stammte aus dem Odenwald und diente auf dem Silberwerk als Steiger. Ihm wurde der Auftrag zu Theil, jenen Stollen anzulegen. Er kam ins Dorf; brachte Knappen mit und begann sein Werk. Man versprach sich außerordentlichen Vortheil; aber nach jahrelanger Arbeit, nach schweren Kosten, gewann man die Ueberzeugung, daß Alles vergeblich sei. Die Arbeit wurde eingestellt, und Niemand dachte mehr an den Stollen. Im Laufe der Zeit wuchs an der Halde Gesträuch auf, welches bald den Eingang des Stollens verdeckte. Wie überall das Volk an solche verlassene Bergwerke wunderbare Mähren anknüpft, so geschah es denn auch hier. Der und Jener hatte es darin rumoren gehört; andere sahen Flammen drin — kurz, es kam so weit, daß sich am hellen Tage Niemand in die Nähe wagte; und die Geschichte der alten Bille diente vollends dazu ihn zu einem Orte des Schreckens zu machen. Der Stollen war zwar außer Thätigkeit gekommen, und der Steiger hätte können an das Silberwerk zurückkehren; der blieb aber da, legte Fäustel und Eisen bei Seite und wurde ein — Bauer.

Das war aber kein Werk der bösen Geister, sondern ein Paar blauer Augen, so blau wie der Himmel im Mai, hatten's bewirkt. Was können nicht schöne blaue

Augen, zumal wenn sie aus einem so schönen Gesichtchen heraus blitzen?

Unfern von dem Stollen lagen die zwei letzten Häuser des Dorfes. Der Bach trennte sie, und über den Bach lag früher ein eichener Steg, den aber einmal das Winterwasser mitnahm, und die Bauern meinten, das sei sehr gut gewesen. Kam auch kein neuer mehr dahin, sondern die Bewohner der beiden Häuser mußten weiter oben den Bach überschreiten. In dem einen dieser Häuser, und zwar in dem auf dem linken Ufer des Baches, wohnte früher der alte Fried und später sein Sohn Kaspar, welcher nach seinem Geschlechtsnamen Weierich hieß, und eben das Amt seines Vaters, der Schultheiß gewesen, und seinen ansehnlichen Reichthum geerbt hatte. In dem Hause oder besser Häuschen auf dem rechten Bachufer wohnte ein armer Mann mit seinem Weib und seinem schönen Kinde, dem blonden Gretchen, mit den verwettert schönen blauen Augen.

Wer das Mädchen ansah, dem war's angethan für allzeit. Die Augen aber waren's nicht alleine. Der Hunsrück ist nicht arm an schönen Mädchen, und ich möchte fast sagen, es sei kaum ein Landstrich reicher dran. Wer das Gretchen sah, mußte aber alsbald bekennen, daß eine schönere Jungfrau kaum werde gefunden werden. Sie war groß, wie alle Hunsrücker Mädchen, und kräftig gebaut; aber eine Tanne ist nicht schlanker. Ihr Haar war an Farbe und Zartheit wie der schönste Laubacher Flachs, und wenn es herabhing, konnte sie sich drauf setzen. Röthere Bäckchen hatte kein Herrenapfel, und einen Mund hatte sie und Zähne drin — Nein, die Kirschen von Salzig sind nicht frischer und der Schnee nicht weißer.

Des Fried's Kaspar hätte müssen stockdumm sein,

wenn er nicht gesehen hätte, welch' ein Staatsmädel da drüben aus dem Fenster sah. Er hatte auch keinen Waldkiesel, wo andere Leute das Herz haben — kurz er verliebt sich in das Gretchen bis über die Ohren. Nichts begreiflicher, wie das.

Man konnte nun gar nicht sagen, daß ihm das Gretchen hold gewesen; auch nicht, daß es ihn verabscheuet; aber lieb hatte es ihn nicht. Er war eben auch nicht sonderlich schön. Mit dem einen Auge sah er in die Brachflur — das heißt, er schielte mehr, als es nöthig gewesen, um die Leute im Zweifel zu lassen, wohin er sähe! Seine Haare waren röthlich, so wie die eines Kohlfuchses, daher er auch bei dem jungen Volke diesen Namen trug; aber er hatte Geld, war der einzige Sohn, sein Vater war Schultheiß und der Freund des Landschreibers Schlüssel in Simmern, und da meinten die Alten, das Gretchen säße da warm. Wenn man's so ansah, war's nicht uneben. Vater und Mutter machten nun, daß das Gretchen mit ihm ging, obwohl der alte Fried damit nicht ganz einverstanden war; denn Gretchen war arm und erbte nur etwa acht Morgen Aecker und das Häuschen mit der Bitz, wie der Hunsrücker seinen eingehegten Wiesengarten nennt.

Als ihm aber der Kaspar erklärte, daß er, wenn er Gretchen nicht heirathen dürfe, niemals freien würde; da zog der Alte die Segel ein und ließ, wie der Hunsrücker sagt, Gottes Wasser über Gottes Land laufen.

Was aber dem Kaspar bei dem Gretchen mehr schadete als die Kohlfuchsnatur seiner Haare und die abweichende Richtung seiner Augen, das war sein böses Herz. Den Armen, die an seiner Thüre Brod heischten, gab er harte Worte; brach Einer ein Bein, so lachte er; war er einmal

gegen Jemanden im Zorne, so wurde er nie mehr gut und redete ihm in Spott, Hohn und Ernst alles Böse und Schlechte nach. Dabei ging er immer seine eigenen Wege und sein Kopf mußte durch. Sein Hochmuth aber kannte keine Grenze. Er mußte überall der Erste sein, und da war er denn auch gar nicht geizig, wiewohl er sonst der ärgste Filz im Reiche war.

Gretchen war Vater und Mutter gehorsam, drum ging sie mit ihm zur Musik, wenn Kirchweihe war, und saß auch Abends in der „Maie“ bei ihm und galt im Dorf als sein Schatz, und, was auf Eins hinauslief, als seine künftige Frau.

Da wurde der Stollen angelegt und der Steiger kam ins Dorf. Er wohnte im Oberdorfe bei dem Bäcker, wo er auch die Kost hatte und der Stollen lag unten; der Steiger war damals so seine zwanzig Jahre alt, und Jedermann sagte: Die Sonne am Himmel muß sich freuen, wenn sie dem bildhübschen Burschen ins Angesicht scheint. Er betrug sich still und brav; kartete nicht und trank nicht; aber wer mit ihm sprach, sagte: Das ist ein räsonabler Mensch, und hat auch Grütz im Kopfe, daß es eine Art hat, denn er redet wie ein Buch.

Wenn er Sonntags in die Kirche kam mit dem schwarzen Wamms und den weiten Aermeln, nebst den blanken Knöpfen und dem kleinen Krägelein, mit der schwarzen Sammtkappe und dem silbernen Fäustel und Eisen dran, dem breiten glänzenden Ledergurt und dem Leder hinten, und vornen mit der silbernen Schnalle; wenn er so kam, so schnacks, frisch und schön, wie kein Bursch im Dorfe, dann hätte einmal Einer die Köpfe der Weiber und Mädchen sehen sollen. Der Schulmeister mochte den schönsten Walzer als Vorspiel aufspielen, Keine

trat den Takt mehr dazu; der Pfarrer mußte tüchtig auf die Kanzelbibel schlagen, wenn sie einmal nach ihm sehen und auf ihn hören sollten — kurz der Steiger verdrehte alle Köpfe im Dorf, und die Burschen wünschten ihn sammt und sonders über alle Berge. Das merkte er freilich nicht. Ernst und stille horchte er auf die Predigt, und ging stille hinaus, wie er hereinkam, und grüßte und dankte gar höflich und ordentlich.

Nun mußte er jeden Tag durchs Dorf hinab, nach dem Stollen. Erst ging er auf der linken Seite des Baches hinab und ahnte nicht, daß drüben auf dem rechten Ufer des Baches hinter den Milchtöpfen am Fenster die schönsten blauen Augen nach ihm späheten.

Am zweiten Pfingsttage war Musik bei dem Bäcker. Er kam auch herüber aus seiner Kammer und sah zu; aber seine Augen folgten nur Einer, und diese Eine war Gretchen.

Das schmeichelte Anfangs dem Kaspar, und als der Steiger ihn bat, ihn einmal mit dem erglühenden Gretchen tanzen zu lassen, gab er's willig zu, und war stolz darauf.

Das war ein Tanzen! Blitz und Hagel! Die flogen herum und alle Welt rief: Solo! Daß sie allein tanzten, und die Leute sahen mit heller Pläsir zu und meinten, das sei das schönste Paar zwischen Rhein und Mosel, und es sei schade, wenn der und das Gretchen sich nicht bekämen.

Als sie so tanzten, sagte der Steiger: „Gretchen, warum siehst du mich denn gar nicht an? Bin ich dir ein Abscheu?"

„Ach nein!" flüsterte das Mädchen, und wollte es einmal probiren, ob sie ihn ansehen könne; aber sie wurde noch röther und konnt's nicht.

„Ich könnte dich immer ansehen und würde gar nicht müde," sagte der Steiger, „du liebliches Kind!"

Da meinte das Mädchen, es müsse in die Erde sinken vor lauter Scham, daß der schöne Herr Steiger mit dem armen Mädchen so spräche. Wer weiß, was ihr der Steiger noch gesagt hätte — aber der Tanz war aus und der Kaspar hatte schon Grimm genug.

Nun tanzte aber der Steiger auch nicht mehr, aber stand da, und seine Augen suchten immer das schöne Gretchen und die himmelblauen Augen sahen unwillkürlich auch nach ihm. Trafen sie sich aber einmal halbwegs, so schlugen sie sie alle Zwei nieder, als hätten sie sich auf unrechtem Wege gefunden.

Am andern Morgen ging der Steiger auf dem rechten Ufer des Baches hinab und ging an Gretchen's Haus über den Steg.

Sie kehrte den Platz vor dem Hause.

„Guten Morgen, Gretchen," grüßte er. „Hast du schon die Müdigkeit aus deinen Gliedern geschlafen?"

„Ich war nicht müde!" lächelte Gretchen und sah ihn an, wurde aber blutroth, als es die leuchtenden Augen des Steigers sah und wandte sich ab.

„Ach," sagte der Steiger, „du magst mich gar nicht ansehen; was hast du gegen mich, Mädchen? Bist du mir gram?"

Das Mädchen schüttelte das Köpfchen und lief in das Haus und der Steiger ging nachdenklich über den Steg hinüber.

Abends, als er zurückkam, sah er fast die runden, blinden, Glasscheiben durch; aber das Gretchen stand an der Thür und sah durch eine Ritze und freute sich inniglich, daß er so in die Fensterscheiben sah, denn das galt

gewiß nicht ihrer alten Mutter, sondern ihr und Niemand sonst. Als er schon weit vom Hause weg war, sah er sich als noch einmal um. — Des andern Tages traf sich's wieder, daß sie das Getränke dem Vieh in den Stall trug, als er kam. Diesmal konnte sie ihm nicht durchgehen, denn er stellte sich an die Thür und sprach mit ihr. Nun, sie mußte doch höflich antworten und konnte gegen den manierlichen Mann nicht grob sein. Ueberdies brachte sie kaum ein Wort heraus und konnte fast nur lächeln. So wurde es am Ende Gebrauch, daß sie sich Morgens sahen; dann auch Abends, wenn der Steiger Feierabend hatte. Es war gar nicht mehr anders möglich. Nach acht Tagen sah sie ihn auch an, und wenn sie lachte, sah der Steiger auf den Mund und auf die Lippen und war ganz verzaubert.

Nach vierzehn Tagen brummte die Mutter, daß Gretchen so lange ausblieb, wenn sie kehrte, oder das Vieh in den Stall, oder aus ihm heraus trieb, und die Knappen im Stollen konnten gut ruhen vor der Arbeit und der Feierabend kam frühe. „Macht Schicht!" sagte der Steiger, wenn auch die Sonne noch ihre Strahlen auf den Stollen warf.

Gretchen's Vater sagte zu seiner Frau: „Ich glaube der Steiger hat ein Auge auf unser Kind."

„Ich glaub's fast auch," antwortete die Mutter; „aber mir wär's viel lieber, wenn sie den Kaspar heirathete, der so reich ist und sie so lieb hat." Der Vater zuckte die Achseln; aber sie wußten nicht, daß draußen, hinter dem Hause, wo Gretchen ihr selbstgesponnenes Tuch auf der Wiese des Grasgartens begoß, Kaspar bei ihr stand und sie mit Vorwürfen überhäufte.

„Du läufst dem Lump, dem Steiger nach!" grollte er.

„Du lügst," schmollte das wunderschöne Mädchen. „Er

kommt hier vorüber und grüßt; da kann ich nicht unartig sein und nicht wieder grüßen! Und wenn er mich frägt oder mich anredet, soll ich ihm nicht antworten?"

„Nein, das sollst du nicht!" rief zornig der Kaspar.

Gretchen richtete sich auf und fragte: „Wer sagt das?"

„Ich", rief Kaspar, „denn ich will dich heirathen!"

„So?" dehnte mit einem spöttischen Lächeln das Mädchen; „du hast das Freien bei höflichen Leuten gelernt. Zum Heirathen," fuhr sie fort, „müssen allemal Zwei sein." —

„Willst du mich nicht, Gretchen?" fragte zornig der Kaspar. „Ich bin der reichste Bursch im Dorf!"

„Und ich das ärmste Mädchen," entgegnete sie. „Da passen wir nicht zusammen. Du mußt dir eine Reiche suchen."

„Ich will aber nicht!" rief er aus.

„So laß es bleiben!" war Gretchen's Antwort.

Sie wollte ihn stehen lassen und weggehen. Da eilte er ihr nach und faßte ihre Hand.

„Gretchen, ich kann nicht ohne dich leben!" sagte er fast weinend.

„Du hast zwanzig Jahre ohne mich gelebt, und wirst es ohne mich auch länger können," erwiederte sie.

„Gretchen werde mein Weib!"

„Nein," sagte sie — und schlüpfte in das Haus.

Sie eilte in ihre Kammer und weinte. Ach, der Kaspar hatte sie so lieb seit der Schule her, das wußte sie, und nun hatte sie ihn abgewiesen! Sie begriff nicht, woher sie den Muth genommen. Vor einem halben Jahre hätte sie sich in Alles gefügt und wäre seine Frau geworden, denn sie wußte nicht, was es hieß, einen Mann lieb haben. Jetzt wußte sie's und fühlte, daß sie Kaspar'n nicht lieb hatte, wohl aber — den Steiger.

Ihre Eltern wußten Nichts von dem, was vorgefallen war. Am Abend kam der Schultheiß Fried und freite um das Mädchen in aller Form.

Gretchen stand hinter dem Hause und weinte. Da kam der Steiger.

Kaum sah er die Weinende, als er mit einem gewaltigen Satz über die Hecke sprang. Er legte seinen Arm um den schlanken Leib und fragte: „Warum weinst du, liebes Gretchen?"

„Ach," seufzte das arme Mädchen, „drinnen ist der alte Schultheiß Fried, der um mich für seinen Kaspar wirbt, und ich fürchte, meine Eltern lassen sich vom Gelde bethören und sagen Ja."

„Und du willst ihn nicht?" fragte er mit klopfendem Herzen.

„Ich hab's ihm vorhin gesagt," fuhr das schluchzende Kind fort, „daß ich seine Frau nicht werden mag."

Er drückte sie fest an seine Brust. „Willst du meine Frau werden, Gretchen?" fragte er sie. „Ich habe dich lieb wie mein Leben. Ich habe Brod, bin aber nicht reich. Willst du?"

„Ja!" flüsterte das Mädchen und barg ihr Köpfchen in der Schürze.

Der Steiger sprach kein Wort mehr und zog sie eiligst durch die Hinterthür in das Haus, und trat mit ihr in die Stube, wo der alte Fried saß und seinen Reichthum auskramte.

„Vater und Mutter," sagte der Steiger, nachdem er gegrüßt, „ich habe eben unter Gottes freiem Himmel mit eurer Tochter mich verlobt. Sie hat vor Gott mir ihr freiwilliges Jawort gegeben, und so kommen wir, um

euren elterlichen Segen euch zu bitten, und geloben euch kindliche Liebe, Treue und Gehorsam."

„Was?" rief der Fried, „wollt ihr euer Kind dem hergelaufenen Menschen geben?"

Der Steiger sagte heftig: „Ich bin ehrlicher Eltern Kind; Niemand kann mir etwas Uebles nachsagen, und mein Amt ernährt Frau und Kind. Fall's ich aber Lust hätte, es aufzugeben, so hab' ich gesunde Arme und Lust zur Arbeit, und Ihr braucht mein Weib und meine Kinder nicht wegzujagen von Eurer Thüre, wie die anderen Bettler!"

Der Schultheiß sah den Steiger überecks und ordentlich scheu an, als er so sprach, griff nach seiner Kappe und sagte: „Wenn's so steht, so will ich gehen und dem Glücke Gretchen's nicht hinderlich sein." Aber in seinem Gesichte lag Spott und Hohn, als er das sprach, und sein Auge schoß giftige Pfeile auf den Steiger. In der Thür wandte er sich noch einmal um, und rief in die Stube: „Die fünfzig Gulden, die ich euch geliehen, müßt ihr in acht Tagen zahlen, sonst laß ich euch pfänden!"

„Die sollt Ihr haben," sagte der Steiger, und der Alte rannte hinweg wie ein Besessener.

„Da haben wir's," sagte seufzend Gretchen's Vater, und das Mädchen weinte heiße Thränen. Allein nach einer Stunde vertraulichen Gespräches war Alles gut, und die Alten segneten ihre Kinder und der Steiger drückte den Brautkuß auf die schönsten Lippen. Die Thränen versiegten in den schönen blauen Augen, und sie strahlten so hell, wie droben am Abendhimmel die Sternlein.

Des andern Morgens trat der Steiger in des Schultheißen Stube.

„Hier bringe ich Euch die fünfzig Gulden nebst den Zinsen von Martini bis Dato,“ sagte er; „seid so gut und gebt mir Quittung für meinen Schwiegervater.“

„Ist's schon so weit?“ fragte höhnisch der Alte. „Nun, es ist gut, daß Euer Sparpfennig so weit reicht.“ —

„Laßt Euch das nicht kümmern, Schultheiß,“ sagte der Steiger. „Es hat noch keine Noth. Seht nur zu, daß Ihr die Quittung ordentlich schreibet.“

Der Alte schluckte eine giftige Rede hinunter, denn der Steiger stand so fest und groß vor ihm, daß es ihm schier unheimlich im eigenen Hause wurde. Als er ihm die Quittung reichte und der Steiger sie prüfte, sagte er: „Nun könnt Ihr gehen.“

„Das will ich noch etwas aufschieben,“ sagte der Steiger, „weil ich noch etwas mit Euch zu reden habe. Nächsten Sonntag werde ich ausgerufen, da sollt Ihr mich in die Gemeinde aufnehmen. Seid so gut, und thut das gleich.“

Knirschend vor Wuth, holte der Schultheiß das Bürgerbuch und schrieb den Namen hinein, und der Steiger zahlte seine fünf Gulden Einstandsgeld. „Seid so gut und gebt mir Quittung,“ sagte er.

Das mußte abermals der Schultheiß thun.

„Meinen Feuereimer will ich morgen in Simmern holen,“ sprach er weiter, und dann erst sagte er Adjes und ging.

Der Schultheiß wagte Nichts mehr zu sagen.

Kaspar saß droben in der Oberstube und weinte und fluchte auf den Steiger.

„Weißt du was?“ sagte der Alte zu ihm, „mach's

kurz und freie an das Bienenberger Müller's Ammarie, das ist ein Staatsmädel und hat Geld."

„Ja," rief Kaspar, „geht hin Vater und freiet; denn ich will dem Gretchen die Freude nicht lassen, daß es mir einen Korb gegeben und dem Steiger will ich's schon eintränken.

Des Müller's Ammarie war ein lustig Ding, das gern Hochmuth trieb. Die konnte keinen armen Teufel brauchen. Sie hatte längst auf den reichen Kaspar ein Auge, und nach ihm die Angel geworfen. Als nun der Alte unverhofft kam, wurd's bumms! richtig und der Kaspar wurde geholt und Handstreich gehalten noch an dem Abend und der Wein floß in Strömen und die Herrlichkeit hatte kein Maß.

Als Fried und Kaspar Abends spät heimgingen, sagte der Fried: „Nun werdet ihr bis Sonntag mit einander ausgerufen, und der Pfarrer muß dich zuerst ausrufen, ich will's schon fertig machen."

Am andern Tag war das ganze Dorf voll von der Neuigkeit. Die Frauen sagten: „Dem Gretchen gönne ich den schönen Steiger. Es wäre doch eine Sünde gewesen, wenn der scheele Kohlfuchs das schöne Mädchen gefreiet hätte." Die Mädchen sahen traurig drein, denn sie hätten alle selbst den Steiger gerne genommen; aber das gute Gretchen verkleinerte Keine.

Es war aber gerade, als sollte dem Kaspar Alles schief gehen! Als der Schultheiß zum Pfarrer kam und fragte, ob der Steiger schon dagewesen sei, sagte der Pfarrer: Ja. Fried drang nun in den Pfarrer, ihm das Vorrecht zu lassen; allein der Mann blieb bei seinem Grundsatze, daß in der Kirche der Schultheiß Nichts gelte, und er die Reihenfolge beobachten werde. Das war nun

neuer Verdruß und ein Grund mehr, Haß auf den Steiger zu werfen, obwohl der nichts dafür konnte.

Alles, was der Schultheiß und sein Sohn diesem oder seinen Schwiegereltern Unangenehmes zufügen konnten, thaten sie, des Steigers mühsam gehaltene Ruhe brach, und in immer steigender Leidenschaftlichkeit verfolgten sich Beide. Die Jagd, die der Steiger mit Liebe trieb, die Frohnde, die Gemeinderechte — Alles gab Veranlassung zu Reibereien und Processen, und so dauerte es fort, als Kaspar nach seines Vaters Tode Schultheiß wurde. Häusliche Leiden änderten Nichts. Gretchen starb und Ammarie starb — die Wittwer verfolgten sich nach wie vor, ja es schien selbst, als wachse der Haß mit den Jahren.

Der Steiger war sehr in Rückgang gekommen durch die stets sich erneuernden Processe, welche ihm der Kaspar anhing. Das hatte an Gretchen's Herzen genagt, wie ein nie rastender Wurm, und der Steiger sagte es sich und Anderen: der Kaspar habe seine Frau gemordet. Seitdem war der Steiger so empfindlich und jähzornig geworden, daß wirklich schwer mit ihm leben war. Der Stollen war noch zu Lebzeiten des alten Schultheiß Fried eingegangen und ein schönes Einkommen damit für den armen Steiger gewichen. Er war ein kräftiger und ein sehr geschickter Mann. Bisher hatte der alte Schulmeister den Leuten die Güter vermessen. Als er alt wurde, that es der Steiger, denn er verstand die Feldmeßkunst aus dem Fundament und war ein Mann bei der Spritze, das heißt: fix und richtig waren seine Vermessungen. Außerdem schrieb er alle Kaufacte und Verträge im Dorfe, machte Erbtheilungen, und seine unbestechliche Rechtlichkeit erwarb ihm das verdiente Zutrauen aller Leute. So ernährte er sich, baute mit zwei Kühchen seine paar Aeckerchen und

machte keine Schulden. Bei dem Oberförster stand er auch gut und half ihm in manchen Arbeiten. Auf der Jagd aber entging ihm Nichts, was er auf das Korn genommen hatte. Der liebe Gott wachte, daß der Kaspar allemal, wenn der Steiger auf die Jagd ging, nicht vor seine Thüre trat, denn bei dem glühenden Hasse Beider, hätte Niemand für ein großes Unglück stehen können. So kamen und gingen die Jahre. Im Dorfe verlor der Kaspar allen Anhang; denn sein griesgrämliches gehässiges Wesen mißfiel Jedermann. Dabei war er niemals bereit, Jemandem zu dienen; indeß der Steiger bei Tag und Nacht zu Jedermanns Diensten war. Die Kinder der beiden Todfeinde wuchsen heran. Steiger's Util war der Mutter Ebenbild, ja die alten Frauen sagten, sie wäre noch schöner. Die Bursche meinten, es sei nicht möglich, daß Jemand schöner sein könne, als Utilchen. Der Kaspar hatte einen Sohn, fast gerade so alt, wie Utilchen. Jacob war auch seiner Mutter nachgeartet. Die Ammarie aus der Bienenberger Mühle war ein gar hübsches Mädchen gewesen, nur von anderer Art als Gretchen. Sie hatte schwarzes Haar und ein lebhaftes schwarzes Auge gehabt. Ihre Hautfarbe war dunkel, aber die Frische ihrer Wangen ließ das ganz übersehen. Stolz und eitel war sie und hätte gerne eine rechte Frau vorgestellt, daher sie auch ein schwarzes Tuchkleid von feinem Tuch und eine schwarze Sammtmütze über der weißen Nebelkappe trug; aber höchst gutmüthig war sie gewesen und nicht selten kam der Fall, daß, wenn der Steiger auf der Jagd und der Kaspar beim Oberamt in Simmern war, die beiden Frauen freundlich mit einander verkehrten und den Wunsch aussprachen, daß doch wieder ein Steg über den Bach möchte gelegt werden, damit sie und ihre Kinder leichter zusammen-

kommen könnten. Sie beklagten ihrer Männer Hader, allein sie redeten umsonst zum Frieden — die harten Männerherzen und die eigensinnigen Männerköpfe blieben unversöhnlich. Als die sanfteren Mütter zu Grabe gegangen waren, verboten die Väter ihren Kindern jeglichen Umgang.

Sie bedachten dabei nicht, welch' einen Reiz das Verbotene für die Menschennatur hat. Gerade diese Kinder suchten sich. Als sie zu reiferen Jahren kamen, und die Geschichte ihrer Eltern kennen lernten, da fragten sie sich: Können denn wir etwas für diesen unglückseligen Haß?

Utilchen dachte: Der Jacob ist ein bildschöner Junge und so gut, daß er hinter seines geizigen Vaters Rücken den Armen doppelte Gaben reicht! Warum sollt' ich ihm gram sein? Mir that er nichts und der Pfarrer sagt, die Menschen müßten sich lieben. Ich bin ihm auch recht gut. Und der Jacob dachte: Meiner Six, alle Mädchen im Dorfe, ja im Oberamte sind doch nur Fratzen gegen das Utilchen. Was geht mich meines Vaters Hader an, der ohnehin unchristlich ist? Warum sollte ich mürrisch sein, wenn mir das Utilchen einen guten Morgen zulächelt, daß das Herz in der Brust vor Freude hüpft? Aber — die Väter hatten's verboten! Daher lächelten sie sich heimlich zu. In der „Maie" drückten sie sich wohl heimlich die Hand, und wer sie sah, sagte, wie der ehrliche Lehnert, die lassen nimmer von einander und der liebe Gott will den Haß der Väter in der Liebe der Kinder versöhnen.

Der Steiger ahnete lange Zeit nichts; wohl aber kam der Kaspar dahinter. Der Jacob sagte aber bestimmt: „Ich bin Euer gehorsamer Sohn überall, aber nicht da, wo Ihr Haß befehlet und ich nicht hassen kann."

Die Liebe war tief hineingewachsen in die beiden Herzen,

und sie lernten frühe der Liebe Leid kennen. Wie oft weinte Utilchen über des Vaters Härte und Haß! Wie oft redete Jacob in seines Vaters Gewissen, mit kindlicher Bescheidenheit, Worte der Versöhnung! Aber das waren Wassertropfen auf eine glühende Eisenplatte!

Es blieb den Treuliebenden nichts übrig, als sich heimlich zu sehen und desto treuer zu lieben.

So waren sie denn auch an jenem verhängnißvollen Abend zusammen in dem Hause einer Freundin Util's gewesen, wo noch mehrere junge Leute versammelt waren. Dort hatten sie sich ewige Treue gelobt; jede Verbindung wollten sie ausschlagen und harren, bis vielleicht der Herr die harten Herzen bräche. Endlich, als der Hirte, der zugleich Nachtwächter war, und auch bei ihnen gesessen hatte in der Gesellschaft, sich anschickte, die zehnte Abendstunde zu blasen, da brachen sie auf und gingen langsam im Schutze des Nebels daher, um zu ihren Wohnungen heimzukehren.

Unvermuthet fiel der Schuß und Jacob stürzte nieder. Der Schrecken preßte Util einen heftigen Schrei aus. Auch um ihren Kopf sauseten die Nr. 0 Schrote, ohne sie jedoch zu treffen. Jacob aber wand sich stöhnend am Boden, denn ihn hatten die Schrote getroffen und der rasendste Schmerz durchwühlte ihn. So fanden ihn die Leute und trugen ihn in seines Vater Wohnung.

III.

Die Gerichtsmänner mit den Flurschützen waren nach des Steigers Wohnung geeilt. Sie fanden sie leer. Sie durchsuchten alle Räume; nirgends war eine Spur von dem Alten zu finden. Sein Mantel, seine Pelzmütze und

seine Flinte, die alle drei ihre unabänderlich bestimmten Plätze hatten, fehlten. Sie zeigten Kaspar an, daß sie vergeblich den Alten gesucht.

„O, der hat sich versteckt!“ rief dieser in seiner Wuth. „Lasset das Haus umstellen, wir werden ihn gewiß fangen, oder er muß verhungern.“

Es geschah, wie der gefürchtete Schultheiß befohlen hatte; aber die Nacht verging und keine Spur war zu entdecken. Am andern Morgen ließ Kaspar jeden Winkel des Hauses durchspähen, aber es war Alles umsonst, was er aufbot, seinen Feind zu finden. Er war spurlos verschwunden. Als aber auch nach acht Tagen der Steiger verschwunden blieb, da sagten die Leute: Er ist in den Odenwald, in seine Heimat, wo er noch Verwandte hat, oder — er hat sich ein Leides angethan. Wenige Stunden nach dem unseligen Schusse kam der Chirurgus Heidelberger von Simmern an. Er untersuchte Jacob's Wunden. Die meisten Schrote waren ihm in den Schenkel gefahren, allein einige waren auch in die Seite gegangen, und hier lag die Gefahr nahe. Zum Glücke waren sie nicht in das Innere gedrungen. Sie herauszuschneiden war aber eine schmerzhafte Operation.

Allgemein bedauerte man den guten Jacob und trug dem Steiger herben Groll nach. Alle Welt sagte, er habe absichtlich den Jacob getroffen, weil er bei Utilchen gewesen. Kaspar schrie die Welt voll. Ueberall wurde auf Betrieb des Oberamtes nach dem flüchtigen Steiger gefahndet; aber man fand ihn weder in den nahen Oberämtern, noch im Trierischen und Hessischen Lande, die hier an die Pfalz grenzten.

Der treue Pathe Lehnert hatte mit Stumpf sein ohnmächtiges Göthchen heimgetragen, und hier kam sie bald

wieder ins Leben. Ihre erste Frage war nach Jacob, ihre zweite nach dem Vater.

Die Nachrichten, welche Stumpf heimbrachte, waren beruhigend über Jacob; nichts weniger aber die über den Vater, ob er ihr gleich nicht Alles sagte. Lehnert ging und schloß das Haus ab, das rings umstellt war, ohne daß er es bemerkte, denn der Nebel war, wo möglich, noch dichter geworden, als er vorher gewesen. Utilchen blieb bei Lehnert's diese Nacht. Am andern Tag ging sie in ihr leeres Haus, mußte den Schmerz erfahren, daß der grimmige Feind ihres Vaters jeden Winkel durchsuchte, und blieb dann allein mit ihrem Kummer und ihren Sorgen.

Auffallend war es ihr, daß Brod und Lebensmittel fehlten, die sie noch am Mittage gesehen hatte. Sie theilte das ihrem Pathen mit.

„S—t!“ sagte Lehnert. „Sag's Niemand, Kind, ich sehe draus, daß dein Vater seine Besonnenheit besaß, als er entwich. Weit ist er nicht.“

Diese Vermuthung wurde indessen wieder zunichte, denn sie streiften in den Wäldern umher, ohne ihn zu finden. Auch in den Häusern befreundeter Leute, auf Mühlen und Dörfern in der Nähe fand er sich nicht.

Nach einigen Tagen, als Morgens Utilchen aus ihrer Kammer in die Wohnstube trat, hatte der Wind das Fenster aufgejagt. Sie wollte es schließen, da gewahrte sie einen Zettel. Er war mit Beistift geschrieben von ihres Vaters Hand.

„Kind,“ schrieb er, „ängstige dich nicht um mich. Ich bin an einem sichern Ort; aber ich hungere. Morgen Nacht um zwölf Uhr trage hinter Lehnert's Haus einen Korb mit Brod und anderen Lebensmitteln, und binde

oben darauf ein Deckbett von Federn. Was macht der arme Jacob? Schreib's auf einen Zettel und leg's in den Korb. Zerreiße den Zettel und schweige!"

Das Mädchen zitterte vor Freude. Sie dankte Gott für die sichere Nachricht von dem Vater, und eilte dann zum Pathen Lehnert, dessen Treue felsenfest war. Der staunte. — Er sann nach. „Kind," sagte er, „er wird doch nicht —?"

„Was denn, Pathe?" fragte das Mädchen angstvoll. „Er wird doch nicht in dem Stollen sein, wo der Teufel wohnt?" brach Lehnert heraus.

Utilchen schüttelte sich vor Entsetzen. „Nein, gewiß nicht," sagte sie, „mag er auch sein, wo er will. Eher möchte ich glauben," sagte sie darauf, „daß er in dem alten Kloster Chumbd* einen Zufluchtsort gefunden habe. Er kennt es genau von jeher."

„Du magst Recht haben," sagte Lehnert. „Wir wollen uns den Kopf nicht darüber zerbrechen. Er ist in Sicherheit, das ist die Hauptsache, und verständig und gescheidt". Alles wurde vollbracht, wie es der Vater geboten und am Morgen war der Korb weg, stand aber einen Morgen später vor Lehnert's Hinterthüre, zum Zeichen, daß der Inhalt in die rechte Hand gekommen war.

War das Mädchen über die Sicherheit des Vaters beruhigt, so war ihr Herz es doch nicht über die Lage des Greises, der so sehr der Pflege in seinem hohen Alter bedurfte. Und doch hatte er nicht den Ort bezeichnet, wo er sich aufhielt. Diese Sorge quälte ihr Herz; auf

* Die Ruine ist längst vertilgt, das Dörfchen aber trägt den seltsamen fremden Namen noch.

der andern Seite zog sie ihr Gefühl zu dem leidenden Geliebten, und sie durfte doch nicht zu ihm gehen.

Dieser innere gequälte Zustand der Jungfrau wurde noch verschlimmert durch die Angst vor den Franzosen.

Immer näher kam die Gefahr; schon verbreitete sich die Nachricht, daß sie nahten und die Furcht wurde mit jeder Minute größer.

Endlich stürmte ein regelloser Haufe dieser wilden Rotten in das Dorf, und Plünderung war das Erste, was sie begannen. Jedoch traf dieses Geschick nur das Oberdorf. Sie mußten schnell zurück und sich also begnügen mit dem, was ihnen zu erreichen möglich war.

Eines Abends saßen Lehnert's mit Utilchen zusammen. Bereits hatte es Zehn geblasen und eben wollte Stumpf's Frau, die bei dem Mädchen in dem einsamen Hause schlief, mit ihr dorthin aufbrechen, da öffnete sich die Thür und der alte Steiger trat herein. Alle sprangen auf. —

„Stille! Stille!“ flüsterte der Steiger, und drückte sein weinendes Kind an seine Brust; reichte den Anderen die Hand und sagte: „Machet das Licht aus, daß wir nicht beobachtet werden, ich habe Euch Wichtiges zu vertrauen.“ Das Licht erlosch augenblicklich. Die Thüre wurde geschlossen und Alle setzten sich um den Steiger herum, der also anhub:

„Ich habe schwere Tage der Reue verlebt, Kinder, in meiner Einsamkeit, und ich hoffe, Gott wird mir die übereilte That verzeihen und den armen Jacob glücklich genesen lassen.“

„Aber wo steckt ihr denn Cumpeer,“ fiel ihm der alte Lehnert in die Rede, der es gar nicht abwarten konnte,

bis der Steiger den Schlupfwinkel nenne, der ihn verborgen vor den Augen seiner Feinde.

„Gedulde dich, Cumpeer,“ sprach der Greis. „Ihr wisset Alle, welche Mähr sich über das Gespenst im Stollen verbreitet hat.“ —

„Ich hab's gesehen!“ fiel Lehnert ein.

„Weißt du, was es war, Cumpeer?“ fragte der Steiger den Gespensterseher.

„Nun,“ sagte Lehnert, „die Gondershäuser aus der Hölle, wo Heulen und Zähneklappern ist, die der Bille den Hals umdrehen wollten? Was denn sonst?“ „Ich, Lehnert, ich war's,“ rief halblaut der Greis. „Was?“ fragten Alle im größten Erstaunen. „Was, zum Kuckuck,“ rief Lehnert, „was hättet Ihr denn darin gemacht?“

„Das will ich dir sagen, Cumpeer,“ nahm der Steiger wieder das Wort. „Ich hab' lange vorausgesehen, daß die Franzosen kämen; und daß sie uns Alles nähmen, das wußte ich auch. Da dachte ich, geh' hin und arbeite Nachts im Stollen. Erweitre hin, daß er ein Zufluchtsort für dein und deiner Freunde Hab' und Gut werden kann. Wenn Ihr nun schlieft, ging ich hinaus, zündete mein altes Grubenlicht und fing meine Arbeit an. Ich wußte wohl, daß der Aberglauben mein Unternehmen am Besten schützte, und mich vor neugierigen Besuchern bewahren würde. Das traf Alles zu, denn wer auf den Aberglauben der Leute seine Rechnung stellt, der täuscht sich sehr selten. Seit länger denn zwei Monaten treibe ich es so. Das Gestein, welches ich losgearbeitet, habe ich aufgemauert am Mündeloche des Stollens und es mit Moos bestochen, und Süßholz-Stöcke hineingesetzt, daß auch das geübteste Auge dort keinen Eingang sieht, der erst an der Seite des Felsens ist, wo eine Eichenhecke

ihm Schutz gewährt. Ein Loch, das man kaum von außen sieht, dienet als Fenster, um Alles zu beobachten, was Außen vorgeht. Tief im Stollen und zwar weit genug, um sicher zu sein, ist ein Luftschacht aus früherer Zeit, den ich noch anlegte, dort hab' ich einen Herd, um uns etwas Warmes zu kochen. Ich bin in diesem Verstecke gewesen bis jetzt und habe mich herausgewagt, um Euch zu sagen, daß Ihr nun Päcke machen und Alles mir bringen solltet. Sie kommen wieder und wehe dann dem, der Nichts gerettet hat!"

Die Erzählung des Steigers setzte Alle in nicht geringes Erstaunen. Lehnert und Stumpf, eingedenk ihrer Unterredung mit dem Steiger, sahen beschämt zur Erde. Beide fühlten wohl, wie sehr sie verdienten, daß sie der Steiger strafe oder verspotte. Nichts von dem geschah; vielmehr gab der biedere Alte Rathschläge und eilte, nachdem er sich an warmer Speise erquickt, wieder dem Zufluchtsorte zu, da er dem Hasse Kaspar's nichts Gutes zutrauen durfte.

Utilchen's Seele war beruhigt, da sie nun wußte, wo ihr Vater war, und rüstig begann sie Alles, was Werth hatte, vorzüglich die Leinwand, die ihre fleißige Mutter gesponnen hatte, zu packen. Eben so thätig waren die Bewohner des Lehnert'schen Hauses, und schon in der folgenden Nacht nahm der Steiger Alles in Empfang.

Wie staunten sie, als sie in den Stollen eintraten! Hier ahnete Niemand eine menschliche Wohnstätte; hier war volle Sicherheit, wenn nicht der Verrath aus der Mitte derer selbst, die hier Sicherheit suchten, hervorging. Es war Alles, wie der Steiger gesagt; ja es war um Vieles noch besser und zweckmäßiger, als er

ihnen es geschildert hatte. Wahrhaft erfinderisch hatte der alte Bergmann diesen Aufenthalt für die Stunde der Gefahr mit Bequemlichkeiten ausgestattet. Die rings umher laufenden Bänke, von Steinen gemauert, waren breit genug, um als Lagerstätten zu dienen und das schönste Moos bedeckte sie. Tief in dem Raume war eine Nische für die Lampe, damit Helle verbreitet wurde und man außen doch das Licht nicht wahrnehmen konnte.

Eine Ahnung schien dem Steiger zu sagen, daß die Gefahr sich nahe. Er drängte zur Eile und wirklich erwies sich seine Vermuthung als wahr.

„Von dem „stumpfen Thurme“ her und von der Höhe von Kirchberg kommen sie in Schaaren!“ riefen sich die Frauen angstvoll zu. Wer noch etwas zu verbergen hatte, that's so schnell er konnte.

„Diese Nacht noch kommen sie!“ riefen die Aengstlichsten. Aber die Nacht ging ruhig vorüber, nicht aber der Morgen des kommenden Tages. Die weiß getünchte neue Kirche des Dorfes lockte die Plünderer. Man sah die Kirche als weißen Punkt aus der Ferne mehrerer Stunden. Die Franzosen gaben der Vermuthung Raum, es sei das stattliche Schloß eines Adeligen und dorthin warfen sich tausend Mann, vom General Championnet befehligt, den Punkt zu besetzen. Lüstern nach Raub, erreichte die Colonne vor Mittag noch das unglückliche Dorf.

Wüthend, sich so arg in ihren Erwartungen getäuscht zu haben, liefen sie aus den Gliedern und stürmten in die Häuser. Schüsse fielen. Das Angstgeschrei der Bewohner, das Fluchen und Toben der Franzosen erfüllte die Luft. Es war eine sinnbetäubende Verwirrung. Ihr Vieh ließen die Bauern los und trieben es nach

dem Walde, noch ehe die Feinde das Dorf erreicht hatten.

Der Steiger war urplötzlich in seinem Hause erschienen, denn noch raffte sein zitterndes Kind vergessenes zusammen.

„Fort!“ rief er, „fort, so schnell du kannst!“ Er drängte das todtbleiche Mädchen zum Hause hinaus. Und als sie weg war, riß er Thüren und Fenster auf, warf alles alte, irdene Kochgeräthe in Scherben auf den Boden, warf Tische und Stühle um — und nachdem er diese scheinbare Zerstörung angerichtet, zog er sich nach dem Stollen zurück. Dort fand er Lehnert, Stumpf und seine Frau, welche auf seinen Rath eine ähnliche Zerstörung in ihrem eigenen Hause vorgenommen hatten.

IV.

Wie weise die Berechnung des Steigers gewesen war, zeigte der Erfolg. Als die Franzosen an des Steigers und an das Haus Lehnert's kamen und das arge Bild der Verwüstung sahen, verließen sie beide schnell, überzeugt, hier habe bereits ein Haufe ihrer Genossen Alles aufgeräumt und das Unbrauchbare in heiterer Laune zerstört.

Von des Steigers Hause zog ein Trupp hinüber zu dem Kaspar's. Den kranken Sohn schonten sie, nachdem sie sein Bett durchsucht; aber den Alten quälten und mißhandelten sie unbarmherzig. Sie verlangten Geld.

Da waren sie freilich an den Rechten gekommen, denn er hatte allerdings Geld, mehr als irgend Einer im Dorf; aber es herzugeben, war nicht seine Meinung. Umsonst betheuerte er seine Armuth! Das schöne Haus strafte

ihn Lüge. Sie drohten erst seinen Sohn, dann ihn zu erschießen; aber es war erfolglos. Jetzt riß der Faden französischer Geduld, der ohnehin nicht lange gesponnen ist, und zwei Gascogner machten sich die teuflische Lust, den Alten mit ihren Bajonetten zu kitzeln und endlich mit dem Kolben der Gewehre zu stoßen, daß er stöhnte vor Schmerz; aber sein Geld verrieth er nicht. Müde des Quälens im Hause, rissen sie ihn hinaus, um ihn ohne Weiteres an dem Apfelbaume, welcher den Hof beschattete, aufzuknüpfen. Schon war Alles im besten Fortgang, als sich Jacob herbeischleppte und um Erbarmen anhielt, aber vom Schmerze seiner Wunden überwältigt, niedersank. Der Anblick des Leidenden, sein Flehen, erweichte die harten Herzen der Peiniger. Jacob hielt ihnen einen Beutel dar, worin einige Thaler waren. Dies aber reizte nur die Begierde der Wütheriche. Sie stürzten jetzt in das Haus, um jeden Winkel zu durchspähen. Der alte Kaspar sah sich kaum frei, als er, ohne des bejammernswerthen Sohnes zu gedenken, nach dem Holzschoppen lief, und dort einen Strumpf mit Geld* unter dem schirmenden Holze hervorzog, ihn eiligst in der Seitentasche seines Kamisols verbarg und das Freie zu gewinnen suchte.

Einer jener beiden Gascogner hatte ihn aber durch ein Fenster des zweiten Geschosses beobachtet.

Eiligst setzte er ihm nach. Kaspar, seinen Verfolger gewahrend, nahm in seiner Todesangst die Richtung nach dem Stollen. Obwohl der Greis einen weiten Vorsprung vor seinem jugendlichen Verfolger hatte, so fingen doch bald seine Kräfte an, zu versagen; denn die erlittenen

* Das ersparte Geld in einem Strumpf aufzuheben, ist eine alte Sitte des Hunsrückens.

Mißhandlungen, die ausgestandene Todesangst, die noch und jetzt aufs Neue seine Seele erfüllte, hatten seine Kraft verzehrt. Schon war der Verfolger nahe, da enstand im Dorf ein fürchterliches Geschrei und die Trommel wirbelte.

Der Franzose stand und horchte. — Sollte der Feind nahe sein? — Noch einmal sah er sich nach seinem Schlachtopfer um, fuhr mit dem Gewehre an den Kopf, zielte und die Kugel pfiff dahin. Er aber, als der Greis nicht augenblicklich stürzte, wandte sich nach dem Dorfe zurück.

Zu dem Ohre des Franzosen war der Schmerzruf nicht gedrungen, den Kaspar nach dem Schusse ausstieß, wohl aber zu dem des Steigers, der an der Oeffnung stand, welche er selbst zum Spähen hergerichtet.

Wohl war das Schreien und Rufen aus dem Dorfe zum Ohre der im Schachte Geborgenen gedrungen und hatte dort die Wirkung nicht verfehlt. Bleich wie eine Leiche saß Utilchen und Stumpf's Frau da. Die hellen Thränen rieselten über ihre Wangen herab. Die Hände gefaltet, betete sie um den Schutz des Himmels für die Unglücklichen. Utilchen betete hauptsächlich für Einen. Ach, hätte sie gewußt, was dort sich ereignet; hätte sie den Armen, dessen Verband sich gelöst, blutend im Hofe liegen sehen, sie wäre nicht hier geblieben, und hätte sie ihr Leben wagen müssen. Die Männer saßen stille da und lauschten angstvoll dem fernen Tumulte.

Als der Steiger den Schuß und den Angstschrei hörte, erkannte er die Stimme seines Todfeindes, des Kaspar; aber zu seiner Ehre sei es gesagt, kein andres, als das Gefühl des Mitleids bewegte seine Seele.

Langsam kam das Stöhnen jetzt näher und plötzlich erschien Kaspar unfern der Oeffnung, an welcher der Steiger stand.

Dort sank er nieder. — Der Steiger, welcher ihn allein wahrnahm, stand wie eingewurzelt. Da sprach Kaspar betend: Ach, Herr, ich fühle es, dein Arm hat mich ereilt. O vergib mir meine Sünden! O vergib mir, was ich dem armen Steiger Böses gethan, wie ich ihm vergebe, was er meinem Kinde zufügte. Ach, daß er hier wäre und meine Thränen sähe und mir vergeben könnte!

Diese Worte, unterbrochen vom Stöhnen einer todtwunden Brust, drangen zu des Steigers Ohren, und alsbald verließ er die Oeffnung und eilte hinaus.

Als ihn Kaspar erblickte, fuhr er empor und starrte ihn an mit Augen, die weit aus ihren Höhlen traten. Als aber der erste, erstarrende Schrecken vorbei war, reichte er seine Hand dem Steiger entgegen.

„Mit mir ist's aus," stöhnte er, „der Franzose hat mich gut getroffen. Steiger, könnt Ihr, wollt Ihr vergeben, was ich Euch Uebels gethan?"

Der Steiger reichte ihm stumm seine Hand.

„O sprecht nur ein Wort," flehte der Sterbende, „nur ein Wort der Vergebung, daß ich doch sterben kann mit dem Troste, Ihr habet mir meine Uebelthaten verziehen!"

Dem Steiger pochte ungestüm das Herz. „Steht's so schlimm mit Euch, Kaspar," sagte er. „So sterbt in Frieden, ich vergebe Euch alles Leid, alles Weh, allen Jammer, den Ihr mir und meinem Gretchen zugefügt."

„Ach Gretchen," seufzte der Kaspar. „Sagt, hat sie mir nicht geflucht, als sie starb?

„Nein, Kaspar, nein; sie war zu gut dazu!"

„Ja wohl," sagte dieser, „sie war ein Engel. O Steiger, erquickt meine welke Zunge mit einem Tropfen Wassers!"

Jetzt hatten die drinnen das Gespräch gehört, sie liefen heraus, und Utilchen stieß einen Schrei aus, als sie Kaspar bluten sah.

„Gretchen! Gretchen!“ rief der Kaspar, dessen Auge trübe wurde, „Gretchen vergib mir, ich bin ja schuldig an deinem Tode!“

Das Mädchen zitterte.

„Wo ist Jacob?“ fragte sie Kaspar.

„Ach, der liegt blutend im Hofe!“ sagte er.

Der Steiger kam und erquickte den Todfeind mit Wasser, daß er wieder zu sich kam.

Jetzt untersuchten Lehnert, Stumpf und der Steiger seine Wunde. Die Kugel war in die rechte Seite gedrungen. Rettung war unmöglich. Sie mußte die edlen Eingeweide verletzt haben.

Sie verbanden die Wunde, so gut es ging. Der Leidende war sichtbarlich gestärkt. „Wo ist Utilchen?“ fragte er.

„Dort eilt sie hinab zum Dorfe!“ rief der Steiger, voll Todesangst.

„Laßt sie,“ sprach Kaspar. „Gottes Engel schützen und geleiten sie. Meinen Jacob wird sie suchen, wenn er noch lebt.“

„Gerechter Gott,“ rief Stumpf, „ist der denn auch geschossen?“

„Nein,“ sagte Kaspar. „Er wollte mir zu Hilfe eilen, als sie mich aufhängen wollten, und da ist er umgesunken und hat viel — geblutet. O, die Hand Gottes hat mich ereilt!“

Stumpf lief Utilchen nach, während der Steiger, Lehnert und Stumpf's Frau den Verwundeten in den Stollen trugen. Hier berichtete der Unglückliche die Er=

eignisse, denn das Wasser, welches ihm der Steiger reichte, schien seine Kräfte zu beleben.

Während dessen war Utilchen wie ein flüchtiges Reh zum Dorfe geeilt und Stumpf konnte sie nicht mehr erreichen; wohl aber fand er das Geld Kaspar's, was ihm, als er sich mühsam die Anhöhe zum Stollen hinaufschaffte, mußte aus der Tasche gefallen sein, ohne daß er es in seiner Todesangst merkte. Stumpf verbarg es in seinem Rocke. Als er sich dem Dorfe näherte, zogen die Feinde jenseits aus demselben hinaus. Es war ihm kein Zweifel, wo er Utilchen suchen müsse. Er lief zu Kaspar's Hause. Da bot sich ihm ein rührendes Schauspiel. —

Auf einem Balken, welcher unter des Hauses Fenstern lag und als Bank diente, erblickte er Jacob, todtenbleich halb liegend, halb sitzend. Vor ihm kniete Utilchen weinend und aufgelöst in namenloser Angst.

„Ach, stirb nicht! stirb nicht! mein Jacob," rief sie jammernd aus, „unsere Väter haben sich ja versöhnt!"

Dies Wort weckte wie mit magischer Kraft den Ohnmächtigen. Er sah sie an und lächelte. „Was sagst du?" fragte er, seine Hand matt ihr darreichend.

Jetzt trat Stumpf hinzu und bekräftigte was des Mädchens Mund gesagt hatte.

Was ist dir, Jacob?" fragte Stumpf.

Mir ist so matt, als müßte ich sterben!" sagte er, „und mir war so wohl, als mich Utilchen weckte!"

Stumpf trug ihn auf sein Bett, entkleidete ihn und verband seine Wunde wieder. Stumpf mußte ihm Alles erzählen.

Als er aber von seines Vater Gefahr hörte, wollte

er auf und ihm zu Hilfe eilen; aber zu matt und entkräftet vom Blutverluste sank er zurück auf sein Lager.

Allmählich waren die Bewohner des Dorfes nun zurückgekehrt mit tiefem Wehklagen über die Zerstörung ihrer Wohnungen. Als aber vom Stollen her jetzt ein Zug kam, den Niemand so sich erwartet, lief Alles, was Leben hatte, seines Jammers vergessend, herzu.

„Ist das nicht der Steiger?“ fragten Diese.

„Ist nicht der Verwundete Kaspar?“ fragten Jene.

„Der Welt Ende muß nahe sein,“ meinten Andere, „wenn diese sich versöhnen!“

Wie sehr aber auch die Bauern sich wunderten, das, was sie für unmöglich gehalten hatten, war geschehen. Lehnert und Stumpf, der wieder hinausgeeilt war, und Stumpf's Frau trugen den alten Kaspar in dem Sessel des Steigers, an den sie in der Eile zwei Stangen gebunden, und der Steiger ging neben her und hielt des Kaspar Hand.

Sie trugen ihn in sein Haus zu seinem Sohne. Tief ergreifend war das Wiedersehen Beider. Wie sehr aber auch andere und edlere Gedanken Kaspar's Seele erfüllten, sein Antlitz leuchtete doch auf, als der ehrliche Stumpf das Geld in dem Strumpf, an das er jetzt erst wieder dachte, auf Jacob's Bett legte.

Er reichte ihn Utilchen. „Heb's auf Kind,“ sagte er. „Es ist euer Heirathsgut,“ und dann hieß er das hocherröthende Mädchen nahe herzu treten zu Jacob's Bett, dessen Hände der Steiger hielt, und faßte, sich mühsam erhebend, des Mädchens Hand.

„Steiger,“ sagte er, „legt Jacob's Hand in die ihre.“

Und als es geschehen war, lehnte er sich zurück und

sagte: „Das ist das Siegel der Versöhnung!“ Noch einmal seufzte er tief auf. Ein Blutstrom entquoll seinem Mund — und der Tod hatte sein unverkennbares Siegel auf die Züge gedrückt.

Dumpfes Schweigen herrschte; als aber der alte Steiger die Augen des Verstorbenen zudrückte, löste sich das Gefühl Aller in Weinen auf.

Ammi.

Eine Geschichte aus dem Hunsrücker Hochlande.

I.

Es war an einem Sonntagnachmittag im September, und obwohl der Nordwind um diese Zeit in der Regel schon scharf über die Stoppeln streicht und der Hunsrücker bereits seine Wintersaat bestellt hat, auch die Schwalben sich um den Kirchthurm schaarten, die baldige Abreise zu besprechen, und die Zeitlose, hier die „Winterhauch“ genannt, die Wiesen bedeckte, so war's doch noch ein recht sonnig warmer Mittag. Den Kranichen und Schneegänsen, die in ihren Dreiecken am Himmel vorübergezogen waren, ging's dieses Jahr gerade wie den Kalendermachern, die Regen prophezeien, und es gibt Sonnenschein, und umgekehrt. Daher kommt's auch, daß das Sprichwort sagt: den Kalender machen die Leute, das Wetter der liebe Gott. Das Jahr 1811 machte ohnehin alle Bauernregeln und Kalendermacher zu Schanden, und es schien sich einmal vorgenommen zu haben, seinem eigenen Kopfe zu folgen; denn wie's den gesegnetsten Sommer hatte vom frühesten Frühling an, so schien es den Winter völlig vergessen zu haben. Ja, das war ein Jahr! Seit Menschengedenken war kein ähnliches. Das machte aber der mächtige Komet, der am Himmel stand.

Es war an einem Sonntagnachmittag im September 1811. Die Sonne schien noch so warm wie im Juli und der Komet mit seinem ungeheueren Schweife schien den kühleren Herbst ganz weggefegt zu haben. Gegen den

entfernten Hochwald hin dehnte sich eine weite Wiesenfläche, die trotz der Winterhauchen noch üppig grünte. Seitwärts, etwa einen Flintenschuß entfernt, lag das schöne Dorf. In diesem Wiesengrunde, der sich an dem breiten Bache hinzog, den Erlen und Weiden einschlossen, weideten Knaben, Jünglinge und Mädchen das Vieh, und Jubel und Gesang schallte von allen Seiten her und im fröhlichen Spiele wurde gar häufig die Aufsicht auf das weidende Vieh vergessen. Das that übrigens nichts, denn es war nirgends Gefahr und der Wald war weit genug entfernt. Nur das Eine konnte schlimm werden, wenn nämlich eine Bremse daherschwirrte oder eine Hornisse, weil dann das Vieh zu „biesen“ anfing und wegrannte wie toll. Und dazu war's eben immer noch warm genug.

Hier hatten sie von Kartoffelstroh ein Feuer angemacht und brieten sich Kartoffeln darin und tanzten darum, wenn's hoch auflohete, als ob's ein Johannisfeuer wäre; andere trieben allerlei Spiele, kurz, sie vergnügten sich gar lustig. Der Bach machte, wie alle Hunsrücker Bäche, ganz verwunderliche Krümmungen, wodurch es kam, daß es Stellen daran gab, die recht heimliche Plauder- und Koseplätzchen bildeten, wo man dem Auge der Uebrigen ganz verborgen war. An einem solchen Plätzchen, das schier wie eine große Laube rund von dunklen Erlen abgeschlossen war und nur gegen den Wiesengrund eine schmale Oeffnung hatte, lag der Stamm eines beim vorjährigen Hochwasser entwurzelten uralten Weidenkopfs. Er bildete im tiefen heimlichen Schatten eine recht einladende Sitzbank, und es schien, als hätten ihn Zwei zum Koseplätzchen erkoren, denn sie kamen, nachdem sie sich nach allen Seiten umgesehen, um sich zu vergewissern, daß sie unbeachtet und sicher seien, mit raschen Schritten in das

schattige Versteck herein und setzten sich vertraulich auf den Weidenstamm.

Es war ein liebliches Paar, aber nicht ein Jungbursch mit seinem Liebchen, sondern zwei Mädchen, die in diesem Jahre kaum zum neunzehnten Male die Winterhauchen in den Wiesen sahen. Sie waren beide sehr hübsche Mädchen, aber doch so verschieden, daß, wenn man hätte sagen sollen, welche die schönste sei, man in die Klemme gerathen wäre und sich gefragt hätte: bist du auch deiner Sache so sicher, daß dich dein Ausspruch hintennach nicht reut? Schon wenn man sie die abschüssige Wiese herunter gehen sah, konnte man sehen, daß die Zwei nicht einerlei Wesens waren. Es ist erstaunlich, wie bezeichnend der Gang und die Haltung eines Menschen für sein ganzes Wesen ist. Man kann, wenn man prüfend darauf achtet, gar sichere Schlüsse ziehen.

Die Eine trat fest, bestimmt, kräftig auf, die Andere weich, man möchte sagen ängstlich und sanft, und diese Art des Auftretens stimmte mit ihren Naturen durchaus überein. Die, welche so fest und schnellkräftig einherging, trug sich kerzengerade wie eine junge Tanne. Ihr Auge sah klar und fest in die Welt, aber es war doch kein Stolz, kein Hochmuth darin. Die innere Sicherheit und Festigkeit des Willens und Herzens aber that sich in jeder Bewegung, in Blick und Haltung kund. Sie hatte kastanienbraunes, reiches, glänzendes Haar und braune, leuchtende Augen. Ihre Stirne war frei, hoch und rein, ihre Wangen wie gemalt und ihr kleiner Mund wie eine rothe Kirsche; aber die Hautfarbe war ein bischen dunkel, was ihr jedoch gar gut stand, und so recht zum Ganzen paßte. — Die Andere war etwas kleiner, ihr Körper zarter gebaut, ihr Auge blau wie der Himmel, ihr Haar blond und zart

wie der glänzende Flachs, den ihre kleine Hand spann in den Wintertagen. Ihre Haut war wie der frischgefallene Schnee, wenn die Morgenröthe darauf leuchtete, und ihre Wangen wie eine Moosrose, die eben die Knospe gesprengt hat. In ihrer Kleidung waren sie fast gleich. Ein buntes Halstuch umschloß die Brust bis zum Halse, den ein Halsband von Granaten auf schwarzem Sammtband umgab. Das Mieder war von himmelblauem Tuche mit schwarzen Sammtbändern eingefaßt. Der Arm war bloß bis zum Oberarm, wo sich das schneeweiße, selbstgesponnene Hemd enge anschloß, weil es über dem Ellenbogen zusammengelegt und hinten mit einer Stecknadel festgesteckt war. Ein weiter, grün und schwarz gestreifter Tartanrock umschloß die schlanke Hüfte und fiel ziemlich lang herab, doch nicht so tief, daß man nicht die hellblauwollenen Strümpfe mit den rothen Zwickeln und die Schuhe mit ziemlich hohen Absätzen hätte sehen können. Vorgebunden hatte jede eine Schürze von dunklem Druckkattun mit schwarzem, lang herabhängendem Bande.

Man konnte es leicht abnehmen, daß die Mädchen Eile hatten, um ungestört plaudern zu können. Bemerkt hatte ihre Entfernung Niemand, und wollte ihnen das Glück wohl, so konnten sie leicht ein Stündchen heimlich reden. Sie setzten sich eng aneinander auf den Weidenstamm, und die Braunhaarige, nachdem sie vorsichtig gelauscht, ob nicht etwas Verdächtiges sich hören lasse, legte der Blonden die Hand auf die Schulter und sagte: „Lene, um tausend Gottes Willen, ist's denn wahr?“

Die Blonde erhob das gesenkte Haupt und sah mit rollenden Thränen die Freundin an und nickte bloß; denn sie konnte jetzt, wo ein langverhaltener Schmerz mit aller Gewalt hervorbrach, kein Wort reden.

Ammi, so hieß die Braune, schlug die Hände zusammen und sagte: „An des Himmels Einfall hätt' ich eher geglaubt! Aber, rede doch einmal, Lene! habt ihr denn Streit gehabt? — Ein Bräutigam verläßt plötzlich seine Braut, in die er verliebt schien wie ein Eichkätzchen — so etwas ist auf dem ganzen Hunsrück noch nicht vorgekommen! Aber, gelt, ihr habt Streit gehabt? Worüber denn, Lene?"

Lene hatte das Gesicht in beide Hände gelegt. Sie weinte fast laut und der Schmerz stieß ihr ordentlich in der Brust; aber sie antwortete nicht und Ammi fuhr fort: „Ich kann mir den Hannjost gar nicht denken! Ist doch die Lene das hübscheste Mädchen weit und breit! Ist sie doch eines reichen Bauern einziges Kind! Ist doch des Vaters Namen ein ehrbarer und ihr Ruf ohne Makel, wie ihre Schönheit! Ich sage, die Welt muß keine Woche mehr vom jüngsten Tage sein!"

Sie sprang auf, rannte einmal das Wiesenplätzchen auf und ab und setzte sich dann wieder.

Da richtete Lene den thränenmüden Kopf in die Höhe und sagte leise: „Ammi, es ist Alles vorüber! — Er hat mir meinen silbernen Ring zurückgeschickt durch Schulmeisters Ottil, und seinen hat sie ihm auch gebracht."

„Da!" rief Ammi, „so ist der Topf schon übergelaufen! — Du mein Gott und Herr! Vor acht Tagen noch alles Liebes und Gutes, die Red' von der Hochzeit zu Märtestag, und jetzt Alles aus und vorbei! Das begreif' eins! — Sind denn etwa Fuchsschwänzer und Ohrenbläser dazwischen gewesen? Lene, liebe Lene, sag' mir's doch!"

Lene schüttelte den Kopf und sah Ammi so flehend, so schmerzlich an, als wollte sie stillschweigend bitten: Sei doch zufrieden!

„Ich fahr' aus der Haut, Lene, wenn du nicht die Lippen aufthust! Ich muß dann glauben, du seist Schuld, und deine Thränen klagen dich der Schuld an!"

Lene richtete sich auf. Ihr glänzendes Auge richtete sie fest auf die Freundin, dann sagte sie: „Gott weiß es, ich bin ohne Schuld!"

„So ist der Hannjost verrückt!" rief das aufgeregte Mädchen. „Sag' mir's doch!" bat sie wieder. „Du hast mich nicht mehr lieb, Lene! Sieh', ich hab' keinen Gedanken in der Seele, und du kennst ihn schon, ehe er um die Ecke ist: aber du hinterhältst Alles. Hab' ich das um dich verdient?"

„Da fiel Lene ihr um den Hals und sagte, krampfhaft weinend und schluchzend: „Ich kann dir's nicht sagen!"

„Du — kannst — nicht?" sprach Ammi gedehnt und plötzlich bedeckte eine tiefe Gluth ihr Angesicht.

Sie schwieg lange; dann schlang sie ihre Arme um Lenen's Nacken, drückte sie fest an sich, faßte ihr Gesicht mit beiden Händen und küßte die Glühende auf den rosigen Mund.

„So!" sagte sie, „nun hab' ich dich noch viel tausendmal lieber! Besser Unrecht leiden, als Unrecht thun! Laß ihn fahren, Lene! er ist ein übermüthiger, lüderlicher Bursche, ein Händelsucher und Kartenspieler. Laß ihn fahren! Reiß' die Lieb aus dem Herzen mit Stumpf und Stiel! Er ist keiner Thräne aus deinen schönen Augen werth!"

„Ach, könnt' ich!" flüsterte das tiefgebeugte Mädchen. „Er war ja meine Welt, mein Alles!"

„Ist er's denn noch, wo er deiner Achtung nicht mehr werth ist?" rief Ammi. „Lene, ich hab' meinen Stoffel

lieb, daß ich für ihn in den Tod gehen könnte, wenn's sein müßt', aber ich hätte Kraft genug, die Lieb' bis in den tiefsten Keim in mir zu tödten, wenn — —. Nein, Lene, sei stark! Ein Mädchen muß auch Herr sein können über ihr Herz. Kränkt dich das Gerede der Leute? Wenn das Gewissen rein ist, so lacht man darüber. Siehst du, da droben der, der weiß Alles und der richtet. — Ueberleg' ich's jetzt und denke mir, wie der Hannjost so oft rauh und widerborstig ist, so mein' ich, der liebe Gott weiß am besten, was uns frommt. Ich kann freilich nicht in die Zukunft schauen, aber ich hab' den Glauben, so, wie sich's jetzt gestellt hat, ist's dein Glück. Besser, sie werfen vor der Hochzeit die Maske ab, als nachher!"

Ammi hätte wohl noch lange so fort geredet, wäre nicht auf der Wiese ein Brüllen des Viehes laut geworden und ein lautes Geschrei der jungen Leute und Kinder.

„Himmel, das Vieh biest!" rief Ammi und war im Nu verschwunden, wie das flüchtige Reh, wenn es aufgeschreckt worden ist.

Nach allen Richtungen rannte das Vieh wie rasend, den Schweif hoch in der Luft und den Kopf tief an der Erde. Da war kein Aufhalten, kein Wehren, man mußte es eben laufen lassen, bis es müde war und ruhig wurde, wenn es den Ton der summenden Hornisse nicht mehr hörte. Das nennt der Hunsrücker „biesen".

Es war ein Glück, daß sich eine Anzahl Knaben gegen den Wald hin zum Ballspiel gesammelt hatte. Als sie das Vieh rennen sahen, bildeten sie eine lange Reihe und lärmten gewaltig, die Mützen und Tücher schwenkend; dadurch hielten sie das Vieh vom Wald ab. Es rannte nun theils im Wiesengrund herum, stürzte sich in den breiten und tiefen Bach und schwamm hinüber, theils

rannte es auf die Felder und gegen das Dorf. Nach einer halben Stunde war es zurückgebracht und Alles wieder in Ordnung.

„Was war's denn," fragte Ammi ein anderes Mädchen, bei dem der größte Theil der jungen Leute stand.

„Ach," sagte das Mädchen, „der Hannjost hat mit der Hand vor dem Munde den Ton einer Hornisse nachgemacht; da wurde das Vieh toll und biesig."

Ammi's zürnender Blick traf den Uebermüthigen, daß er das Auge niederschlug.

„Wenn man von einem Buben- oder Schandstreich hört, so braucht man nicht mehr im Dorfe zu fragen: Wer hat's gethan? Jedermann weiß, daß Weierich's Hannjost der Urheber ist!"

Diese Worte sagte das Mädchen mit ätzender Schärfe.

Der Getroffene wurde bleich vor Zorn. „Wärst du ein Bub," rief er, „ich bräch' dir den Hals!"

Ammi hatte sich abgewendet. Jetzt fuhr sie rasch herum und sagte: „Es thut mir leid, daß ich keiner bin. Einem Mädchen kann ein Strolch höchstens das Herz brechen; und dann ist er noch frech und keck dazu, und die Welt stoßt ihn nicht aus, wie er es verdiente!"

Sie sah ihn fest, fast durchbohrend an, und er schwieg und sah zur Erde. — Sie aber ging noch einmal so fest und schnellkräftig über die Wiese, die Freundin aufzusuchen. — Lene war heimgegangen, um ihren Knecht zu senden. Ammi kehrte zu der Gesellschaft zurück, von der sich Hannjost entfernt hatte.

„Den wird Gott zeichnen!" rief das Mädchen nach ihm deutend, „das Zeichen der Schmach trägt er schon!"

Kein Unfall störte mehr die Hütenden. Die Thiere beruhigten sich völlig und weideten wieder. Hier und dort

spielten die jungen Leute in Gruppen, Andere stimmten ein Volkslied an. Ammi aber ging zum Bachufer, lehnte sich an den Stamm einer Erle und stand lange hier allein, sinnend und oft tief aufseufzend. Ihre Gedanken waren bei der Freundin, bis endlich die Betglocke läutete und das Vieh heimgetrieben wurde.

Lene und Ammi waren, wenn auch mannigfach verschieden, dennoch Ein Herz und Eine Seele seit ihren frühesten Kindertagen. Sie hatten nebeneinander in der Schule gesessen, sie waren unzertrennlich bei den Spielen gewesen und hatten auch Beide das heilige Nachtmahl miteinander zum ersten Mal empfangen. So alte Liebe rostet nicht. Innig und treu verbunden blieben die Mädchen in dieser Eintracht und nichts störte sie. Inniger und enger wurde noch die Verbindung, als sie sich das süße Geheimniß der Liebe zu vertrauen und zu bewahren hatten. Freilich war da die blonde Lene im größten Vortheil. Ihre Liebe war begünstigt vom Vater und von Hannjost's Eltern und bald wurde das Verlöbniß gehalten, wo der Pfarrer eine schöne Rede hielt und die Ringe wechselte. Ihrem Glücke schien nichts im Wege zu stehen, und Hannjost's Eltern, wie viele Leute im Dorfe, meinten, die sanfte Lene werde über den wilden Hannjost eine Gewalt erlangen, wie selten eine Frau über ihren Mann, eben weil sie so gut und mild sei. Andre zweifelten und meinten, Ammi wäre die Rechte für ihn gewesen.

Ammi war nicht so glücklich. Ihre Liebe zu Stoffel war, wie die Leute sagen, mit aus den Kinderschuhen herausgewachsen, und wie sie höher aufschossen, wuchs die Liebe tiefer in die Herzen hinein; aber sie war eine heimliche, weil der Vater Ammi's dagegen war. Gegen

den Burschen konnte er nichts haben, er war ein Muster eines braven, wackern Jungen, aber sein Entgegenstemmen hatte einen Grund, der in dem Sprichworte fußte: Viele Brüder machen schmale Güter. Der Stoffel war der Aelteste von vier Brüdern und drei Schwestern, und wenn auch der alte Müller Bauermann ein hart gebackner Müller war und ein hübsches Gut hatte, so machten eben doch die Achtelchen nicht so viel aus, wie ein Ganzes, und das bekam seine Ammi, denn sie war ein einzig Kind. — Vielleicht hätte sich das doch noch ausgeglichen, weil Stoffel die Geschwister mit Ammi's Geld abfinden und sich die Mühle erhalten konnte; aber der Alte war Stoffel's Vater nicht hold, weil er fest glaubte, der alte Müller Bauermann habe es hintertrieben, daß er Syndik im Dorfe wurde, wie sie zu der Franzosenzeit die Schöffen oder Bürgermeister nannten, und habe es dem Weierich, des Hannjost's Vater, zugespielt, weil der ihm einmal mit Geld aus einer großen Verlegenheit geholfen. Da wusch eine Hand die andere, meinte er mit heftigem Zorn im Herzen, und das vergab er dem Müller nie. So ließ sich's an den Fingern abzählen, daß aus einer Heirath Ammi's und Stoffel's nichts werden konnte. Mit dem alten Zorn und Haß ist es, wie mit der alten Liebe. Er rostet nicht und wächst am Ende ins Fleisch hinein, wie ein Nagel, schmerzt immer, aber man kriegt ihn nicht mehr heraus.

„Wie wird's noch gehen?" sagte Stoffel oft und seufzte.

Dann antwortete Ammi: „Darüber zerbrech' ich mir den Kopf nicht. Kommt Zeit, kommt Rath! So viel weiß ich, wenn mein Vater mich zwingen will, hat er

das Spiel verloren; denn die elterliche Gewalt hat auch ihre Grenze, und die ist am Altar Gottes."

Der alte Bender, Ammi's Vater, kannte seine Tochter. Hundertmal sagte er: „An dem Mädchen ist ein Bub verdorben. Ich fürchte, sie macht mir noch Arbeit."

Wenn er das sagte, dachte er allemal an Bauermann's Stoffel und Ammi's Liebe zu ihm. Sie war ihm ein Dorn im Auge und er wartete nur, bis ein rechter Freier käme, um den Faden abzuschneiden.

Ein Ereigniß, wie das, daß Weierich's, des Syndiks Hannjost mit seiner Verlobten, mit Schneider's Lene, gebrochen, brachte das ganze Dorf in wahren Aufruhr. Ueberall steckten die Leute die Kopfe zusammen. Im Backhaus, am Brunnen, im Wirthshaus und Sonntag Nachmittags vor den Hausthüren wurde es besprochen und verhandelt. Aber es war eine seltene Erscheinung, daß sich diesmal keine Parteien bildeten und nur Eine Stimme im Dorfe war, und diese gegen Hannjost. Man bedauerte das gute Mädchen und ihren braven Vater, und Hannjost konnte in jedem Gesichte Tadel, Unwillen, Zorn lesen. Er hatte eben wenige Freunde im Dorfe.

Fast durchweg in jedem Dorfe spielt ein Reicher unter den Burschen den Wilden. Er ist der Haupthahn; um ihn sammeln sich die Anderen, er gibt den Ton an, den Alle summen. Sein Witz wird im Chore belacht; was er thut, ist schön und recht, was er angibt, wird ohne Weiteres gethan. Wenn er irgend einen friedlichen Bürger auf dem Striche hat, so kann er sich Gott befehlen; jeder Schabernack, aller Aerger wird ihm angethan. Im Wirthshause sitzt er oben an, beim Tanz ist er der Erste und tanzt Solo, wenn es ihm beliebt. Er gibt die Tänze an, die die Musikanten spielen müssen, kurz, er ist ein Macht-

haber, wie irgend einer in der Welt. Daß er der Liebling der Mädchen ist, auch wenn ein derbes Maaß Rohheit und Uebermuth mit ins Spiel geht, liegt auf der Hand; und wenn er zehn Schätze hätte und verließe, die Eilfte meinte doch, sie fesselte ihn sicher, und nimmt seine Bewerbungen mit Freuden an. Gehen Tollheiten, Unordnungen, Nachtlärm und dergleichen von ihm aus, die Männer haben selten den Muth, es ihm zu verweisen, weil sie die tausenderlei Wege kennen, wo er es ihnen vergelten kann und sicher nicht säumt, es zu thun. Bei Schlägereien, die zur Kirchweihe selten fehlten, führt er seinen Troß an und kann seiner Hilfe sicher sein. Wenn alle Welt von ihm redet, gleichviel, gut oder böse, so hat er in seiner Meinung das höchste erreicht. Es ist wahr, daß oft solche Haupthähne, wenn sie es recht toll getrieben im Ehestande musterhafte Männer werden und recht brave Gemeindeglieder; aber es als eine Regel aufstellen wollen, wäre doch allzu gewagt, da das Gegentheil ebenso häufig eintritt.

Hannjost, des Syndiks Weierich Sohn, der einzige, der ihm von neun Kindern geblieben, war so ein Haupthahn. — Eben der Umstand, daß ihnen so viele Kinder gestorben waren, sammelte in diesem letzten der Eltern ganze Liebe, und dies war sein Unglück. Verzogen wurde er von Kindheit auf, jeder Wunsch wurde ihm erfüllt. Er hatte immer Geld genug in der Tasche, seine Wünsche zu befriedigen, und that's auch, ohne daß ihm die blinden Eltern etwas dagegen sagten. Er war Herr seines Willens und machte es lediglich und immer, wie er selber wollte. So war er ein liederlicher Gesell geworden, der seine Leidenschaften allein maßgebend sein ließ für sein Thun, und die Leute im Dorfe nannten ihn „Weierich's

Zuchtruthe“. Er hatte viele Mädchen nachgeführt, aber alle wieder fahren lassen. Um Bender’s Ammi strich er lange herum, aber das Mädchen führte ihn ab, daß es eine Lust war, und es gehörte entweder die ganze Unverschämtheit Hannjost’s dazu, oder eine wahnsinnige Liebe, dennoch wieder zu kommen. Endlich wurde er’s denn doch müde. Vielleicht gefiel ihm auch die herrlich erblühende Lene, die alle Welt als die Krone des Dorfes pries, besser. Er warb um sie, und Lene, die ihn längst geliebt, erhörte seine Liebesbitten, und der alte Weierich sah’s nicht ungern, obwohl er die rasche Ammi lieber als Schnur gehabt hätte, der er eine größere Macht zutraute, den Wildfang zu bändigen und ihn zu einem braven Manne zu machen. Er war vollends zufrieden, als Lene so starken Einfluß auf den Burschen ausübte, daß er seitdem wirklich ein ganz anderer Mensch geworden zu sein schien.

Da brach er plötzlich mit dem holdseligen Mädchen, und der Vater und die Mutter standen so verblüfft da, wie alle Anderen. Als sie ihn fragten, wies er sie zornig und ungezogen ab. Damit war die Geschichte für sie aus; denn leider war es so weit gekommen, daß sie es nicht mehr wagten, dem Burschen mit dem Ansehen der elterlichen Würde entgegen zu treten. Fast weinend sagte der alte Weierich zu seiner Frau:

„Das ist die Folge davon, daß wir vergaßen, was im Heidelberger Katechismus steht, daß Gott die Kinder durch der Eltern Hand regieren will. Und Salomo und Sirach so gut wie der Apostel Paulus haben uns umsonst geschrieben, was wir thun sollten. Nun ernten wir das Kreuz!“

Die Mutter seufzte und schwieg. Wer von Beiden am meisten Schuld trug, war schwer zu sagen.

„Ich wollt' lieber, er wär' Soldat geworden!" klagte der Alte.

„Versündige dich nicht," sprach die Mutter; „du weißt doch noch, wie du mit dem vollen Kronenthalersäckel nach Simmern liefst und mit dem leren zurückkamst! Und gib Acht, es legt sich wieder bei."

Aber es legte sich nicht bei. Wenn auch Scham und Reue Hannjost's Herz zerriß, sein Bauernstolz ließ eine Rückkehr nicht zu. An Lenen's Haus ging er vorüber wie ein Dieb, und wenn er sie sah, blickte er an den Boden. Sein Uebermuth war gebrochen; daher bekamen denn auch die Leute den Muth, ihren Tadel laut und scharf auszusprechen. Es geht aber auf einem Dorfe wie in der Stadt. Eine Zeitlang redete alle Welt von der Geschichte; dann ward's still, und weil Lene nicht starb, wie Manche hatten wetten wollen, sondern, wenn auch mit schmerzlicher Ueberwindung, ihr Loos trug, so wurde nach einem halben oder ganzen Vierteljahre nichts mehr von der Sache geredet.

Es war gegen Martini, als eines Sonntag Mittags der alte Syndik Weierich in Bender's Haus trat. Bender war allein und saß am Tisch und kramte in seinen Papieren, Schuldscheinen, Quittungen vom laufenden Anno.

„Stör' ich dich, Peter," sagte Weierich, „so sag's; so komm' ich ein andermal wieder."

„Nein, setz' dich, Gottfried," war Bender's Antwort.

Er raffte seine Papiere zusammen, stieß sie auf dem Tische gleich, band sie zusammen, legte sie in das Schränkchen von Kirschbaumholz, das in der Ofenecke fest gemacht war, schloß ab und setzte sich zu dem Syndik.

„Was führt dich zu mir?" fragte er.

„Ein Geschäft,“ sprach der Syndik. „Ist's just hier?“ fragte er, sich umsehend. „Es ist für dich allein.“

„Wenn die Wände keine Ohren haben,“ sagte Bender, „so sind wir sicher“.

Er stand auf, sah in die Kammer, die auf der einen, und in die Küche, die auf der andern Seite an die Stube stieß, und da er Niemanden sah, kehrte er zurück, setzte sich zu Weierich an den Tisch und sagte: „Du kannst frisch von der Leber reden, wir sind allein.“

„Hör' einmal,“ hob der Syndik an, „ich kann nicht mit jedem Bürger in der Gemeinde reden, aber mit Einem muß ich, und da komm' ich zu dir, weil ich dich für verschwiegen halte. Du weißt, die Landmesser sind mit der Vermessung unserer Gemarkung fertig, und die nächste Woche soll unsere Gemeinde eingeschätzt werden in ihre Steuerklasse. Da gilt's! Von Rechtswegen müßten wir halb erste und halb zweite Klasse bekommen; aber da müßten wir höllisch bezahlen und die Steuerlast läge auf unseren Nachkommen bis ans Ende der Welt. Werden wir auch einmal auf dem linken Rheinufer wieder deutsch, was Gott lieber heut als morgen gebe, so bleibt doch der Kataster bestehen und der Steuersatz ist so fest wie unsere Berge; nicht?“

„Freilich,“ sagte Bender, der eigentlich noch gar nicht wußte, wo hinaus eigentlich Gottfried Weierich wollte.

„Nun hat so ein Commissär zwei Augen,“ fuhr der Syndik fort, „und wenn man auf das eine Geld legt, so sieht er nur halb; legt man auch aufs andere, so sieht er gar nichts. Verstehst du?“ —

Der Syndik sah mit diesen Worten fuchsschlau lächelnd in Bender's Augen.

„Ich versteh's,“ erwiederte Bender.

„Gut," sagte Weierich, „dann kann ich weiter herausrücken. Ich hab' mit dem Commissär die Sache schon rund gemacht. Wenn er sechs Karolin bekommt, so setzt er unsere Gemarkung halb in die dritte und halb in die vierte Klasse. Es kräht kein Hahn darnach, und unsere Steuerlast wird um ein paar tausend Franken geringer. Es ist ein Vortheil auf ewige Zeiten."

Bender's Gewissen regte sich. „Recht ist's aber doch nicht," sagte er.

„Wohl wahr, Peter," fuhr der Syndik fort, „und wenn du meinst, wir sollten's bleiben lassen, so ist mir's auch recht; aber es macht mir und dir ein schönes Sümmchen, und der verfluchte Franzos kriegt's doch, der unsere Kinder hinmordet, den wir Alle hassen, der uns drückt, wo und wie er kann, und wer steht uns dafür, daß er, wenn's ihm an den Kragen geht, uns nicht unser Gemeindeland nimmt und versteigert's? Das Sprichwort sagt: Der Jud' haßt das Getümmel! Ich hab' schon so eine Glocke in der Ferne läuten hören. Wie nun? fragst du noch, ist's Recht oder Unrecht? — He?"

Peter Bender müßte kein Bauer gewesen sein, wenn ihn das nicht schon halb herumgebracht hätte.

„Spiel's," fuhr der Syndik fort, „spiel's ihm in den bodenlosen Säckel, so hat er's, und du und deine Nachkommen bezahlen's. Uebrigens, Peter, handeln wir ja hier nicht eigennützig für uns, sondern für unsere Gemeinde. Das mußt du bedenken."

Peter Bender sagte: „Aber, Gottfried, woher die sechs Karolin nehmen und nicht stehlen?"

„Oho!" rief der Syndik. „Weißt du denn nicht vom letzten Gemeindetage her, daß wir in unserer Schmuckelkasse, von der der Maire nichts weiß — weil er nicht

Alles zu wissen braucht, und man in einer Gemeinde bald hier, bald da einen Kreuzer braucht, um den man nicht allemal schreiben kann — daß wir in der Kasse noch mehr als so viel haben?"

„Das wär' schon gut," sagte Bender, „aber was wird die Gemeinde sagen, wenn es fehlt? Und du willst es doch nicht Jedem auf die Nase hängen?"

„Jetzt nicht," entgegnete der Syndik; „aber ich sag' es dir und noch zwei anderen von den ersten Männern im Dorfe, die können's bestätigen vor der Gemeind', daß es zu einem Zwecke verwendet worden, der Allen zu gut kommt. Nach ein paar Jahren sagt man's Allen frank und frei, und da Jeder seinen Vortheil dabei hat, was er sieht, wenn er in den Steuern herunter kommt, so wird auch Jeder schon sein Maul halten und die Geschichte nicht an die große Glocke hängen."

Beide sprachen nun noch eine Weile über den Handel, dann waren sie einig und die Geschichte war fertig. Diese ächte Bauernschelmerei war aber eigentlich von dem Syndik nur gewählt, um den Bender sich geneigt und kirre zu machen. Es wußten's wenigstens schon Zehn im Dorf und der Commissär hatte das Geld schon, um deßwillen er den Staat um das Zehnfache und mehr betrog, — eine Handlungsweise, die damals, wo das Geld alles Eckige kugelrund machte ganz herkömmlich war.

Sie hatten ihre Pfeifen angezündet, und nachdem die Staatshändel beseitigt waren, kamen die eigenen daran. Weierich klagte Bender'n, welch einen Streich ihm sein Hannjost gespielt mit dem Brechen mit Schneider's Lene. Es mochte ihm damit völlig Ernst sein, aber sein geheimer Zweck forderte es, daß er seinen Sohn wo möglich rein wusch. Auf Lene direct eine Schuld zu werfen, wagte

„Gut," sagte Weierich, „dann kann ich weiter her
icken. Ich hab' mit dem Commissär die Sache
und gemacht. Wenn er sechs Karolin bekommt, so
er unsere Gemarkung halb in die dritte und halb in
vierte Klasse. Es kräht kein Hahn darnach, und u
Steuerlast wird um ein paar tausend Franken geri
Es ist ein Vortheil auf ewige Zeiten."

Bender's Gewissen regte sich. „Recht ist's aber
nicht," sagte er.

„Wohl wahr, Peter," fuhr der Syndik fort,
wenn du meinst, wir sollten's bleiben lassen, so ist
auch recht; aber es macht mir und dir ein schönes S
chen, und der verfluchte Franzos kriegt's doch, der
Kinder hinmordet, den wir Alle hassen, der uns d
wo und wie er kann, und wer steht uns dafür, d
wenn's ihm an den Kragen geht, uns nicht unse
meindeland nimmt und versteigert's? Das Spri
sagt: Der Jud' haßt das Getümmel! Ich hab'
so eine Glocke in der Ferne läuten hören. Wie
fragst du noch, ist's Recht oder Unrecht? — He?"

Peter Bender müßte kein Bauer gewesen sein
ihn das nicht schon halb herumgebracht hätte.

„Spiel's," fuhr der Syndik fort, „spiel's
bodenlosen Säckel, so hat er's, und du und
kommen bezahlen's. Uebrigens, Peter,
hier nicht eigennützig für uns, sondern
Das mußt du bedenken."

Peter Bender sagte: „Aber,
Karolin nehmen und nicht steh

„Oho!" rief der Syndi
letzten Gemeindetage her
Kasse, von der der

Alles zu wissen [illegible] Jener
hier, bald [illegible] mehr
allemal schreiben [illegible] Sache
als so viel haben [illegible] noch

„Das wär' [illegible]
die Gemeinde [illegible] Er
doch nicht Jeden [illegible] Gäule im

„Jetzt [illegible] „so denk'
es dir und [illegible] Geist in
im Dorfe, [illegible] und kind=
es zu einem [illegible] denken nicht,
kommt. [illegible] „Was will
und frei, [illegible] Vater und
er sieht, [illegible] jetzt sind, alle
auch Jeder [illegible] aller guten Lehre
nicht an die [illegible] unterwerfe," und

Beide [illegible] möchte gern selbst
dann waren [illegible] im springen kann."
ächte Bauern[illegible], dann geht's so,"
nur [illegible] Gottlob, ich bin keiner
[illegible] eigener Hand. Und
[illegible] aus dem Kopfe heraus=

[illegible] geneigt, wenn mein Hann=
[illegible]?" fragte Gottfried Weierich

[illegible] age, Gottfried, ich hab' an
[illegible] gen," sprach Bender; „aber
[illegible] ßt' ich nicht, was ich thäte.
[illegible] en, was wir hier reden, muß
[illegible] e die Ammi, und sie ist ihres
[illegible] daß es ein abgekartetes Wesen

er nicht. Er sagte daher: „So leid mir auch die Geschichte thut, so hat sie doch eine Seite, die mir nicht unlieb ist. Dir, Peter, kann ich schon so etwas sagen. Siehst du, die Lene ist viel zu weich für meinen Hannjost. Er ist so ein Wilder, weil er halt weiß, daß er Geld hat und kriegt. Wir waren ja auch einmal jung und haben's an uns auch nicht fehlen lassen. Das muß Unsereiner bedenken, wenn er über das Thun und Treiben der Jugend judicirt. Und ich frage dich, sind wir nicht tüchtige Männer und brave Ehemänner geworden? Freilich haben unsere Weiber — man muß ehrlich sein — viel an uns zu schulmeistern gehabt; aber sie haben alle Beide — deine, Gott hab' sie selig! und meine, Gott erhalte sie! — Haar auf den Zähnen gehabt, und hingen uns den Brodkorb hoch und legten uns den Maulkorb an, besonders fürs Wirthshaus. Daraus folgte, daß wir alle Beide behaltene Männer geworden sind. Die Lene wäre, wie gesagt, zu weich für ihn gewesen, und ich hätte befürchten müssen, er hätte wie ein thöricht Fohlen hinten ausgeschlagen. Das ist das Einzige, warum mir die Geschichte weniger unlieb sein könnte. Ich meines Ortes," fuhr er fort, als Peter Bender dazu schwieg, „hatte immer ein anderes Mädchen im Auge für ihn, die Krone aller Mädchen im Dorf; ich will's nur rund heraus sagen — deine Ammi. — Aber die Lieb' ist stockblind, und man mag auch nicht gerade so entgegentreten, weißt du? — Nun aber hat er's selber aufgelöst, und nun ist's gut. Leider hat aber Ammi mir alle Hoffnung genommen, sie als meine Schnur zu sehen, da sie mit Bauermann's Stoffel, wie ich höre, ein Gehänge hat."

Ammi's Vater hatte bis jetzt stille dem Redestrom des verschmitzten Weierich zugehört. Jetzt berührte dieser

einen wunden Fleck. „Wer hat's gesagt," fuhr Jener auf, „daß das Gehänge mit Bauermann's Stoffel mehr sei, als so ein Tanzspaß? Ich denke, wenn die Sache ernstlich gemeint sein sollte, der Vater hätte auch noch seinen Batzen dazu zu geben!"

Gottfried Weierich hatte erreicht, was er wollte. Er wußte nun, wie viel Uhr es war und wie die Gäule im Stalle standen. „Freilich," sagte er begütigend, „so denk' ich auch. Es ist zwar heutzutage ein bitterböser Geist in der Jugend. Sie wollen von elterlicher Zucht und kindlichem Gehorsam nichts mehr wissen, und gedenken nicht, daß es im Heidelberger Katechismus heißt: „Was will Gott im vierten Gebote? daß ich meinem Vater und meiner Mutter und Allen, die mir vorgesetzt sind, alle Ehre, Liebe und Treue beweise und mich aller guten Lehre und Strafe mit gebührendem Gehorsam unterwerfe," und wie die Worte ferner lauten. Jedes möchte gern selbst Herr sein, wenn's über einen Strohhalm springen kann."

„Wenn der Vater ein Simpel ist, dann geht's so," fuhr Peter Bender hitzig fort. „Gottlob, ich bin keiner und führe mein Hausregiment mit eigener Hand. Und dem Mädel will ich den Stoffel aus dem Kopfe herausstoffeln, daß es eine Art hat!" —

„Wärst du denn nicht abgeneigt, wenn mein Hannjost käme und um Ammi würbe?" fragte Gottfried Weierich mit sanft lautender Stimme.

„Daß ich dir's gerade sage, Gottfried, ich hab' an deinem Buben viel auszusetzen," sprach Bender; „aber wenn er sich artet, so wüßt' ich nicht, was ich thäte. Das aber will ich dir sagen, was wir hier reden, muß unter uns bleiben. Merkte die Ammi, und sie ist ihres Vaters Tochter darin, daß es ein abgekartetes Wesen

wäre, es gäb' schlimme Arbeit. Ein resolut Mädel ist sie, daß muß wahr sein!"

„Versteht sich," sagte der Syndik. „Dem Hannjost will ich so unter der Hand sagen: Hätt'st du Bender's Ammi gefreit, so wär' das Alles nicht gekommen. Das ist genug, denn er hatte die Ammi immer lieb, das weiß ich. — Also es bleibt dabei!" sprach er und stand auf, indem er die Hand hinhielt. „Schlag ein, Peter! wir wollen Beide das Unsrige thun, und meinem Wilden will ich sagen: Zieh' die Schwungfedern ein, Bübchen, sonst kriegst noch nicht Hirtenjacob's Kathrin zur Frau! das wird ihn gescheidt und zahm machen. Ohnehin geht er herum wie ein gescheuchter Dieb. Er kann das rechte Fahrwasser nicht finden und merkt doch, daß es bald Zeit ist, verständig zu werden. Er ist jetzt seine Ein und Zwanzig alt, Alles hat sein Ende, und ich hoffe dich doch noch Kumpeer* zu nennen. Schlag' ein, wenn dir's Ernst ist!"

Der Bender schlug ein, und der Syndik ging fröhlich von dannen. Ammi's Vater aber blieb in tiefen Gedanken zurück. Er hatte da mehr gehört, als er wußte, und sein alter Groll wuchs wieder grün empor. Das aber sah er ein: sollte etwas aus der Heirath mit Hannjost Weierich werden, so war mehr als Eine harte Nuß zu knacken.

Es ist auf dem ganzen Hunsrück eine allgemeine Einrichtung, daß, wo möglich, jedes Haus hinten einen Garten und, an diesen anstoßend, einen mit Obstbäumen mehr oder weniger besetzten Grasgarten, die „Pütz" genannt, hat. Da mancherlei Abflüsse in diese Pfütze gehen, sie

* Compère.

auch in der Regel den Brunnen enthält und gewässert werden kann, so wächst in ihr das üppigste Gras, das mehrmals im Jahre das herrlichste Grummet gibt.

Es war vielleicht vierzehn Tage später, als Ammi mit der Sense und dem Rechen in die Pütz ihres väterlichen Hauses trat, um noch vor Nacht eine Last Grummet zu mähen, da nicht Futter genug zu Hause war. — Die Pütz zog sich vom Hause bis zum Bache hinab und war auf beiden Seiten von einem dichten Hage von Hainbuchen umzogen. Auf der einen Seite führte an diesem Hag ein Weg vorüber, der aus dem Dorfe zum Bache ging. — Sie stand in der Nähe dieses Wegs am Hag und schürzte sich eben zum Mähen; aber wie es so geht, es kamen ihr andere Gedanken in den Sinn, und sie stützte die Sense auf die Erde und lehnte ihren runden vollen Arm auf den Sensengriff. Es war ein schönes Bild, wie sie so da stand; das Haar war nachläßig aufgesteckt, nicht einmal in Flechten; zwei volle reiche Locken hatten sich gelöst und fielen auf beiden Seiten in Ringeln auf den Busen; der weiße Hals wurde dadurch besonders gehoben. Auf den schönen Zügen lag tiefer Ernst.

Was sie so nachdenklich machte, waren zwei besondere Umstände, die seit kurzer Zeit auffallend hervortraten. Hannjost schien den Auftritt auf der Wiese ganz vergessen zu haben. Er schien blind für die Verachtung, die sie ihm bewies, taub gegen die harten Worte, womit sie ihn, wenn er sich ihr nahte — und das that er mit sichtlichem Bemühen — zurückwies. Er ging ihr überall nach, und wo er dachte, er könne sie finden, da war er gewiß. Dies auffallende Betragen stand nicht allein. Auch sein Vater und seine Mutter waren ihr so ungewöhnlich freundlich, daß sie fast zu ahnen anfing, man beabsichtigte von dieser

Seite her eine Verbindung anzubahnen. — Das war das Eine, was das verständige Mädchen stutzig machte. Das Andere kam aus dem eigenen Hause. Schon mehrmals hatte ihr Vater, wenn andere Leute „majeten," d. h. zu Besuch da waren, die Gelegenheit vom Zaune gebrochen, davon zu reden, wie nothwendig es für redliche Eltern sei, dahin zu wirken, daß ihre Kinder sich in keine unpassenden Verbindungen einließen; daß es der Kinder Pflicht sei, den Eltern auch beim Heirathen unbedingten, blinden Gehorsam zu leisten. Es sei, sagte er, heutzutage so eine dumme Einbildung und eine Nachäfferei der Herrenleute, daß man von Liebe rede, die zum Heirathen gehöre. Die Hauptsache sei, daß man Etwas habe und erheirathe, denn die Liebe lasse den Magen leer, und damit sei nicht auszukommen. Derartige Reden führte er gar oft. Auch hatte er mehrmals hart über Bauermann's geredet, man sah's, absichtlich. Einmal, als Sonntags „Maje" (Besuch) da war, hatte sie nicht schweigen können. Ihr Vater redete wieder vom Gehorchen beim Heirathen.

„Vater," hatte sie da gesagt, „meint Ihr denn, es sei vor Gott recht, daß ein Vater oder eine Mutter ihr Kind zwingen könne, eine Heirath mit einem Unhold einzugehen, den es haßt und verschmäht? Meint Ihr, es sei auch da gehorsam zu sein schuldig, wo es sich um das Glück oder Elend seines ganzen Lebens handelt? Meint Ihr, zum Beispiel, ich ließe mich so von Euch verschachern, wie unsere Kühe an den Juden verschachert werden? Da irrt Ihr! Ich muß mit dem Manne leben, den ich nehme, nicht Ihr. Und sehe ich voraus, daß ich ihn nicht leiden kann, so soll mich keine Macht zwingen, Ja zu sagen. Das ist meine Meinung. Der Gehorsam

hat auch seine Grenzen, und ein Kind ist nicht das Opferthier, das die Eltern zur Schlachtbank führen dürfen."

Da war er aufgebraust mit dem wildesten Zorne, hatte von verdorbenen, ungerathenen Kindern gesprochen, und wie er sie würde zahm zu machen wissen.

Ein andermal hatte sie, als er über Bauermann's losfuhr, ihre Partei ergriffen und sie vertheidigt; da war denn das Gewitter losgebrochen mit Donner und Blitz, und er hatte ihr rund erklärt, er werde nie seine Einwilligung geben, ihr aber fluchen, wenn sie ähnlichen Gedanken forthin Raum in ihrer Seele gebe.

„Wohlan," hatte sie da gesagt, „so bleibe ich ledig und sterbe als alte Jungfer!"

Seitdem war das Verhältniß zu ihrem Vater nicht mehr das rechte. Kein freundlich Wort sprach er mehr mit ihr. Nur Schnurren und Burren war im Hause; der Friede, wie er früher allzeit geherrscht, war verschwunden. Das hatte ihr schon manche schwere Stunde gemacht, und manche Thräne hatte sie mit der treuen Lene geweint. Sie sah, wie auch ihr ein Schicksal nahte, gleich dem der Freundin.

Das Alles ging jetzt an ihrer Seele vorüber, und immer tiefer versank sie in kummervolles Nachdenken. Da berührte plötzlich eine Hand ihre Schulter. Sie zuckte vor Schrecken und wandte sich schnell um. Es war Stoffel, der eben aus dem Dorfe kam und nach der Mühle ging. Auch in seinen Zügen spiegelte sich der Kummer.

Eine Weile sahen sie sich in die Augen, so still, als sollten die Blicke reden. Sie thaten's freilich auch.

Endlich sagte Stoffel: „Ammi, nun ist die ganze Geschichte klar!"

„Welche?" fragte das Mädchen.

„Nun, die mit dir und dem Hannjost.“

„Nenne den Name nicht!“ sagte das Mädchen mit großem Nachdruck. „Er ist mir so widerlich wie die Blindschleiche, wenn sie sich zu meinen Füßen windet! Aber sag', was hast du denn? du siehst ja auch so traurig drein?“

„Kann ich froh sein, wenn du mir sollst entrissen werden?“

„Daran sind wir noch nicht!“ sagte Ammi.

„Meinst du?“ fragte der Jüngling und lehnte seine kräftige Gestalt wider den Buchenhag. „Ich will dir dann nur sagen, daß die alte Weierichin gestern zu meiner Base gesagt hat: es sei ihr lieb, daß ihr Hannjost das bleiche Buttergesicht, die Lene, habe fahren lassen. Die habe nichts für ihn getaugt; du seiest die Frau für ihn, und sein Vater habe auch mit dem deinigen geredet und sein Jawort erhalten. Das sei nun ausgemacht, und dein Vater werde dich schon zur Ordnung bringen, wenn du auch nicht wolltest; diesen Dienstag werde er die Freier senden.“

Ammi wurde bleich wie Schnee. Sie sah den Jüngling an, den ihre Seele liebte, und in ihrem Blicke lag ihre ganze Seele. Sie schwieg einige Minuten, dann sagte sie: „Stoffel, ich bleibe dir treu! Vertraust du mir auch dann, wenn du mich an der Seite Hannjost's zur Kirche gehen siehst mit dem Brautkranz im Haar? — Ich frage dich, glaubst du auch dann noch an meine Treue?“

Stoffel schwieg einen Augenblick, er verstand kaum, was sie sagte.

Sie wiederholte ihre Worte und sagte: „Sieh', ich fordere viel, sehr viel von dir, aber die Treue fordert Glauben. Glaubst du?“

„Ja," sagte Stoffel; „aber Gott verhüte, daß es so weit komme!"

„Es kommt so weit, ich glaube es," sagte sie, und die bleiche Wange färbte sich wieder in höherer Gluth. „Aber geh', mein Vater könnte kommen. Noch Eins, Stoffel! Rede jetzt nichts mehr mit mir. Thu', als ob wir unsere Herzen auch getrennt hätten. Sei gleichgiltig gegen mich, ich bin's auch gegen dich. Lene wird dir sagen, was ich denke. Gute Nacht!"

Er reichte ihr die Hand, die sie drückte, und er ging.

Rasch fuhr jetzt die Sense durch das abendlich feuchte Gras, rauschend streckte sie die Mahden nieder. Die innere Erregung förderte das Werk und bald trug sie die Last in die Tenne, von wo aus sie es in die Raufe des Viehes einlegen konnte. Als sie in das Haus trat, hörte sie schon ihren Vater zornig im Zimmer auf und nieder gehen; die Diehle krachte, so schwer trat er auf. Und als er sie in der Küche hörte, da kam er heraus, und sein wilder Zorn brach los, denn er hatte sie bei Stoffel stehen sehen. Fest erklärte er, nie werde er in eine Verbindung mit ihm willigen, und es sei sein fester Wille, daß sie Hannjost Weierich zum Manne nehme.

Sie schwieg beharrlich, denn jede Widerrede hätte ihn zu Mißhandlungen führen können. Auch kam die Magd, und die Ehre, auf die der Hunsrücker viel hält, forderte, daß sie nicht Zeuge sei von Worten oder Thaten, deren sich Vater und Kind zu schämen hätten. Sie stellte, als das Essen fertig war, es ruhig auf den Tisch und ging auf ihre Kammer.

Das Herz war zu voll. Hier schüttete sie es in heißen Thränen aus. Sie sah das Unglück nahen, das sie so manchmal bei ihres Vaters starrem Sinne gefürchtet hatte.

Es hing die Wetterwolke drohend über ihrem Haupte, aber kein Verzagen kam in des Mädchens starke Seele. Sie betete heiß und innig um Erleuchtung und Kraft, und als sie gebetet, setzte sie sich auf ihre Kiste, stützte den Kopf in die Hand und dachte über ihre Lage nach. Und so saß sie noch, als die Sterne am Himmel standen und der wunderbare Komet mit seinem riesenhaften Schweife; so saß sie noch, als der Wächter die zwölfte Stunde blies. — Aber dann stand sie auf, um sich zu entkleiden. Wer in ihre Züge geschaut hätte, der würde in der wunderbaren Ruhe derselben erkannt haben, daß ihr Denken ein sicheres Ziel, eine beruhigende Sicherheit, eine völlige Klarheit gefunden, und daß ihr Wille mit ihren Gedanken im reinsten Einklange stand. Sie legte sich ruhig nieder, und der Schlaf des Friedens senkte sich bald auf die geschlossenen schönen Augen nieder, aus denen die Thränen verschwunden waren.

Ruhig erwachte sie und ging an ihren häuslichen Beruf. Eine andere Veränderung war an ihr nicht wahrzunehmen, als daß sie bleich aussah und die frischen Rosen ihrer Wangen seit gestern Abend entblättert schienen.

Ihr Vater sah's, aber er beachtete es nicht, wollte sich wenigstens den Schein geben, als beachte er's nicht. „Bleib' heute zu Hause," sagte er, als er in die Küche trat, um eine Kohle auf seine Pfeife zu legen. Sie blieb zu Hause und war unermüdet thätig. Als aber der Vater, um Etwas zu ordnen, aufs Feld ging, da eilte sie zu Lene und fiel ihr um den Hals.

„Lene!" rief sie, „auch mir naht das Unglück. Denke dir, der Hannjost freit um mich!"

Lene wäre fast in Ohnmacht gefallen.

„Was wirst du thun?" fragte sie schluchzend.

„Meinem Vater gehorchen," sagte Ammi fest; „aber, Lene, zweifle nicht an mir! Werde nicht irre an mir! Und siehst du mich mit ihm zur Kirche gehen, zweifle nicht an mir!"

Lene starrte sie an. Ammi aber riß sich los und eilte hinweg.

II.

Der Mittag war stille herangekommen. —

„Hast du Wecken im Hause?" fragte da der Vater.

Als Ammi es verneinte, gab er der Magd Geld, sie zu holen.

„Nun richte süße Milch zu," sagte der Vater, „und Speck und Eier, denn die Freiersmänner kommen und ich will sie nach Landessitte traktiren."

„Welche Freiersmänner?" fragte sie und ihre Wangen wurden noch bleicher als sonst.

„Die für Weierich's Hannjost um dich freien. Ich will, daß du seine Frau werdest und heische vollen Gehorsam. Keine Widerrede dulde ich!" Er sprach diese Worte in einem rauhen herrischen Tone.

„So thätet Ihr am besten, Ihr lübet Eure Flinte und schösset mir eine Kugel vor den Kopf; dann schwiege ich für immer!" Ammi sagte diese Worte mit voller Heftigkeit.

„Ammi," versetzte der Alte, „es gibt mehr Ketten als reißende Hunde, sagt das Sprichwort. Ich rathe dir, nicht noch einmal ein solches Wort zu reden!" Sein Auge rollte so fürchterlich bei diesen Worten, daß Ammi unwillkürlich zitterte.

„Nehmen mußt du ihn, das hab' ich ausgesprochen,

und mein Jawort nehm' ich nie zurück. Richte dich darnach, und wehe dir, wenn du es nicht thust!"

Ammi zerdrückte eine Thräne und that still, was er befohlen.

Mittags um zwei Uhr traten zwei Männer in das Haus. Sie hatten ihre Sonntagskleider, die langen blauen Röcke an und die breitkrempigen Hüte auf. Ihre hellblauen Strümpfe waren an dem Knie, wo die kurze gelbe Lederhose endete, aufgerollt und mit dem Lederriemen und der Schnalle befestigt. Schuhe mit blanken gelben breiten Schnallen und die lange dunkelblaue Tuchweste, zugeknöpft bis zum schwarzen Halstuche, mit weißem, überliegendem Kragen, vollendeten den feststehenden Sonntagsstaat. Es waren nahe Verwandte Weierich's von des Mannes und der Frau Seite. Ihre Haltung war steif und feierlich, ihr Gruß höflich und zuvorkommend. Mit lachender Miene begrüßte sie Bender und setzte ihnen Stühle und schwieg dann, den „Spruch" des Aeltesten der Beiden erwartend, der nach dem Herkommen erfolgen mußte.

Nach einigen Minuten räusperte sich dieser und stand auf. Er redete Ammi's Vater mit dem vollen Tauf- und Geschlechtsnamen an und sagte, es sei ihnen, wie aller Welt, bekannt, daß das Haus einen Schatz herberge, köstlicher als Silber und Gold, nämlich eine Jungfrau, holdselig und schön, wie keine mehr unter den Töchtern des Landes, aber, was mehr gelte, züchtig und von untadeligen Sitten und Wandel, fleißig und kundig ein Hauswesen zu regieren, reinlich und wacker vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Solche Vorzüge hätten die Augen einer braven Mutter und eines gutbeleumundeten Vaters, der auch ein tüchtig Hauswesen, Viehstand, Ackerbau und Baares habe, auf sie geleitet, und sie wünschten

sie als Schnur zu haben für ihren einzigen Sohn und Erben.

„Sagt den Namen an," sprach darauf nach des Landes Sitte der Vater des Mädchens.

Sie nannten ihn; allein noch ließ es die Sitte nicht zu, daß der Vater eine Entscheidung gegeben hätte; indessen lag diese schon in der Aufwartung, die nun folgte. Hätte er ihnen einen Schnaps und Butter, Brod und Käse vorgesetzt, so wäre das ein Korb gewesen, auch ohne sein ausdrückliches Nein. Die Freiersmänner harrten mit gespannter Erwartung dessen, was folgen werde; denn wußten sie auch gleich, wie es etwa stand, so konnte ja doch mittlerweile der Stand der Sache ein anderer geworden sein. An den Gesichtszügen war nichts zu merken, denn der Brauch forderte den feierlichsten Ernst, und Bender war nicht der Mann, der das, was ihn innerlich bewegte, geäußert und dadurch seiner väterlichen Würde und Haltung etwas vergeben hätte. Er saß noch einige Minuten still; dann stand er auf und sagte: „Das läßt sich überlegen; daß wir aber das können, werdet Ihr mit mir etwas genießen."

Er ging zur Thür und rief, daß das Bestellte aufgetragen werde. „Ich muß das selbst thun," sagte er, „denn ihr wisset, es hat Gott gefallen, mich in den traurigen Wittwerstand zu versetzen."

Darauf kam die Magd herein und deckte ein schneeweißes Tuch auf den Tisch, setzte den blinkenden Zinnteller auf, legte die Löffel und Gabel zurecht; denn sein Messer führt der Bauer jederzeit in seiner Tasche; es wird daher auch nie ein solches aufgelegt; darauf brachte sie die Zinnschüssel voll süßer kalter Milch mit Weckbrocken darin und die dampfende flache Schüssel mit dem

Eierkuchen und Speckschnitten. Die Gesichter der Freiersmänner verklärten sich bei diesen Vorbereitungen, denn darin lag stillschweigend die Gewährung ihres Antrages.

Während des nach herkömmlicher Sitte sehr langsam und taktfest gehaltenen Mahles fragte Bender, wo denn, falls er sein Jawort gäbe, das Paar wohnen solle, welche Aussteuer der Bräutigam erhalte? Die Antworten waren genügend. In Weierich's Hause sollten sie wohnen, sagte der älteste Freiersmann. Das war Bender besonders lieb, da er doch dem Hannjost nicht recht traute. Er sagte darauf, was er seiner Tochter mitzugeben gedenke. Auch das genügte, und mit freudigem Handschlag wurde das Jawort gegeben und aufgenommen. Die Männer gingen.

Droben in ihrer Kammer saß Ammi und sah, sich und die Welt vergessend, in die Bläue des Himmels, die rein und wolkenlos sich über die Welt wölbte. Der Ausdruck ihres Gesichtes war traurig, das Auge trübe, aber keine Thräne netzte es; der Busen pochte nicht stürmisch. Es war eine wunderbare Ruhe in ihrem Herzen, seit sie mit dem Stoffel am Hage der Pütz geredet, seit sie sich ihren Plan zurecht gelegt, seit sie im Gebete Ruhe gewonnen. Nur noch Eines wollte sie thun, um vollends zur Klarheit zu kommen. Der Pfarrer, welcher sie confirmirt, ein würdiger Greis, war auf ein Dorf versetzt worden, das eine Stunde entfernt lag. Dort wohnte auch ihre „Goth,“ die sie über die Taufe gehoben. Sie wollte dorthin gehen und Jenem und ihrer Goth ihr Herz ausschütten, und der nahe Sonntag war dazu bestimmt. Als sie die Freiersmänner fortgehen sah, kam sie festen Trittes herab.

„Ammi!“ rief der Vater in der Stube.

Dieser Ruf erschütterte sie. Bebend trat sie in die

Stube: ob sie halten konnte, was sie sich vorgesetzt? Ihr Herz pochte und leise bat sie Gott um Kraft. Sie trat ein. Finster blickte sie der Vater an.

„Hör’,“ sagte er herrisch, „die Männer haben für Hannjost Weierich um dich geworben. Ich hab’ als dein von Gott bestellter Fürsprecher Ja gesagt, weil ich dein Glück gründen will. Nächsten Freitag ist Hüllig* in meinem Hause. Richte dich dazu, wie es ziemlich ist. Was es kostet, frag’ ich nicht. Laß es an nichts fehlen und richte dich dazu ein.“

Er hatte erwartet, daß Ammi sich wieder so entschieden gegen ihn erklären würde wie früher, aber er sah sich getäuscht. Sie schwieg, wandte sich und ging. Als sie hinausgegangen war, schüttelte er den Kopf. „Werd’ einer klug aus dem Weibsvolke!“ sagte er zu sich. „Sie, die so fix war, mir aufzutrumpfen, schweigt jetzt! Nicht einmal Thränen seh’ ich an ihr! Und die sind doch ihre Hauptwehr! — Sollte sie sich geben wollen? Hätte mein Wille so leicht gesiegt? Oder hat sie Vernunft angenommen?“ Er schüttelte noch einmal den Kopf und nahm sich vor, sie zu beobachten.

Abends kam Hannjost, von Freude strahlend; aber Ammi ging schweigend an ihm vorüber und ließ ihn in die Stube treten. Sie ging zu ihrer Lene. —

Als er mißgestimmt sich bei dem Alten beschwerte, sagte dieser: „Du kennst sie ja! Es ist ein absonderlich Mädel. Sie hat halt ihren eignen Kopf und will ihr Recht haben. Sei du aber gutes Muths; es gibt sich Alles. Bleib nur beharrlich!“

---

* Hüllig = Huldigung, Eheversprechen, Verlobung. Die Hochzeitsgebräuche sind treu der Wirklichkeit entnommen.

Er kam am andern Abend wieder und dasselbe wiederholte sich. Dennoch ermüdete er nicht.

Der Tag der Hüllig kam. Die Verwandten strömten zusammen. Auch Ammi kam ruhig herein, setzte die Kuchen und den Branntwein auf, und der Freiersmann that seinen Spruch und legte Ammi's Hand in die Hannjost's; sie zog sie aber schnell zurück. Hannjost legte das reiche Handgeld in ihre Hand; sie schob es zurück und sagte: „Ich nehme keines!“ Den silbernen Ring, den er ihr darbot, legte sie vor sich auf den Teller; mit ihm sprach sie kein Wort. Mit den Gästen scherzte sie unbefangen und stimmte ein in das fröhliche Gelächter. Als der Freiersmann meinte, es sei denn doch nun Zeit, daß sie den Ring an ihren Finger stecke, erwiederte sie, er passe nicht an ihre Hand, er sei für eine feinere gemacht.

Hannjost verstand sie und sah betroffen unter sich. Der Freiersmann versetzte, so müsse man ihn dem Silberschmied wieder zustellen, daß er ihn weiter mache; sie solle ihm aber erlauben, daß er ihn ihr einmal anprobire. Er wollte ihre Hand fassen, allein sie entzog sie ihm unwillig und sagte, das sei lediglich ihre Sache. Sie habe überdies nicht viel übrig für die alten Gebräuche, wie Ring und Handgeld; sie wolle keines von beiden. Sie sei ihrem Bräutigam treu ohne Ring und das Verloben sei kein Judenhandel, bei dem man Draufgeld geben müsse.

Man kannte im Dorf genugsam das eigenthümliche Wesen Ammi's und ihre Art, etwas kurz abzuthun. Obgleich es eine Abweichung von dem festen Herkommen war, so machte doch der pfiffige Weierich kein Aufhebens davon, weil er fürchtete Ammi zu reizen. So verstrich der Abend und Ammi ging leichten Herzens zur Ruhe. Selbst ihr Vater machte ihr keine Vorwürfe.

Aber das ganze Dorf sprach davon am andern Tage. Viele meinten, dahinter stecke etwas; Andere sagten: „Es ist ein hochmüthig Ding, das sich über das alte Herkommen wegsetzen will. Man suchte aus Ammi herauszulocken, warum sie das gethan; aber das war fruchtlos. Sie lächelte und führte mit einem Scherzwort die Leute ab. Daß sie aber alle Tage zu der so schmählich verlassenen Lene ging, das war ein Räthsel für alle Leute, und mit Grund. Was die Mädchen redeten, wußte Niemand, und es gab Stoff genug an den Waschbütten, beim Flachsbrechen und bei jeder Zusammenkunft, das Unbegreifliche zu besprechen.

Samstags nach dem Essen sagte Ammi zu ihrem Vater, sie wolle zu ihrer Goth gehen, ob er es ihr gestatte, den Sonntag drüben zu bleiben und erst Montag Morgen zurückzukommen? Er gab es zu; aber statt nach dem Dorfe ging sie zuerst in die Stadt. Dort hatte ihre Mutter in einer achtbaren Beamtenfamilie mehrere Jahre gedient und es war ein vertrautes Verhältniß zwischen ihr und der Familie geblieben. Man trug dort das Wohlwollen auf die brave Tochter der treuen Dienerin über. Sie schüttete der wackern Hausfrau ihr Herz aus und fragte sie, ob sie nicht zu Martini sie in Dienst nehmen wolle. Voll Mitleid mit dem armen Mädchen sagte ihr die Hausfrau das zu und fröhlich kam spät am Abend Ammi zu ihrer Goth. Aber schon Sonntag Abends kehrte sie heim und hörte, daß sie der Pfarrer mit Hannjost als Verlobte abgekündigt habe. Sie lächelte und schwieg.

Die Proklamation ging an den folgenden Sonntagen vorüber. Der Vater kaufte die Brautkleider; sie wurden gemacht und waren ausgezeichnet schön. Auf Dienstag wurde die Hochzeit angesetzt. Am letzten Sonntag der

Verkündigung des Brautpaares kamen die beiden Hochzeitbitter, den Hut mit Rosmarin verziert und mit dem Branntweinkrug, der an Größe dem Wohlstande des Brautpaars entsprach, in die Wohnungen der zu ladenden Gäste. Man trank und der älteste Hochzeitbitter hielt seine von Laune sprudelnde Rede. Es solle einmal wieder eine Hochzeit geben, wie lange keine gewesen, sagte er, darum möchten sie sich einfinden und — ein schönes Hochzeitsgeschenk nicht vergessen.

Immer mehr wuchs das Erstaunen im Dorfe. Hannjost nur ging still umher. Eine Bräutigamsfreude war an ihm kaum bemerklich; doch ließ er sich die Scherze und Glückwünsche gefallen. Was ihn drückte, war Ammi's Benehmen. Sie redete kein Wort mit ihm; wollte er ihre Hand ergreifen, so sagte sie: „Nach einer andern solltest du greifen; aber die hast du Gottes und der Pflicht vergessen von dir gestoßen.“ Klagte er über ihr Benehmen, so sagte sie: „Warte nur, bis wir getraut sind, dann wird Alles anders.“ Alle ihre Worte hatten einen Doppelsinn, der ihn erschreckte. Fragten ihn seine Eltern nach dem Benehmen Ammi's so sagte er's ihnen. Sein Vater meinte aber, das sei so das störrige Mädchenwesen; sobald sie seine Frau sei, werde das verschwinden. Sie wolle sich doch gleich bleiben und müsse so sein um der Lene willen. Das ermuthigte ihn wieder, obwohl der Kummer nicht ganz von ihm wich.

Stoffel stand manchmal auch da und wußte nicht mehr, was er sagen sollte. Ammi verlangte unbedingten Glauben an ihre Treue, und doch ging ihre Verheirathung den sichern Gang vorwärts. Bei der trauernden Lene, die sich nirgends mehr sehen ließ, holte er sich Trost; aber

sie redete ebenso geheimnißvoll, wie Ammi am Hage geredet hatte.

So war Zweifel, Angst, Sorge, Neugierde überall herrschend und selbst Bender wußte manchmal nicht, was er denken sollte. — Um das Hochzeitsmahl schien sich Ammi nicht kümmern zu wollen. Er selber ließ schlachten, ließ die großen Vorräthe ankaufen oder kaufte sie selber und bestellte, weil er sich sonst nicht zu helfen wußte und mit Ammi nicht mehr hadern mochte, eine Frau zum Kochen, die in ähnlichen Fällen auszuhelfen pflegte, weil sie das aus dem Fundamente verstand. Er mußte mit Weierich's die Brautjungfern und Brautführer bestellen und hatte so in diesen Tagen viel zu beschicken.

Endlich war alles in Ordnung. Der Dienstag Morgen graute. Alles lebte und webte im Hause von helfenden Menschen, und Hannjost's Mutter war nicht die letzte. Die Scheune war zum Tanze mit Tannen geschmückt, die Musikanten bestellt. In der großen Stube standen die gedeckten Eßtische schon bereit und in der Küche lohete das Feuer unter den Kesseln und Töpfen und die Kuchen standen aufgeschichtet in der Oberstube.

Ammi war diesen Morgen nicht aus ihrer Stube gekommen. Was sie that, wußte Niemand. Als die Brautjungfern kamen, sie zu schmücken, sah sie bleich und ergriffen aus. Ihr Gebetbuch lag aufgeschlagen auf dem Bett. Ein reiner Werktagsanzug lag auf der Kiste und ein Korb stand da, der hoch gepackt war. Was er enthielt, verbarg ein sorgfältig darüber geschlagenes Tuch. Sie grüßte die Mädchen freundlich.

Der Kopfschmuck einer Braut ist etwas Großartiges, wenn sie keine Haube trägt. Das in der Regel sehr reiche Haar wird in unzähligen, eigenthümlichen Geflechten theils

um die Stirne und den Kopf gewunden, theils in einer wirklich schwer zu beschreibenden, kunstreichen Weise durcheinander geschlungen und aufgesteckt, so daß es ein durchsichtiges Gebäude gibt, auf dessen stolzer Höhe der bedeutsame Brautkranz, hier aus Rosmarin gewunden, ruht. Den weißen blühenden Mädchengesichtern steht dieser Kopfputz höchst reizend. Will ihn eine nicht, so trägt sie eine einfache, weiße, feine Haube, an deren Seite ein sogenannter „gebackener Strauß“, künstliche Blumen, mit Flitter, Rauschgold und Glasperlen verziert, angebracht ist, und ein feiner Rosmarinzweig läuft darüber hin. Vor der Brust trägt sie einen Lorbeerzweig, mit rothen, blauen und weißen Bandschleifen verziert; einen gleichen, doch ohne diese Schleifen, trägt sie in der Hand. Ein schwarzes Tuchkleid fällt faltenreich um die Hüften bis tief herab auf den Fuß und ein schneeweißes, feines Tuch verhüllt züchtig den Busen bis hoch an den Hals. Der Brautjungfrauen Pflicht ist es, sie also zu schmücken.

„Ammi,“ sagte eine der Brautjungfrauen, „sollen wir dir die Haare aufstecken und flechten, oder willst du eine Haube tragen?“

„Keines von beiden,“ sagte Ammi lächelnd. „Ich will mein Haar tragen, wie ich es jeden Sonntag trage.“

„Ei,“ sagte das Mädchen, „du wirst doch nicht in allen Stücken von der alten Art abweichen wollen? Die Leute räsonniren darüber.“

„Mögen sie!“ war Ammi's Antwort. „Es bleibt, wie ich sage.“

Sie mußten ihr willfahren. Ihr schönes Haar wurde einfach geflochten.

„Wo sollen wir denn den Strauß und den Brautkranz anbringen?“ fragten die Mädchen wieder.

„Nirgends," sagte Ammi. „Ich trage weder den einen, noch den andern."

„Man meint aber doch, du wärst etwas Extra's," sprach ärgerlich und schnippisch eines der Mädchen. „Du willst doch immer etwas Apartes!"

„Es gefällt mir so," entgegnete Ammi.

Die Mädchen dachten: Armer Hannjost, mit der wirst du fein fahren!

Das Brautkleid zog sie an, aber sie nahm keinen Strauß in die Hand. Daß sie keinen Brautkranz tragen wollte, machte die Mädchen toll.

„Du wirst dich wüstem Gerede aussetzen!" sagten sie, und ließen nicht ab, bis sie darin ihnen nachgab.

Aus Rosmarin wurde er geflochten und auf dem glänzend braunen Haare befestigt. Und ob auch ihr Putz nun gegen alles Herkommen verstieß, die Mädchen betrachteten sie dennoch mit Wohlgefallen und meinten, eine schönere Braut sei doch seit Jahren nicht zur Trauung geführt worden.

Drunten hatten sich indeß alle Räume gefüllt. Die Brautführer, die Musikanten, der Bräutigam und seine Angehörigen, Alles war bereit. Die Bursche standen vor dem Haus in Reih' und Glied. Sie hatten Wagenketten als Bandeliere umgehängt und an jeder Kette hing, indem dieselbe durch ein in der Mitte gemachtes Loch gezogen war, ein ungeheueres rundes Brod, in dem ein Messer steckte. Jeder hatte einen bauchigen Krug voll Branntwein in der Rechten, ein Glas in der Linken. Sie waren bestimmt, neben dem Hochzeitzuge herzutanzen, zu springen, zu gehen, je nach Belieben; denn je toller sie sich geberden, je mehr sie das versammelte Volk zum Lachen reizen, desto größer ist ihr Triumph. Da der Zug sehr langsam geht,

so lassen sie die Armen, Alten, überhaupt Jeden, der Lust hat, sich ein tüchtig Stück von ihrem Brode schneiden, je größer, je lieber, und gießen ihm einen Trunk dazu ein.

Jetzt erklang die Glocke, und begleitet von ihren Jungfrauen, kam die Braut die Stiege herab. Sie war bleich wie eine Leiche und doch so schön, daß fast jedem Mund ein Ah! entschlüpfte. Man kam gar nicht dazu, die Abweichung von der Sitte wahrzunehmen, weil man sich nicht satt an ihr sehen konnte. — Der Zug ordnete sich. Voraus schritten die beiden Väter und in ihrer Mitte der Bräutigam, dessen Blicke sich kaum von der reizenden Braut wegwenden konnten. Er war dunkel gekleidet, an seiner linken Brust prangte ein ungeheuerer Strauß von gemachten Blumen, Rauschgold, Rosmarin und Bändern. Sein Hut war mit Rosmarin ganz umwunden. — Hinter diesen Dreien, die ernst und gravitätisch den Zug eröffneten, kamen sechs Musikanten, welche einen Marsch aufspielten, der aber sehr langsam gehen mußte, damit der Zug sich nicht übereile. Diesen folgten die beiden Hauptbrautjungfrauen, deren eine einen Teller trug, auf dem ein langer Rosmarinzweig, ein weißes, neues Schnupftuch, und unter diesem ein glänzend neuer Thaler lag; dies war Alles für den Pfarrer bestimmt. Hinter diesen ging die Braut, in Mitten der beiden Brautführer. Es folgte der Zug der Jünglinge, die aber bald ihre Stelle verließen, um Brod und Branntwein auszutheilen, denn es waren sicherlich alle Bewohner des Dorfes versammelt. An ihrer Stelle schloß sich der Zug der Verwandten und Gäste an. Gesenkten Blickes schritt die schöne Braut dahin und auf kein Wort, welches ihr in Scherz und Ernst die Brautführer zuflüsterten, gab sie eine Antwort.

Die Schaaren des Volkes folgten dem Zug. Als der Bräutigam die Schwelle der Kirche betrat, schwieg die Musik. Ein paar Dutzend Pistolen knallten und drinne begann die Orgel zu spielen, bis der Zug in die Stühle getreten war und das Volk die Kirche gefüllt hatte. Nun begann, von der ganzen Versammlung gesungen, das Hochzeitslied aus dem kirchlichen Gesangbuche.

Unter dem letzten Verse trat der Pfarrer an den Altar. Die Orgel schwieg. — Der Bräutigam trat aus seinem Stuhl und schritt zu den Stufen des Altares hinan. Ammi sollte heraustreten, aber sie wankte, sie war einer Ohnmacht nahe. Die Brautführer unterstützten sie und zum ersten Male durchzuckte die Reue das Herz ihres Vaters, als er in das todtbleiche Gesicht seines Kindes blickte. Man wollte sie mit Branntwein waschen, aber sie stieß die Hände zurück. Sie hatte sich ermannt und festen Schrittes ging sie durch die Kirche und trat an des Bräutigams Seite.

Der Pfarrer begann die Vorlesung des kirchlichen Formulars. Als er an die Stelle kam, wo er zu fragen hatte, sprach er: „Du, Johannes Justus Weierich, willst du die an deiner Seite stehende Anna Marie Bender zu deiner Ehegattin nehmen, sie treu und herzlich lieben, in Freud' und Leid nicht verlassen und den heiligen Bund der Ehe mit ihr treu und unverbrüchlich halten, bis dich einst der Tod von ihr scheidet?"

Hannjost sagte laut sein „Ja".

Ammi zuckte in sich zusammen, als er es aussprach.

Der Pfarrer wandte sich nun an sie mit derselben Frage. Einen Augenblick schwieg sie. Die Versammlung horchte mit angehaltenem Athem.

Da sprach Ammi mit einer reinen, klangvollen, Allen klar vernehmlichen Stimme: „Nein!"

Der Pfarrer, dem ein Aehnliches noch nicht begegnet war, erschrak so, daß er schneebleich wurde. Hannjost fuhr einen Schritt zurück vor Entsetzen. Durch die Kirche schallte ein lautes Ach!

Ammi griff auf ihr Haupt und nahm den Brautkranz davon weg. Sie legte ihn auf die Stufe des Altars. In der Verwirrung, in die ihn diese Antwort versetzt, wußte sich der Pfarrer gar nicht zu helfen.

„Ist es dein Ernst mit deinem Nein," fragte er sie endlich.

„Ja, es ist mein Ernst," sprach das Mädchen laut. „Ich kann einem Manne nicht sein," fuhr sie fort, „den ich verabscheue, weil er dem bravsten Mädchen der Gemeinde die Treue gebrochen, ihm zur Schande, ihr zur Ehre. Ich bin bis an den Altar Gottes gehorsam gewesen meinem Vater, der mich gezwungen hat. Hier vor Gott hat seine Macht ein Ende. Ihr fordertet Wahrheit, und ich hab' Gott mehr gehorchen müssen, als den Menschen."

„Unter solchen Umständen kann ich Euere Ehe nicht einsegnen," sagte der Pfarrer, wandte sich und ging.

Aber auch Ammi wandte sich und ging die Stufen fest hinab, durch die Kirche und zur Thüre hinaus. Niemand folgte ihr; wie gebannt standen Alle an ihrer Stelle. Endlich lief Hannjost hastig vom Altare weg; er riß den Strauß von seiner Brust und warf ihn zur Erde; dann stürmte er zur Kirche hinaus, und in lautloser Stille folgten Alle.

Bender war wie vom Blitze getroffen, wie gelähmt schlich er seinem Hause zu. — Schon im Hofe begegnete ihm Ammi. Sie hatte ihre sauberen Werktagskleider an

und den verdeckten Korb auf dem Kopf. Er starrte sie an.

„Vater," sagte das Mädchen fest und ruhig, „nach dem, was vorgefallen ist, ruht Euer Fluch, auch wenn Ihr das schreckliche Wort nicht ausgesprochen habt, auf mir. Ihr habt mich verstoßen. Ich hab' meine nothwendigen Kleidungsstücke in dem Korb und verlasse mein Vaterhaus."

Bei diesen Worten brach ihre Stimme; ein Thränenstrom entstürzte ihren Augen. Stotternd sagte sie dann: „Ich gehe, mein Brod zu verdienen. Lebt wohl!"

Sie blickte ihm noch einmal lange, lange in die Augen, dann wandte sie sich weinend ab und ging.

„Ammi!" wollte er rufen, aber die Stimme versagte ihm, er wankte. Wäre nicht einer seiner Verwandten, dem es um einen Theil des Hochzeitmahles zu thun war, zu ihm getreten und hätte ihn umfaßt, er wäre zur Erde gestürzt.

Wochen waren nach diesen Vorfällen vergangen. Die Bestürzung, welche durch das unerhörte Ereigniß im ganzen Dorfe hervorgebracht worden, hatte sich mehr und mehr gelegt, obgleich sie alsbald nach dem unglückseligen Hochzeitstage durch ein neues Unglück vermehrt worden war. Am folgenden Morgen fehlte Hannjost, und als sein Vater in seine Kammer trat, lag ein Zettel da, auf dem die Worte standen: „Die Schmach ertrag' ich nicht, ob ich sie gleich am Mädchen verdient habe, das ich so schwer gekränkt. Ich gehe freiwillig unter die Soldaten, wo ja eine Kugel für mich wird gegossen sein.

Im Dorfe hatten sich jetzt die Urtheile abgeklärt. Anfänglich hatte man über Ammi die herbsten Worte gehört: jetzt waren die Leute, ruhiger prüfend, auf ihre

Seite getreten und alle Urtheile wendeten sich gegen Hannjost, gegen seine Eltern, und obgleich er das ganze Hochzeitsmahl unter die Armen ausgetheilt und dabei gesagt hatte: „Betet für mich!“ — gegen Ammi's Vater, der wie ein Unhold sein schönes Kind zu solchem Schritte gezwungen hatte.

Beiderseits waren die Eltern tief gebeugt, doch Hannjost's Eltern mehr, als Bender. Dieser wußte bald, wo Ammi war, im Dienste der Familie in der Stadt, wo sie eine Zuflucht gesucht. Aber Weierich's hatten ihr letztes, einziges, wenn auch strafbares Kind verloren. Verloren? — War denn zur Zeit, als Napoleon seine Heere von Schlachtfeld zu Schlachtfeld schleppte, noch eine andere Hoffnung, wenn man an die Todtenscheine dachte, die der Syndik Tag für Tag empfing? Wohin er sich gewendet, erfuhren sie nicht, denn es kam keine Kunde von ihm.

Bender war seltsamerweise gar nicht erzürnt über seine Tochter. Jener Blick, den er in der Kirche in seines einzigen Kindes todtbleiches Antlitz gethan, hatte in seine Seele mitten hineingerissen, so eiskalt, so erschütternd, daß er hätte ausrufen mögen: „Ammi, komm' zurück!“ Und als er vor ihr stand, noch ergriffen von der Macht des eben empfangenen Eindrucks, und sie ihm so lange in die Augen sah mit der reichen Liebe und dem unendlichen Schmerz eines Kindesherzens, das zum Aeußersten gebracht, sich verstoßen und vom väterlichen Fluche belastet glaubt, da war aller Groll verschwunden und die tiefste Reue erfüllte sein Herz, daß er so hart gegen sie gewesen und sie zu einer Ehe hatte zwingen wollen, die in sich selbst eine fluchbelastete gewesen wäre. Er würde sie jetzt zurückgerufen haben, wenn er den noch in ihm waltenden Bauernstolz hätte besiegen können. So ein reiches Bauern-

herz ist zähe und eisenfest. Er glaubte sich etwas vor den Leuten zu vergeben, wenn er sich schwach zeigte. Auch glaubte er, Ammi sei zu weit gegangen, daß sie das Vaterhaus verlassen, ehe sie gewußt, wie er ihren Schritt aufgenommen. Endlich aber fürchtete er, sie möchte sein Zurückrufen als eine Bewilligung ihrer Liebe zu Bauermann's Stoffel ansehen.

Es war aber doch eine Veränderung mit ihm vorgegangen. Er ging seitdem ganz gebückt einher; er führte, wenn die Gemeinde bei einander war, nicht mehr wie sonst, das große Wort, und war nicht mehr so unzufrieden mit allen Schritten des Municipalraths und der Gemeindeverwaltung. Er kam nicht mehr wie sonst in die Majen am Sonntag Nachmittag und Abends in der Woche. Still und für sich lebte er und die tüchtige Magd, die er hatte, führte ihm seine Haushaltung zur Zufriedenheit. Nur sein Kind fehlte ihm, und das konnte er kaum überwinden. Die Stadt, wo Ammi diente, vermied er; aber ihre Kiste mit Allem, was sie noch daheim hatte und bedurfte, schickte er ihr nach mit dem Zufügen: er wolle nicht, daß sie Mangel habe.

Stoffel war der Glücklichste. War er schier gestorben vor Leid, als er hörte, Ammi sei zur Kirche gezogen mit Hannjost, so lebte er jetzt neu auf und die Hoffnung, gewann wieder Raum in seiner Seele. War auch die Trennung schmerzlich, so sah er sie doch öfter in der Stadt, als er sie im Dorfe gesprochen hatte, seine Ammi, deren Treue die Feuerprobe bestanden. Lene aber glich der vom Sturme geknickten Lilie. War sie auch vollkommen vertraut mit dem, was Ammi, thun wollte, die Genugthuung, die ihr dadurch zu Theil wurde, war ihr ein Stich ins Herz, weil sie eine so schreckliche Demüthigung und Schmach

für Hannjost in sich schloß. Und als er nun gar plötzlich verschwand und unter die Soldaten ging, da brach ihr schier das Herz; denn der Zettel, den er den Eltern zurückgelassen und dessen Inhalt sogleich im Dorfe bekannt geworden war, hatte es ja ausgesprochen, daß er seine Schuld fühlte, und sein Unrecht erkannt hätte. Und die, die sie allein aufrichten konnte, fehlte ihr, die treue Freundin, die sie so gewaltig gerächt hatte. Die Rosen kehrten gar nicht mehr auf ihre Wangen zurück, und es schien, als zehre ein tiefer Gram an ihrem innersten Lebenskeime. Es wäre ihr eine Seligkeit gewesen, hätte sie zu Hannjost's Eltern gehen können, um hier tröstend, Trost zu finden für sich selber, aber sie wagte das nicht.

Unter diesen Umständen floß der Winter träge hin. Der Komet, dessen Schweif nach Frankreich hineinstand, gab den Leuten viel zu denken, und der alte Aberglauben, als habe ihn der Herr als ein prophetisches Zeichen an den Himmel gestellt, hindeutend, wohin sich die Zuchtruthe seines Strafgerichtes wenden werde, faßte gewaltig Fuß unter den Bewohnern des Hochlandes, die im innersten Herzen den wälschen Drängern feind waren. Als sich die Kunde von Napoleon's gewaltigen Kriegsrüstungen auch zu ihnen schlich, da phrophezieten sie dem Würger den Untergang, weil der Komet es nur zu bestimmt vorgebildet hat.

Durch die rastlose Bemühung des menschenfreundlichen Unterpräfecten in Simmern war es endlich gegen Ostern Weierich gelungen, die Kunde zu erhalten, daß sein Sohn in ein leichtes Infanterieregiment gesteckt worden sei, dessen Stamm in Nismes liege. Er schrieb nun an ihn und in diesem Briefe gedachte er Lenen's Leid. Da kam endlich eine Antwort von ihm und ein Brief an das trauernde

Mädchen. Zitternd erbrach sie ihn und vor Thränen konnte sie ihn kaum lesen; aber was er enthielt, war Balsam für ihr Herz. Voll tiefer Reue sprach er seine Schuld aus und flehte sie um Vergebung an. Heilig betheuerte er ihr, wie er erst jetzt so tief fühle, daß er sie und nur sie liebe.

Das war, wie wenn auf eine von der Sonnengluth versengte und verwelkte Pflanze der erquickende Regen fällt. Wie sie sich aufrichtet zu neuer Blüthe, so Lene. Aller Schmerz, alle Kränkung war nun vergeben und vergessen. Ihre Wangen färbten sich wieder und das Leben, das am Erlöschen schien, regte sich wieder frisch in allen Pulsen des jungen Mädchens. Auch von Ammi's Herzen nahm es eine schwere Bürde des Vorwurfes, da sie sich als die ansehen mußte, die, obwohl sie recht gehandelt zu haben glaubte, dennoch den Grund zu größerm Leide für die Freundin gelegt hatte.

Seine Eltern hatte er flehentlich gebeten, seine Liebe zu ihm auf Lene überzutragen, und sie, die das Unglück tief gebeugt hatte, boten dem Mädchen die Hand der Liebe und Versöhnung, und in Lenen's Brust und Leben fiel ein neuer Sonnenstrahl. Indessen begann der alte Weierich zu kränkeln. Die letzten Erfahrungen waren der Nagel zu seinem Sarge gewesen. Ohnehin nicht stark, fühlte er durch so herbe überwältigende Geschicke seine Kraft gebrochen. Er siechte noch bis zum Frühlinge hin, dann starb er. Lene hatte ihn wie eine Tochter gepflegt, treu, liebevoll, hingebend, mit einer nie zu ermüdenden Ausdauer. Mit dem Segen für sie auf den Lippen verschied er. Zu seiner Frau hatte er kurz vorher gesagt: „Ich sterbe, ich fühl' es. Auf dich, als die Längstlebende, fällt nach unserem Ehepakt all' unsere Habe. Sollte Hannjost fallen

in der Schlacht, so geb' mir die Hand darauf, daß Lene dein und mein Erbe ist." Die betagte Wittwe hing nun an dem Mädchen wie die Mutter an ihrem Kind, und Lenen's Liebe theilte sich zwischen ihrem Vater und der Mutter ihres Geliebten.

Noch einmal war ein Brief von Hannjost gekommen, dann vernahm man nichts mehr von ihm. Die ausgebildeten Rekruten waren zu dem Regimente gestoßen, das mit dem Heere nach Rußland marschiren sollte.

III.

Kaum war es nach den aufregenden Ereignissen wieder ruhiger geworden in Bender's Seele, so zog in sie der alte Ehrgeiz wieder mit aller Macht ein. Die Stelle des Gemeindevorstandes oder Syndiks war durch Weierich's Tod erledigt, und er steuerte jetzt mit vollen Segeln auf sie los, die ihm einst entgangen war, wie er meinte, durch des Müllers Bauermann listiges und ränkevolles Spiel.

Wie immer eine langgenährte Feindschaft denen, die gerne Hader säen und zu Ohrenbläsereien Liebhaberei tragen, ein weites Feld heilloser Wirksamkeit eröffnet, so fehlte es auch jetzt dem ehrgeizigen Bender nicht an solchen, die ihm hinterbrachten, diesmal denke Bauermann an sich selber. Er sei beim Maire und Unterpräfecten gar gut angeschrieben, und sei schon bei Beiden gewesen, um sich die Stelle zu sichern. Da glühte der alte Haß noch einmal so feurig, da war die Macht der Leidenschaft im Manne so groß, daß er sich freute, seinem Kinde, das des Feindes Sohn liebte, die Hand noch nicht geboten zu haben.

Und Bauermann's Seele hatte weder früher, noch jetzt

daran auch nur im Entferntesten gedacht, sich in diese Angelegenheit zu mischen, oder gar sich selber das zuzuwenden, was Bender mit so glühender Leidenschaft erstrebte. Ein Ämtchen und das damit verbundene Ansehen, der größere Einfluß, auch wohl hier und da das Vortheilchen, das heraussprang, war für diesen die leckerste Lockspeise. Bauermann dachte vernünftiger. Er hätte um kein Gut ein Amt haben mögen, da er darin nur Schaden für sein Geschäft hätte erblicken müssen. Auch sagte ihm, wenn ein ehrgeiziger Gedanke ihn hätte ergreifen wollen, seine Selbsterkenntniß, daß er die Fähigkeiten nicht besitze, die zum Gemeindeamte erforderlich waren. Die kurpfälzischen Schulen, in denen alle diese Männer ihre Bildung erhalten hatten, gehörten zu den dürftigsten, die sich denken lassen. Auch die Schule, welcher sie ihren Unterricht verdankten, leistete kaum das Nothwendigste. Das beklagte Bauermann oft; aber Bender war zu solcher Selbsterkenntniß niemals gekommen, obwohl er kaum seinen Namen schreiben, kaum einen Brief lesen, kaum aufs Nothdürftigste rechnen konnte.

Nie hatte Bender in dem Grade den Bauern geschmeichelt, als jetzt, nie hatte er sich so eifrig den Schein eines tiefern Wissens um die Angelegenheiten der Gemeinde gegeben, wie jetzt. Er verschmähte es nicht, des Verstorbenen Handlungen zu tadeln und sich darüber auszusprechen, wie dies und jenes hätte anders und für die Gemeinde vortheilhafter eingeleitet, ausgerichtet und gemacht werden können. So bestellte er den Boden zunächst. Endlich entschloß er sich, zum Maire selber in die Stadt zu gehen. Dieser war ein alter, erfahrener Mann, der, ein Landeskind, die Insassen seines Verwaltungsbezirkes genau kannte,

aber auch die Eigenschaft hatte, rund und derb das zu sagen, was er für geeignet hielt.

Eines Tages kam Bender in seine Privatwohnung; auf der amtlichen Schreibstube hätte er ihn nicht allein sprechen können. Mit großer Höflichkeit und gewinnender Freundlichkeit trat er ein und seine Verbeugung war um vieles tiefer, als sonst. Der Maire hatte ihn auf der Stelle durchschaut, und gerade bei guter Laune, wollte er einmal die Windungen kennen lernen, die hier List und Schlauheit mache, um das zu erstrebende Ziel zu erreichen.

„Wie geht's, Bender?“ fragte er freundlich.

„Wie soll's gehen, Herr Maire! So so, la la! Ich denke, wir haben ein gutes Jahr vor der Hand; wenn nur der Krieg nicht wäre!“

„Der ist weit von uns,“ sagte der Maire lachend, „und der Kaiser hat den Sieg an seine Adler geheftet.“

Bender, der gut deutsch gesinnt war, hier aber einem Manne gegenüber stand, der den Franzosen anhing und ihnen seine Stellung verdankte, zuckte die Achseln und sagte trocken: „Man sollt's meinen!“

„Überdies,“ fuhr der Maire fort, „wird die Eroberung Rußlands des Kaisers Weltherrschaft die Krone aufsetzen.“

„Was kann man sagen?“ war Bender's Antwort. „Unsereins versteht das nicht.“

„Da habt Ihr Recht,“ versetzte der Maire. „Ich kann's auch gar nicht billigen, wenn der Bauer sich in derartige Dinge mischt.“

„Das ist richtig,“ meinte Bender; „unsereins hat Besseres zu thun. In der eigenen Gemeinde ist zu thun genug.“

„Gewiß; aber sagt einmal, wie sprechen sich denn Eure Leute über den Mann aus, der Syndik werden soll?“

„Da wär' viel davon zu reden, Herr Maire,“ sprach Bender ernst und mit dem Scheine großer Unparteilichkeit. „Hätte die Gemeinde zu wählen, so wüßt' ich schon, wer's nicht würde. Und doch soll er Himmel und Erde bewegen.“

„Wer denn?“

„Der Müller Bauermann.“

„Hört,“ versetzte der Maire, „da seid Ihr auf einer falschen Fährte. Ich halte den Müller für einen der bravsten Männer Eurer Gemeinde und für einen sehr verständigen dazu. Schon damals, als Weierich es wurde, wollte ich ihn dazu haben; aber er hat's rund abgeschlagen, und erst vorgestern hatte ich ihn dazwischen, daß er jetzt das Amt annehmen solle. Was meint Ihr, was er sagte?“

„Menschengedanken kennt man nicht,“ erwiederte Bender; „aber damals hat er ja doch den Weierich empfohlen.“

„Das ist gelogen!“ platzte der Maire heraus und lief roth an, denn er war ein hitziger Mann.

„Gelogen?“ fragte Bender erstaunt und betroffen.

„Ja, gelogen!“ fuhr der Maire fort. „Er sagte damals zu mir, der Weierich ist ein Duckmäuser, der so seine Schliche geht und sich selber nicht vergißt. Und was er da gesagt hat, hab' ich wahr gefunden. Nein, Euch schlug er damals vor, als ich ihn fragte, Euch, und Ihr meintet — ich hab's wohl oft gehört — er habe Euch schwarz gemacht. Ihr habt Unrecht an dem braven Manne gethan, während Ihr und der Weierich unter dem

Tische spieltet. — Ihr habt ihm viel abzubitten, Bender, das sag' ich Euch." Bei diesen Worten sah ihn der Maire so scharf an, daß er die Augen niederschlagen mußte. „Und vorgestern, als ich ihn wieder fragte, ob er die Stelle denn jetzt nicht annehmen wolle, sagte er fest und bestimmt nein. Er meinte, ein Ämtchen sei für einen Bauers- und Geschäftsmann ein Unglück, wenigstens für einen wie er. Er habe, sagte er, sein Geschäft jetzt so im Schwung, und sein Sohn stehe ihm so wacker bei, daß der Mehlhandel neben dem Mahlen ihm die größten Vortheile abwerfe. Auch wolle er jetzt eine Ölmühle bauen, da er Wasser und Raum genug habe, und deßwegen war er bei mir, daß ihm das gestattet werden möge. Der will's nicht. Als ich ihn aber fragte, wen er denn für geeignet halte, nannte er — Euch."

„Mich?" fragte Bender voll Erstaunen.

„Ja, Euch!" bekräftigte der Maire. — „Was meint Ihr dazu?" fragte er nach einer Pause.

„Was soll ich meinen, Herr Maire?" antwortete Bender. „Ich wäre noch rüstig genug dazu."

„Das ist richtig; aber wißt Ihr, was ich ihm geantwortet?" Bender sah ihn mit großer Spannung an, aber er schwieg. „Nein, sagte ich," fuhr der Maire fort, „der Bender wird doch kein solcher Esel sein, daß er darnach strebt! Er kann ja nicht lesen und nicht schreiben. Das wäre mir ein feiner Syndik! Nein, sagte ich zu Bauermann, ich denke besser vom Bender, als daß er in seinen alten Tagen noch vom Hochmuthsteufel sich plagen läßt. Der kennt sich selber besser; denn die meisten Leute, die noch aus Kurpfalz stammen, können nichts. Der Weierich war noch der beste. Bauermann allein macht eine Ausnahme von der Regel."

Dem armen Bender wurde es schwindelig. Er entfärbte sich und zog sein rothbaumwollenes Taschentuch heraus, um sich den Schweiß abzutrocknen und seine Betroffenheit zu verbergen. Der Maire that, als sähe er das nicht und fuhr fort:

„Der Müller meinte, Ihr wär't ein verständiger und braver Mann, da könne man sich ja in das Geschäft einschießen; aber ich sagte ihm rund heraus: der Bender ist nicht fähig dazu, und er solle nur jeden Gedanken daran fahren lassen. Ja, fuhr ich fort, wär' Euer Stoffel verheirathet und ein seßhafter Bürger, den machte ich zum Syndik, denn er hat etwas Ordentliches gelernt, und ich halte ihn für den Tauglichsten in der Gemeinde. Uebrigens vor Neujahr wird nichts entschieden, und bis dahin mag der Reiter, der als Beigeordneter dient, das Amt versehen. Macht er sich, so soll er es werden; doch kommt Zeit, kommt Rath. Vielleicht verheirathet sich bis dahin der Stoffel, und dann wird er's, so wahr ich Maire bin."

In Bender's Brust arbeitete es gewaltig. Alle seine Hoffnungen waren zertrümmert; aber was er von Bauermann gehört, das that ihm wohl. Er bat ihm im Stillen alle Unbill ab. Legte er sich nun die Sache zurecht, so kam etwa diese Gedankenfolge heraus: Heirathete der Stoffel und wurde Syndik, und gab er ihm Ammi zur Frau, so konnte er doch so unter der Hand mit ins Amt hinein pfuschen und die Dinge in der Gemeinde nach seinem Kopfe ordnen. Auch begann ihm der Gedanke zu schmeicheln, daß dann Ammi die erste Frau im Dorfe wäre. Diese Reihe von Vorstellungen flog ihm durch den Kopf; aber er besaß Selbstbeherrschung genug, so viel als möglich das, was ihn bewegte, zu verbergen.

„Ihr habt Recht, Herr Maire," sagte er nach einiger Zeit, „für mich ist's nichts, und der Müller hat's gut gemeint; aber sein Stoffel muß ja noch Soldat werden, und dann wär's doch bedenklich, so einen jungen Mann zum Syndik zu machen."

„Ihr habt da zwei Dinge erwähnt," sprach der Maire ernst, „auf die ich wohl antworten kann, weil ich die Sachlage kenne. Stoffel kann nicht Soldat werden. Erinnert Euch, Bender, er ist vor etwa zwei Jahren vom Kirschbaume gefallen und hat den Arm gebrochen. Obwohl das ihn an keiner Arbeit hindert, so kann er doch, da der Arm schlecht geheilt ist, nicht das Gewehr tragen. Das steht fest und ich kenne das. Da er überdies in diesem Jahre zugfähig ist, so haben ihn neulich die Doctoren untersucht und das erklärt, was ich Euch sage. — Das Andere aber ist lächerlich. Erstlich wird er, wie wir, alle Tage älter, und dann kommt's auf die Tüchtigkeit an, und die ist für ihn. Was ich in diesem Falle thue," setzte er mit Selbstgefälligkeit hinzu, „ist gethan, und Jugend hat frische Kraft und Freudigkeit."

Die Stunde, auf die Schreibstube zu gehen, war da, und Bender mußte sich entfernen. Der Maire sah ihm lächelnd nach. „Du bist hoffentlich geheilt!" sagte er; „aber Alter schützt vor Thorheit nicht."

Der Weg nach dem Dorfe führte durch den Wald. Als ihn Bender erreichte, bog er links ab und ging in den dichtesten Theil des jungen Schlages, wo er sich am Stamm einer einzeln stehenden Eiche niedersetzte und den Kopf, der sorgenschwer war, in die Hand stützte. Ein tiefer Seufzer arbeitete sich aus seiner Brust hervor. Was er heute erlebt, war so bedeutend und wichtig, daß es sein Innerstes in Aufruhr brachte. Zunächst machte sich

sein Zorn über den groben Maire Luft. Der hätte, doch manierlicher sein können! Ihm so, mir nichts, dir nichts, unter die Nase zu sagen, er sei ein Esel, das war mehr, als ein Mann vertragen konnte, der nicht anders wußte, als daß er sehr klug sei, und der überzeugt war, es mache Niemand seine Sache besser, als er. So schwer indessen das zu verwinden war, so blieb doch nichts übrig, als den Ärger zu verschlucken. Das aber plagte ihn über die Maaßen, daß der grobe Maire das auch dem alten Bauermann gesagt, und daß der es wußte. Hier rieth die Klugheit, den Bauermann sich nicht aufs Neue zu verfeinden; denn wurde der erst recht zornig, so erfuhr's das ganze Dorf, und stand er dann nicht geradezu am Pranger?

Das Zweite aber, was ihm im Kopfe herumging, war, daß es nun in Frage stand, ob, wenn Stoffel solche Aussichten hatte, er nicht am Ende die Lene heirathete; denn er ging sehr oft dorthin, das wußte er genau. Wär's da nicht klug, Ammi zurück zu rufen?

Endlich bewegte ihn die Frage: ob er nicht auf irgend eine Weise mit Bauermann sich aussöhnen könne? Seit Jahren hatte er nicht bei ihm mahlen lassen, weil er den Pick auf ihn hatte. Er sann nach, wie das zu machen sei, ohne daß es Aufsehen errege. Zuletzt kam er darauf hinaus, wenn Ammi zurückkehre und er ihrem Umgange mit Stoffel nichts in den Weg lege, werde das sich unter der Hand geben. Und so verhärtet war Bender auch nicht, daß er nicht längst sein rauhes Wesen gegen Ammi bereut hätte. Als er darum mit seinen Ueberlegungen so weit war, that es ihm im Herzen wohl, dem Gedanken Raum geben zu können, sein einziges Kind wieder um sich zu haben. War's doch schier dreiviertel Jahre, daß er Ammi nicht mehr gesehen hatte! Und wie oft hatte er das

Bedürfniß gefühlt! — Aber — ein Gedanke, der mit diesem Aber durch seine Seele fuhr, erschreckte ihn. Er kannte Ammi und ihre Festigkeit. Würde sie kommen, wenn er es ihr sagen ließe? — Lange saß er in tiefem Sinnen; dann stand er auf, er hatte den Ausweg gefunden. Zu der alten Goth wollte er morgen gehen; die mußte in die Stadt und Alles ausgleichen. Dann wollte er den Wagen anspannen und Ammi selber holen. Hatte sich ja doch, seit Hannjost in seinen Briefen sich wieder an Lenen gewendet, auch sein Verhältniß zu Ammi geändert, und ohne Furcht, daß man ihn hänsle, konnte er die Hand zum Frieden reichen.

Glücklicher, als seit langer Zeit, kehrte Bender heim. Sanfter und ruhiger hatte er seit jenem Hochzeittage nicht geschlafen. Als er am andern Morgen aufstand, war es ihm so wohl, so leicht im Herzen, daß er hätte singen und pfeifen können. Alles Bittere, was er beim Maire gehört, war verschwunden, und leichten Herzens ging er bei Zeiten zu Ammi's Goth hinüber nach dem nächsten Dorf.

Unfern desselben begegnete ihm der alte Pfarrer, der viele Jahre lang sein Seelsorger gewesen war und auf den die Gemeinde noch ungemein viel hielt. Dem alten Geistlichen konnte Nichts erwünschter kommen, als daß er Bender einmal traf. Er hatte ihm so Vieles zu sagen, daß er kaum wußte, wo er beginnen sollte. Dem Bender war's nicht recht geheuer, denn er wußte, der alte Pfarrer war, wenn er auch den Napoleon und die Franzosen nicht leiden konnte, doch des Maire's Freund und verkehrte viel mit ihm. Hätte er ahnen können, daß Vieles von dem, was der Maire so ganz arglos hingeworfen in der gestrigen Unterredung, mit dem Pfarrer verabredet war, er würde jetzt aus den Eisen geschlagen haben; aber

darüber lag der Schleier des Geheimnisses, und nie hob ihn eine Hand.

Nach dem herzlichen gegenseitigen Gruße fragte der Pfarrer, wohin er wolle, und Bender sagte es offen. — Mit großer Freude nahm der Pfarrer dies freimüthige Geständniß auf. Er sagte ihm, wie oft schon die gute Ammi ihm weinend geklagt, daß ihr Vater so unversöhnlich sei, nicht nach ihr frage und ihr kein Vaterherz zeige.

„Bedenkt," sagte er ernst, „daß der ungerechte Fluch auf euer Haupt zurückfällt! Ammi hat Euch vor einem schweren Unrecht bewahrt; sie war in ihrem Rechte, nicht Ihr. Und nun verstoßt ihr das gute Kind, das mit so treuer Liebe an Euch hängt und sich in Gram und Heimweh verzehrt. Ihr kommt in die Stadt und besucht sie nicht. Bender, Bender! gedenkt Ihr nicht an des Herrn Gleichniß vom verlorenen Sohn? Und Ammi ist kein verlorenes Kind, und Ihr wollt doch nicht vergeben? — Ihr betet alle Tage: Vergib uns unsere Schuld, wie wir unserem Schuldigern vergeben — und Ihr thut nicht also?"

Bender traten die Thränen in die Augen. „Ach", sagte er, „ich bin ja auf dem Wege!"

„Nein," erwiederte der Pfarrer, „Ihr wollt noch einen Schleichweg gehen; Ihr wollt Euch nichts vergeben, sonst ginget Ihr selber. Die alte Goth soll gehen."

Da rief Bender: „Ihr habt Recht; jetzt seh' ich's ein, und bei Gottes Barmherzigkeit, ich gehe selber!"

„So ist's Recht," sagte der Pfarrer; „aber noch Eins, Bender. Wie stehts zwischen Euch und Bauermann? Da wird noch der alte Haß lodern? Bender, denkt an das Gebot, an das ich Euch erinnert: Vergebt, damit

Euch vergeben werde! Und warum spreizt Ihr Euch so gegen die Verbindung mit dem Stoffel?"

„Ach, Herr Pfarrer," sagte Bender, dem es ganz weh ums Herz war, „Ihr wisset nicht, wie Ihr mich treffet. Ich hab' gestern erst klaren Wein eingeschenkt gekriegt. Ich geb' Euch die Hand drauf, so hart und zähe ich bin, ich hab' mich umgewandelt. Ihr sollt von mir hören, ich geb' Euch die Hand drauf."

Und er drückte die Hand des Geistlichen und ging, statt ins Dorf, rechtsab das Wiesenthal hinunter, welches ihn auf den Weg nach der Stadt leitete.

Wer Ammi lange nicht gesehen hatte, erschrak über das bleiche Aussehen des einst so blühenden Mädchens. Offenbar nagte der tiefste Kummer an ihrem Herzen, und dieser Kummer war kein anderer, als der über ihres Vaters zähes Beharren auf seinem Sinne. Die Familie, die sie mehr aus Liebe, als aus Bedürfniß ihrer Dienste aufgenommen, suchte sie aufzurichten, aber es gelang nicht. Halbe Nächte saß sie weinend in ihrem Bett. Da trat unerwartet ihr Vater zu ihr. Als sie ihn erblickte, sanken ihre Arme wie gelähmt herab. Sie wurde noch bleicher als gewöhnlich, und ein Zittern ergriff ihren ganzen Körper. Ihre Thränen brachen zugleich mächtig hervor, aber sie vermochte kein Wort zu sprechen.

Bender sah sie liebevoll an. „Ammi!" sagte er, „dein Vater kommt, sein Kind wieder zu suchen."

Er selbst war bewegt, und sein Auge wurde feucht, als er das sagte. Da löste sich der Zauber, der ihre Brust beengte; einen Schrei stieß sie aus, der gellend durch das Haus drang, und dann lag sie an ihres Vaters Brust und weinte laut. Die Bewohner des Hauses eilten herzu, und als sie das Kind an des Vaters Brust sahen

und wie die Beiden weinten, da sagte die alte Mutter zu den Ihrigen: „Lasset sie allein! Da feiert die vergebende und versöhnende Liebe ein Fest, dessen sich die Engel des Himmels freuen.“

Und sie gingen und ließen sie allein, bis sie sich ausgeweint, bis das Wort das Herz erschloß und sie die Vergangenheit vergaßen in der siegenden Liebe des Augenblicks. — —

„Es geschehen Zeichen und Wunder,“ sagte am folgenden Tag ein Nachbar zu der Wittwe Weierich, die bei der Lene in traulichem Gespräche saß. „Habt Ihr's denn schon gehört, daß Bender's Ammi wieder mit ihrem Vater ausgesöhnt und hier ist seit gestern Abend?“

„Was sagt Ihr?“ rief Lene und sprang auf.

„Wahrhaftig, so ist's!“ sagte der Nachbar.

Nun hielt keine Macht das Mädchen mehr. Sie flog die Straße hinauf und lag bald am Herzen der treuesten Freundin.

Bender war früh weggegangen, ohne daß er gesagt hätte wohin. Er hatte nahe bei Bauermann's Mühle eine Wiese. Dorthin war er gegangen, um Bauermann vielleicht zu treffen. In das Haus geradezu zu gehen, davon hielt ihn denn doch der noch nicht ganz niedergekämpfte Bauernstolz zurück. — Es war ein heißer Sommertag, der Himmel rein, ohne ein einziges Wölkchen. Obwohl es Vormittag war, so zitterte doch schon die Luft in der sengenden Gluth der Sonne. Die Pflanzen ließen matt ihre Blätter hängen und kein Lüftchen bewegte das Laub der Erlen, die am Mühlenteiche standen. An der Mühle ließ sich keine Seele sehen; nur die Räder klapperten emsig, vom starken Wasserstrahle getrieben.

Bender ging am Teiche hinab, wo es schattig war,

und näherte sich der Pütz, die an die Mühle stieß und nach Landessitte mit einem sauber beschorenen und sorglich gepflegten Hage von Hainbuchen umfriedigt war. Dort standen des Müllers Bienenstöcke, gegen die Hainbuchenhecke sich anlehnend. Bender trat näher, um nach dem Fluge der Bienen und ihren vorliegenden Schwärmen zu sehen. Das hatte er früher um keinen Preis gethan. Er ging wohl auch auf seine Wiese, aber kein Blick streifte die Mühle; er that, als sähe er sie nicht. Heute aber war er so glücklich, Ammi hatte ihn so liebevoll gegrüßt, als er aus der Kammer trat; sie hatte sein Frühstück schon bereitet, und nie war die Suppe, die die Magd gekocht, so schmackhaft und so nach seinem Sinne gewesen. Er hatte Gott gedankt für die Wendung der Dinge, und es war ihm, als sei die vergangene Zeit ein wüster Traum gewesen. Da kam denn auch des alten Seelsorgers Wort wieder mit seinem ganzen Gewicht in sein Andenken zurück, und das Versprechen, das er ihm vor Gott gegeben.

Neben seinen Bienenstöcken saß der Müller Bauermann auf einem Schemel, den er sich dahin getragen, weil er heute gegen Mittag das Schwärmen eines Stockes mit Gewißheit erwarten konnte. Das Geräusch von Tritten hatte ihn aufmerksam gemacht. Er lugte durch die Lücken der Blätter, die ihn verdeckten, und gewahrte den Bender. Er erstaunte; Bender sah nach der Mühle; ja, es kam ihm vor, als suche sein Auge Jemanden, als verlange er, Jemanden aus der Mühle zu treffen. Nach dem, was er bis jetzt an Bender erlebt, kam ihm das so sonderbar und räthselhaft vor, daß er sich kaum darein finden konnte. Sein Erstaunen wuchs, als Bender an den Hag näher herantrat und die Bienen betrachtete.

In diesem Augenblicke stürmten die Massen der Bienen zum Flugloche heraus. Summend schwärmten sie nach der Höhe.

„Der fliegt ab!“ rief Bender. „Ist denn Niemand da?“

„Doch,“ sagte jetzt Bauermann, und stand auf, Bender'n grüßend. Der hatte sich schon zur Erde gebückt und eine Handvoll Erde ergriffen, welche er in den Schwarm warf.

„Hol' das Faß! geschwind!“ sagte er zu Bauermann, „ich will dir helfen!“ Rasch sprang er um die Ecke, wo die Thüre war, und stand bald neben dem Müller. Ohne auf etwas Anderes einzugehen, sprach Bender eifrig von den Bienen und beobachtete dabei die Richtung, welche der Schwarm zu nehmen schien. „Dort am Bäumchen hängt er sich,“ sagte er, und wirklich bildete sich bald der dicke Klumpen, anzeigend, daß dort die Königin ihren Ruhepunkt gewählt habe. Der Schwarm wurde nun gefaßt und dann ins Gras gestellt, wo er sich bald beizog.

Jetzt fühlte Bender, daß er reden müsse von dem, was ihm im Herzen brannte.

„Bauermann,“ sagte er verlegen, „ich habe dich viele Jahre lang im Verdachte gehabt, du seiest mein Gegner und Feind. Gestern sind mir die Augen aufgegangen und ich hab's eingesehen, daß ich dir groß Unrecht angethan. Sieh', darum komm' ich und reiche dir die Hand und sage ehrlich: Verzeih' mir's; der Hader soll begraben sein ins tiefste Meer!“

Bauermann hatte ihm bewegt zugehört. „Gottlob,“ sagte er, „und Gott lohn's dem, der's gethan, daß du zur Einsicht kommst. Hier ist meine Hand! Niemand kann sie lieber reichen, als ich; denn Hader ist Eiter in

den Gebeinen, und Friede ernährt, Unfriede aber verzehrt."

Mit einem herzlichen Händedrucke war der Friede hergestellt und besiegelt. Noch lange saßen sie bei einander, bis der nahende Mitlag zur Heimkehr rief. Als Bender schon wieder jenseit der Pütz war, rief er noch zurück: „Sende den Stoffel mit dem Wagen, ich muß heute noch Korn fassen."

„Es geschehen Zeichen und Wunder!" rief Bauermann, als er zu seiner Frau trat, bei der Stoffel stand. Keines begriff, was er meine; als er aber erzählte, was sich ereignet, hörten sie voll Verwunderung zu und die Mutter schlug die Hände zusammen; Stoffel aber ging in den Garten, weil es für sein Herz zu enge wurde in der Stube. Die Freude war so groß, nach so langer trostloser Aussicht; die Hoffnung schwellte sein Herz aufs Neue. Er konnte den Abend kaum erwarten, wo er Ammi wieder sehen sollte, und diesmal im elterlichen Hause, das er seit seinen Kinderjahren nicht mehr betreten hatte.

Ammi ahnte nichts, als ihr Vater mit dem Knechte ging Korn zu fassen und ihm sagte, er habe den Müller selbst bestellt. Abends stand sie in der Stube, als ein Müllerwagen daher rasselte, den die Glocken der Rosse verkündeten. Sie hätte fast laut aufgeschrien, als sie Stoffel sah, der am Hause hielt und hereinsprang, nachdem er die Peitsche ans Kummet gesteckt. Hocherröthend blickte sie in ihres Vaters Angesicht. Dieser lächelte und sagte: „Geh', Ammi, und zeige dem Stoffel das Korn, das er laden soll."

Sie zauderte — das war zu außerordentlich, als daß sie hätte daran glauben sollen. „Nun," sagte Bender,

„soll ich selbst die hohe Treppe hinauf steigen?“ Da flog sie pochenden Herzens hinaus und vor Stoffel die Stiege hinan, daß er ihr kaum folgen konnte. Aber droben? Da sank die Glückliche an des Jünglings treue Brust und im Jubel erzählte sie ihm Alles, was sich seit gestern Wunderbares ereignet hatte. Doch wie erstaunte sie, als nun auch Stoffel ihr die neue Mähr von heute Morgen mittheilte. Ammi blickte dankend nach oben, Stoffel aber drückte sie an seine Brust und rief: „Ammi, es tagt nach langer Nacht und die Hoffnung geht auf wie die Morgensonne!“ Und ihr in die Augen blickend, fragte er leise: „Sagst du auch Nein, wenn du mit mir am Altare stehst und dich der Pfarrer fragt, ob du mein Weib werden wollest?“

Da riß sie sich aus seinen Armen, deutete auf die Säcke und rief: „Stoffel, trag' das Korn hinab! Hörst du, es klingelt, die Mühle ist leer!“ Und im Nu war sie die Treppe hinab und verbarg das glühende Antlitz in ihrer Kammer.

IV.

Es war im Spätherbste des Jahres 1813, gegen Martinstag, und es war ein Wetter, daß man keinen Hund vor die Thüre hätte jagen mögen. Bäcker und Müller stritten draußen, wer von ihnen der größte Schelm sei, wie man auf dem Hunsrück sagt, wenn im Herbste Regen und Schnee unter einander fällt und der Wind die Wetterfahnen und die Flocken und Tropfen trillt. Man sucht dann eifriger den warmen Ofen und schmiegt sich fröstelnd daran, die bedauernd, die draußen sein müssen.

In einer hellerleuchteten Stube saß ein blühendes junges Weib neben dem alten, viereckigen Ofen, auf dessen Platten biblische Geschichtsdarstellungen zu sehen waren. Sie spann den silberglänzenden Flachs und zog feine Fäden, während sie dann und wann einen liebevollen Blick auf die Wiege warf, in der ein Kind sanft schlummerte, leise geschaukelt von einem alten Manne, der auch kaum vom Kinde wegsah, dessen Züge der schönen Mutter Abbild waren. Dann aber flog ihr Blick mit demselben Ausdrucke zur andern Seite des Tisches, wo ein junger Mann saß, der seine Pfeife rauchte und das glückliche Gesicht der Mutter mit unsäglichem Wohlgefallen betrachtete.

Das Gespräch stockte eben, da klopfte es an dem Laden, erst leise, dann stärker. Die junge Frau erschrak.

„Herr Syndik!“ rief eine bekannte Stimme, und der junge Mann ging zum Fenster und öffnete.

„Was gibt's?“ fragte er.

„Lieber Gott, es sind wieder zehn Deserteurs da, die um Gotteswillen bitten, wir sollen ihnen Brod geben. Es sind Deutsche.“ Es war ein Mann von der Sicherheitswache, die man überall in den Dörfern errichtet hatte, weil die Wälder von Deserteurs der zerrütteten Armee wimmelten.

„Sollen wir sie arretiren?“ fragte der Mann, setzte aber schnell hinzu: „Wir müßten dann aber Hilfe holen!“

„Stoffel!“ bat das junge Weib, „es sind ja auch treuer, trauernder Mütter Söhne! Thu' es nicht!“

Der Syndik blickte nach ihr hin und man sah, wie schwer es ihm wurde, seiner Pflicht zu genügen.

„Ich muß,“ sagte er. „Meine Pflicht fordert es.“

Ammi blickte trauernd in das Licht und seufzte tief. Stoffel griff nach seiner Mütze.

„Willst du es wirklich?“ fragte sie zitternd vor Mitleid, Angst und Sorge.

„Weib,“ sagte er bittend, „mache mir meine Pflicht nicht schwerer, als sie ist!“

„Vater,“ bat sie, „geht doch mit ihm, daß ihm kein Unglück widerfährt.“

Der alte Bender stand rasch auf, um nach seiner Mütze zu greifen; aber in dem Augenblicke kam ein zweiter Bote, der sagte, sie seien fort. Die Leute hatten ihnen Brod gegeben.

„Dann kann ich zu Hause bleiben,“ sagte Stoffel Bauermann, der junge Syndik; schloß den Laden und setzte sich wieder. Langsam kehrten Ammi's rothe Wangen wieder.

„Es ist doch entsetzlich,“ sagte sie, „was die armen Jungen ausstehen müssen!“

„Und wie muß es um die Armee stehen!“ meinte Vater Bender. „Seit der grausamen Schlacht von Hanau laufen halbe Regimenter fort, der Heimat zu. Haben sie aber Unrecht? Ihr Kaiser lügt die Welt an in einem Bülletin, das man in alle Welt schickt, und sagt, er habe gesiegt, und läßt seine Leute im Stich und macht sich aus dem Staube nach Paris! Und euch, den Syndiken, gibt man Befehl, die armen Teufel zu arretiren, die nicht wissen, wer Koch oder Kellner ist. — Nein, käm' einer oder zehn an unsere Thür, ich gäb' ihnen all unser Brod. Gelt, Ammi?“

„Freilich,“ sagte die junge Frau und blinzte schalkhaft nach ihrem Manne. „Sie kämen dann ja zum Bender und nicht zum Syndik Bauermann, zu Bender's Ammi und nicht zur Frau des Syndik.“

„Schöne Wirthschaft!“ sagte der Syndik halb ernst, halb lachend. „Ich glaube, ihr habt's schon so gemacht.“

Da ließ das junge Weib den Faden einlaufen, klatschte leise in die Hände und sagte: „Gelt, Vater, der Stoffel könnte Rathsherr werden!“

Der Alte lachte und sagte: „Du hast's ja nicht gesehen, als es gestern Abend geschah!“

„Ach,“ rief Ammi, „wenn doch der Hannjost käme!“

„Ei,“ erwiederte Stoffel, „da sieht man doch, daß es ihr mit ihrem Nein nicht so ernst war! Vielleicht sagte sie jetzt gerne Ja!“

„Du böser Mann!“ zürnte das junge Weib. „Aber nein,“ fuhr sie fort, „laßt uns im Ernste davon reden. Nun ist's weit über ein Jahr, was sag' ich, schier zwei, daß kein Zeichen des Lebens mehr von ihm gekommen ist.“

„Ich weiß nicht,“ sagte Stoffel, „mir ist's, als müsse er kommen. Der Andres Pfaff aus der Stadt, der als Invalide heimgekommen ist, hat ihn ja noch vor der Leipziger Schlacht gesprochen, wie er mir selber gesagt hat. Hat ihn Gott so lange erhalten, so bin ich des Glaubens, daß er kommt.“

Und noch lange besprachen sie diese ihnen Allen wichtige Angelegenheit.

Und gerade in dieser Nacht war es, daß nach ein Uhr an Weierich's Haus leise geklopft wurde. Der Knecht hörte es und dachte, es seien wieder hungernde Deserteurs, welche damals in Schaaren die Wälder des Hunsrücks durchwanderten. Meist waren es Belgier und Holländer, oder Niederländer aus dem Bergischen oder der Gegend von Aachen und Cleve, die sich ihrer Heimath näherten. Strenge Befehle wurden gegeben, sie zu arretiren,

aber kein Mensch that es, vielmehr leistete ihnen überall das Volk Hilfe und Beistand, so viel es konnte.

Der Knecht stand auf, um nachzusehen, und da fiel es ihm auf, daß der alte Spitz nicht bellte, sondern mit allen Zeichen der Freude wedelnd an der Thüre herum lief. Er öffnete das Fenster. —

„Jacob," sprach eine Stimme, die ihm bekannt schien, „mach' auf, ich bin's, der Hannjost, des Syndiks Sohn; aber sei stille, daß es Niemand merkt."

Der alte Knecht öffnete, und zerlumpt, naß und fast baarfuß hinkte Hannjost herein. Die Uniform hing ihm in Fetzen am Leibe und den Arm trug er in einer Binde.

„Wie geht's meinen Eltern? was macht Lene?" fragte er.

„Eure Mutter ist wohlauf und auch Lene — aber Euer Vater ruht schon lange im Grabe."

Da sank der Arme auf die Bank und weinte laut.

Die Mutter hörte die Unruhe unten. Sie stand auf, machte Licht und kam herab. — Wie erschrack sie, als sie den Fremden sah! aber welche Seligkeit durchströmte das Mutterherz, als es der geliebte Sohn war! Schnell wurden Kleider geholt, Kaffe gekocht, und erst jetzt sah sie seinen Arm. Er war verwundet worden bei Hanau und noch war der Stich einer Lanze nicht ordentlich verbunden. Die Wunde sah übel aus. Was die pflegende Liebe konnte, geschah, aber noch vor Tag holte der Knecht den Chirurgus aus der Stadt, der ein verschwiegener Mann war.

Morgens kam, wie sie pflegte, Lene. Am strahlenden Antlitz der Mutter sah sie, daß etwas Erfreuliches vorgefallen war. Sie sah sie forschend an.

„Komm," sagte Jene und führte sie hinauf. Der Chirurgus hatte eben den Arm untersucht und verbunden. Lene warf sich weinend über den Geliebten.

„Kannst du dem Reuigen vergeben?“ fragte er sie. „Ich habe schwer gebüßt!“ setzte er hinzu. —

Sie barg ihr Angesicht an seiner Brust und ihr Mund brauchte nicht zu antworten.

Morgens kam Lene, strahlend vor Freude, zu Ammi, die allein bei ihrem Kinde saß. Diese sah die Freundin einen Augenblick forschend an, dann rief sie: „Er ist da! gelt, er ist da?“ Und Lene nickte mit seligem Antlitz.

„Aber schweig, um Gotteswillen!“ sagte sie. „Wir halten ihn verborgen. Denk' dir, er ist verwundet!“

Zwei Monate kaum war er verborgen, da kamen die Deutschen unter Blücher's Führung und die Rheinlande waren frei. Des genesenen Hannjost's erster Gang war zu Stoffel und Ammi.

„Meinst du, ich hätte es nicht gewußt?“ fragte Stoffel seine triumphirende Frau. „Da hätt' ich ja doch blind sein müssen. „Dir les' ich jeden Gedanken auf der Stirn!“

Bald vereinte der Pfarrer das glückliche Paar, und Lene sagte nicht Nein.

So ging mir's.

Eine Geschichte zur Lehre und Kurzweil.

Als ich ich noch in Heidelberg studirte, und das war vor etwa vierzig Jahren, wohnte ich bei dem berühmtesten Schneider der Universitätsstadt, dem Meister Ruppel, der alle Studenten zu Kunden und — in der Kreide hatte. Der Meister Ruppel hatte es weit genug gebracht. Er führte ein eigenes, ansehnliches Tuchlager, hielt zwanzig Gesellen, die alle in Einem Zimmer ihre Boutique hatten, und besaß ein Haus, das sich mit jedem der Stadt messen konnte. Er war glücklich, hatte wohlerzogene Kinder und eine liebenswürdige Frau. Sein Familienleben war friedlich und gemüthlich, und man meinte, im Hause seien alle Leute stumm, so stille ging Alles darin her, obwohl so viele Menschen nicht wenig Bewegung hervorbrachten.

Ich hatte mich der besonderen Gunst meines Hausherrn zu erfreuen, denn vor mir wohnte ein Kurländer im Hause, der Ruppel viel Herzeleid und Aerger anthat. Manchen Sonntag Abend verplauderte ich mit dem verständigen Manne, statt auszugehen, und empfing dagegen Vertrauen und Freundlichkeit. Es ist ein altes, wahres Wort: „Wie's in den Wald schallt, schallt's wieder heraus." Ich hab das immer, hier aber besonders erfahren.

Eines Sonntags, es war im hohen Sommer, wo Alles ausflog an den Sonntagen, mußte ich zu Hause sitzen, weil ich mir den Fuß übertreten hatte.

Das war mir höchst unangenehm; denn Besuch bekam ich bei so schönem Wetter nicht, und ein solcher

Sonntag ist drei Jahre lang. Morgens arbeitete ich; aber am Nachmittage legte ich mir ein Buch vor und wollte lesen. Bei der Stille, die außer- und innerhalb des Hauses herrschte, wurde aber bald meine Andacht so tief, daß ich mit der Nase auf dem Buche lag und mich inwendig besah — oder, zu deutsch: hart und fest schlief.

Durch ein leises Klopfen an der Thüre wurde ich geweckt.

Auf meinen Ruf trat Meister Ruppel herein und sagte: „Lieber Herr, da Sie heute ohne Zweifel entsetzliche Langweile haben werden, und keine Herren Studenten kommen, so wollte ich für mich und meine Frau die Erlaubniß erbitten, mit und bei ihnen den Kaffe zu trinken, und Ihnen so die Zeit etwas zu verkürzen, falls Sie nichts einzuwenden haben.“

„Vortrefflich, Herr Ruppel!“ rief ich aus. „Seien Sie mir herzlich willkommen.“

Er setzte sich zu mir. Wir scherzten, lachten, plauderten Ernstes, wie's eben sich so in dem oft wunderlichen Gang eines Gespräches macht, bis seine Frau kam. Nun zündeten wir uns die Pfeifen an, sie goß Kaffe ein, und bald darauf saßen wir recht behaglich und gemüthlich bei einander.

Ruppel wurde ganz heimlich, wie man bei mir zu Hause sagt, wenn Einem das Herz aufgeht. Er erzählte Eins um das Andere aus seinem Leben, das mich begierig machte, seine Lebensfahrten im Zusammenhange kennen zu lernen.

„Warum nicht?“ sagte er, als ich ihn darum bat; „Sie müssen's aber nehmen, wie ich es gebe, denn jeder Vogel pfeift, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, und ich denke, das ist das Rechte.“

„Wer sein Leben erzählen will, muß bei seiner Wiege beginnen,“ sagte er. „Die meine stand in einem uralten Bauernhause zu Schlierbach. Es war einstöckig, stand am Berge, so daß das moosgrüne Strohdach nur eine Seite hatte, und mit seinen Sparren am Berge lehnte — und oben an der Firste die Haselnußstauden überhingen, deren süße Frucht ich alljährlich, auf dem Dache hinaufkriechend, pflückte. Unten über den Fenstern her lief eine ganze Reihe Schwalbennester, und die treuen Thiere hausten hier am liebsten; denn ich vertheidigte ihre Häuser gegen jeden frechen Spatz, der sich darin einnisten wollte. Es war ein mir angeborenes Gefühl des Rechtes, das mich trieb, den faulen Hausdieb zu verjagen. Dafür zwitscherten sie mir Morgens und Abends ihr Lied, und waren so heimlich, daß ich zusehen konnte, wenn sie bauten, brüteten oder ihre Jungen fütterten. Glauben sie mir, das Thier hat uns überall lieb, wenn wir ihm Liebe beweisen, und seine Scheu vor uns ist allzeit die Furcht der Rohheit und Härte der Menschen gegen das arme Geschöpf. Unser Stübchen hatte zwei Fenster, dessen kleine Fensterscheiben der Mutter Reinlichkeit so klar hielt wie Krystall. In dem kleinen Stübchen spielte des Vaters Webstuhl eine Hauptrolle, denn er war Leinweber. Der Mutter Spulrad machte sich nebenan breit — da blieb fast kein Raum mehr übrig. Es war ein Glück, daß wir drei nicht viel Raum brauchten. Bei dem Weber-Handwerke war mein Vater Schulmeister. Das war so in Kurpfalz, daß die Handwerker in den Dörfchen Schule hielten, alle Tage vier Stunden. Das war genug. Was sie lehrten? Nun, Rechnen, Lesen und ein Bischen Schreiben — das war der Inbegriff aller Weisheit. Dazu waren die Mädchen vom Schreiben ausgeschlossen. Sie lächeln? Ja, ja; da

waren auch die Alten sicher, daß sie nicht hinter ihrem Rücken Liebesbriefe schrieben. Item, sie wurden doch mit ihren Schätzen einig. Gelt, Lieschen?"

Die Frau lächelte schelmisch, und man sah, daß sie aus ihren Jugendtagen sich manche Erinnerung zurückrief.

„Für die Schule zu halten, empfing mein Vater dreißig Gulden; von jedem Bürger eine Uhrgarbe, um die Dorfuhr in Ordnung zu halten, und ebenso von jedem ein Brod, sogenanntes Glockenbrod, für das Morgen-, Abend- und Sonntagsgeläute. Das war seine ganze Besoldung. — Außer der Schule wob mein Vater recht wacker, wie er denn ein stiller, fleißiger Mann war. Vom vielen Reden war er kein Freund, und seine Gemüthsruhe kam nicht leicht in Gefahr, das Gleichgewicht zu verlieren.

„Uebrigens hab' ich's damals schon weggehabt, daß, wie man zu sagen pflegt, meine Mutter die Hosen hatte. Es ist nun freilich das Loos aller Ehemänner, lieber Herr, daß sie unter dem Pantoffel stehen; es kommt nur darauf an, ob das Pantöffelchen von Sammt oder hartem Leder ist."

Die Meisterin goß ihm Kaffe ein und sagte: „Glauben Sie's nicht, lieber Herr. Wir Frauen danken Gott, wenn die Männer zufrieden sind und nicht brummen. Wir lassen sie gerne gewähren."

Ruppel ließ sich nicht stören. „Ei," sagte er, „hab' ich denn damit etwas Uebles gesagt? Ich, mein' Seel'! bin der Meinung, daß das recht gut ist, und wir dadurch vor manchem dummen Streiche bewahrt bleiben.

„Item meine Mutter war eine seelengute, weichherzige Frau, die nur dann und wann ihr Köpfchen durchsetzte. Ach, sie war meist trübe gestimmt, und oft sah ich sie weinen. Fragte ich sie, warum sie weine? dann drückte

sie mich an ihr Herz und sagte: „Jacobchen, Gott hatte mir sieben Kinder geschenkt, alle wie Milch und Blut, und die hab' ich alle müssen ins Grab legen. O, das thut weh, sehr weh, und ein Mutterauge kann nicht trocken bleiben, wenn sie ihrer verstorbenen Lieblinge gedenkt." Das begriff ich damals noch nicht, jetzt wissen wir's auch, lieber Herr."

Es entstand eine Pause, und die Thränen, die in Beider Augen glänzten, galten einem lieblichen Mädchen von zwölf Jahren, das vor einem Jahre hingewelkt war, wie die Rosenknopse, die der Wurm benagt, ehe sie sich entfaltet hat.

„Ich wurde," fuhr darauf Ruppel fort, „von meinem Vater aufs Beste unterrichtet. Ich rechnete fix, las fließend, schrieb leidliche Katzenfüße, und wußte den Heidelberger Katechismus so sicher, wie ein Uhrwerk die Stunden schlägt. Dafür war ich — auch Primus in der Schule, und wenn der dicke Herr Kirchenrath zu Ostern kam und Examen hielt, machte ich ihm den Knix für die ganze Schule, zum Gruße nämlich.

Er belobte allemal meinen Vater und sagte von mir: „Herr Schulmeister, Er muß den Buben auch Schulmeister werden lassen, maßen er nicht bloß gute Talente, sondern auch Conduiten hat."

„Das that mir allemal gut, und ich sah mich im Geiste schon als Herr Schulmeister in meinem lieben Schlierbach, das für mich die Welt war.

„Als ich confirmirt worden, machte mein Vater Ernst aus der Sache; aber ganz unerwartet gab es da einen Widerstand, den er nicht mochte erwartet haben, und ich auch nicht.

„Die Mutter sprach nämlich: „Da wird nichts daraus!"

„Mein Vater ließ erstaunt das Weberschifflein ruhen und sah sie verwundert an. Ich nicht minder. „Warum denn nicht?“ fragte er langsam, und ich sah zum ersten Male, daß er anlief bis an die Stirne.

„Darum,“ sagte die Mutter, „weil du selbst viel hundertmal aus der Schule kommst, dich müde und schachmatt in den Sorgstuhl fallen lässest und ausrufst: „Da soll man lieber die Säue hüten, als Schulmeister sein!“ Darum, weil du selbst viel hundertmal klagst, daß die Glockenbrode schimmelig sind, die Uhrgarben so klein, daß man sie mit der Hand umspannen kann, und jeder Bauer will, daß sein Kind das gescheidteste werde. Geht's nicht, weil der Dummkopf nichts lernt, so heißt's: „Der verfluchte Schulmeister taugt nichts; wir dingen uns zu Martinstag einen andern!“ Setzest du die Kinder der Reichen nicht oben hin, so heißt's: „Wart', das gedenk' ich ihm!“ Und sie spielen dir alle Schabernacke, die sie nur können, und ich muß es hören und wieder hören. Gibst du Einem eine Backpfeife, so ist gar der Teufel los, und sie laufen schnurstraks zum Herrn Kirchenrath nach Heidelberg, der dich dann kommen läßt und rüffelt. Meinst du, mein Jacöbchen, das letzte meiner Kinder, das mir Gott ließ, solle so geplagt sein in der Welt? Nein; Handwerk hat einen goldenen Boden; aber freilich das der Leinweber nicht. Darum soll er mir auch kein Leinweber werden. Sieh ihn an, wie er so dünn und so krausgliederig ist, und du wirst sagen: „Gott hat ihn zum Schneider bestimmt, die alle nicht fett sind.“ Da komm' ich oft in das Haus des Schneiders Glöckner in der Mittelbadgasse, rechts ums Eck, wo der Bäcker Reiffel wohnt, und bringe ihm das Tuch, das die Frau Meisterin gesponnen. Der hat Geld wie der Kurfürst, lebt herrlich

und in Freuden, wie der reiche Mann im Evangelium, und hat ein Haus, wie keins zwischen dem Mittelthorthurm und der Cameralschule steht. Der ist nicht, wie hier der Meister Zeppel, der nur die Mode von Anno 1711 kennt und keinen Rock nach heutigem Schnitte machen kann; nein, der hat alle Moden im Kopf und ist ein solider Mann. Zu dem muß er in die Lehre! Sein Glück ist dann gemacht!"

„Auf das Wörtlein muß legte sie einen entschiedenen Druck.

„Mein Vater hatte aufmerksam zugehört. Mancher Seufzer hatte sich aus seiner Brust gearbeitet, als Zeuge, wie wahr die Schilderung meiner Mutter sei. Er schwieg eine Weile, ohne daß sein Schifflein hin und her flog.

„Nicht wahr, Conrad, das ist auch deine Meinung?" sagte sie darauf mit einem so schmeichelnden, herzgewinnenden Tone, daß mein Vater wehmüthig lächelnd mit dem Kopfe nickte, sein Weberschifflein wieder nahm, und seine Gedanken still in das Tuch hineinwob, das er mit dem Rohrschilde zusammenschlug.

„Die Sache war abgethan. Er hatte eingewilligt, und ich ergab mich um so lieber, als die Mutter mir mein sicheres Glück voraussagte, und heute noch danke ich Gott, daß es so kam.

„Ueber die Sache selbst hörte ich nichts mehr; aber am folgenden Sonntage ging mein Vater nach Heidelberg. Er zog seinen Sonntagsrock an, setzte seinen Dreimaster auf und machte ein Gesicht, dem ich's aufs Haar ansah, er habe etwas Wichtiges vor.

„Meine Mutter saß zu Hause mit gefalteten Händen. Ach, die gute Seele betete sicherlich für ihres Kindes glück-

lich Zukunft. Ich konnte es kaum erwarten, bis mein Vater zurückkam.

„Endlich sah ich ihn daherschreiten. Ich lief ihm entgegen, und freundlich nahm er mich bei der Hand, und führte mich nach Hause.

„Die Erwartung sah aus meiner Mutter Augen, und ihre Lippe zitterte leise.

„Wie ist's, Conrad?" fragte sie. „Was hat Meister Glöckner gesagt?"

„Alles richtig!" entgegnete der einsilbige Vater.

„Gottlob!" rief die Mutter, und schlug ihr Auge zum Himmel auf, von wannen die Hilfe und Erhörung ihres Gebetes kam.

„Meister Glöckner braucht einen Jungen," fuhr der Vater fort, „und er ist Zunftmeister. Da geht's. Morgen soll Jacöbchen in die Stadt. Gib ihm das gelbe Hähnchen mit, das einzige, das uns das Wiesel von der weißen Glucke übrig ließ. Das ist ein angenehmes Präsent."

„Er legte Rock, Hut und Stock ab. Die Mutter trug's fröhlich in die Dachkammer, und für meine Hoffnungen und Gedanken schloß die jugendliche Einbildung das weiteste Thor auf, und die Welt lag im Sonnenglanze vor mir.

„Am andern Morgen zog mir die Mutter mein Sonntagswamms an, das mir der Vater bei dem Schneider Zeppel hatte aus einem lederfarbigen Rocke machen lassen, den er als Geselle sich in Basel vor vielen, vielen Jahren gekauft. Die Farbe hatte vielerlei Schattirung angenommen, und die Aermel waren kurz geworden, denn ich hatte seit meiner Confirmation einen entsetzlichen Schuß im Wachsen gethan. Meine blaue Hose zog ich an, die ich auch verwachsen hatte, und meine Schuhe mit gelben

Schnallen. Das war mein höchster Staat. Im Körbchen saß der Hahn. So zog ich ab unter den Segenswünschen der Eltern, und meine Brust hob sich in stiller Lust.

„Es war eigentlich eine Schau, zu der ich ging, das wußte ich wohl, und die Mutter hatte mir Alles gesagt, was ich thun sollte.

„Meine Sache ging gut. Zwar lächelte der ernste Meister über meinen Knix mit dem Kratzfuße hinten aus; er ließ mich lesen, ein Exempel de Tri rechnen und etwas schreiben. Das ging mordsfein, und er sagte: „Du kannst morgen kommen. Ich will für die Lehraufnahme bei der Zunft sorgen."

„Ich flog nach Schlierbach zurück, brachte des Meisters schönen Gruß und Alles war abgethan. Der Mutter Freude kannte keine Grenzen. Und doch — als sie meine Hemden und Strümpfe in des Vaters altes Felleisen packte, fielen mehr Thränen hinein, als sie Kleidungsstücke einpackte. Ihr Kind ging ja nun von ihr weg, um lange, lange draußen in der fremden Welt zu bleiben. Wer möchte das tadeln?

„Morgens früh schied ich. Alle meine Kameraden kamen und sagten mir Adje. Die Mutter weinte; selbst der ernste Vater hatte Thränen in den Augen, als ich tröstend zur Mutter sagte: „Ich komme Sonntags immer zu Euch! Weinet doch nicht und macht mir das Herz nicht schwer!"

„Mir fiel's schwer genug auf das Herz, als ich zum Dorfe hinauszog. Aller frische Jugendmuth war hin. So lange ich noch Schlierbacher im Felde sah, hielt ich mich; aber als das Dorf und die Leute verschwunden waren, setzte ich mich unter einen Nußbaum am Weg und weinte bitterlich.

„Es ist Zeit, daß ich von mir rede. So wachsweich war ich eben doch nicht, daß ich leicht und gern weinte oder flennte, wie man zu Schlierbach sagte. Nur jetzt preßte mir das Scheiden Thränen aus, und, meines Wissens, waren es die ersten dieser Art; solche, die von Püffen und Fängen kamen, die ich bisweilen empfangen, waren häufiger gewesen. Dennoch war ich keine Schlafhaube, die gerne weint; vielmehr ein kecker Bube, dem das Mäulchen gar oft voreilte; zungenfix und naseweis, und bereit, gerne abzutrumpfen, besonders wenn man mich reizte; denn Alles ertrug ich leicht, nur keinen Spott und Utz, wie man zu Schlierbach sagte. Dies möge genug sein, der Erfolg wird weiter selbst reden.

„Tiefe Eindrücke gibt's in einem frischen Bubenherzen nicht. Als ich mich ausgeweint, und ein Trupp Handwerksbursche lustig singend vorüberzog, war aller Schmerz vergessen. Ich schloß mich ihnen an. Sie trieben ihren Muthwillen mit mir, hatten aber auch ihre Lust an meinen kecken Antworten. Sie belehrten mich nach allen Seiten hin, und als wir das nahe Heidelberg erreichten, rief mir noch ein Schneider zu: „Junge, laß dir nur nichts von den Gesellen gefallen!"

„Lieber Gott, ich meinte, das sei Alles gut gemeinte Lehre, und dachte keine Minute daran, daß es Arglist gewesen, und daß der falsche Judas mir da etwas ins Ohr geraunt, das mir viel Herzeleid machen mußte; denn das Jungenleben ist überall ein Hundeleben, und Schweigen und schweigend Dulden ist die erste und oberste Tugend eines Jungen. Es ist, als ob jeder Geselle an dem Jungen sich schadlos halten wolle für alle Unbill, die er selbst in der Jungenzeit erlebt und durchgemacht.

„So ging ich denn schnurstracks in die Mittelbadgasse

und in des Meisters Haus. Statt aber in des Meisters Stube zu gehen, gerieth ich an die Thüre der Arbeitsstube, wo die Gesellen saßen, und diese hatte ich noch nicht gesehen.

„Ich klopfte an und öffnete auf das „Herein". Verblüfft blieb ich an der Thüre stehen und machte meinen Knix. Er war aber etwas tief, und als ich mit dem rechten Fuße den Kratzfuß machte, und tüchtig hinten ausfuhr, kam ich unerwartet wider die Wand, bekam dadurch eine Neigung nach vornen, das mächtige Felleisen auf meinem kleinen Rücken verschob sich, die Last kam auf die rechte Seite, die sich ohnehin durch den Kratzfuß geneigt, und um das Gleichgewicht war es geschehen. Ich plumpste auf die Nase, und ein schallendes, endloses Gelächter brauste auf wie ein wilder Sturm.

„Das Alles war das Werk einer unseligen Minute.

„Es war ein maßloßer Aerger, der sich meiner bemeisterte. Ehrgeizig war ich immer gewesen. Jetzt lag mir des Judasbruders Mahnung im Gedächtniß, und diese trieb den Zorn zur Flamme.

„Ich sprang auf, ballte meine Fäuste und rief: „Die Narren erkennt man am Lachen!"

„Aber nun lachten sie noch ärger, besonders Einer, so groß wie ich, der hinten und vornen einen namhaften Höcker hatte, rothe Haare und krumme Beine wie eine Sichel. Weil der Knirps so klein war, dachte ich, das ist auch ein Junge wie du.

„Buckelorum," rief ich voll Zorn, „nimm dich in Acht, sonst dresche ich dir das Affenkästchen, das du da hinten hängen hast!"

„Jetzt hätte Einer den Menschen sehen sollen! In einem Sprunge war er unten, und auf meiner Wange

brannte eine Ohrfeige wie Feuergluth. Aber nun war's auch mit meiner Geduld aus.

„Daß dich —!“ rief ich aus, packte ihn, und warf ihn unter die Boutique, daß ihm die Rippen krachten. Das war so Schlierbacher Art!

„Die Gesellen wollten bersten.

„Auf des Knirps Zetermordio ging die Nebenthür auf und der Meister erschien.

„Was gibt's hier?“ fuhr er mich an, und in meiner Seele regte sich eine Ahnung, daß ich tolle Streiche gemacht. Ich drehte angstvoll meine Mütze.

„Ehe der Knirps sich unter dem Boutiquetische herausarbeiten konnte, stand ich vor dem Meister und sagte: „Herr Meister, als ich hier eintrat, weil ich Seine Thüre verfehlte, grüßte ich höflich, verlor aber das Gleichgewicht und fiel auf die Nase; da lachten die, und besonders der rothe Junge dort, der doch Junge ist wie ich, und als ich mich opponirte, schlug er mir eine Backpfeife ins Gesicht, daß mir der Backen noch feuert. Da hab' ich's kurz gemacht und ihn ein wenig unter den Tisch geworfen.“

„Unwillkürlich lachte der Meister, aber er faßte mich beim Ohre, zupfte mich unsanft und sagte: „Du bist ein kecker Junge. Das will ich dir stecken. Der ist kein Junge, wie du meinst, sondern der Obergeselle, vor dem du Respect haben mußt, wie vor mir. Zähme dein Maul, sonst will ich dich lehren!“

„Zebedäus,“ sagte er zu dem Buckelorum, „vergeß Er's dem Bauernbuben, was er gethan, und denk' Er großmüthig. Jacob wird sich nicht mehr vergessen.

„Mir rieselte es eiskalt durch alle Glieder. Mein Vater hatte mir von der Macht des Obergesellen gesprochen, und mich besonders angewiesen, mich mit dem

gut zu halten, — und nun hatte ich's wohl für immer verdorben. Ein Streifblick, den ich auf ihn warf, zeigte mir ein Gesicht voll Wuth über die erlittene Schmach, und ein Auge, in dem der wilde Zorn glühte. Was wird das werden? dachte ich, und ein tiefer Seufzer, arbeitete sich aus meiner Brust hervor, ein Seufzer der aus der Tiefe kam, wo die Warnungen meines Vaters jetzt erst wieder in Flammenschrift standen. Der abscheuliche Judas war Schuld daran.

„Der Meister zog mich in seine Stube. Er hatte Alles mit angehört, und hielt mir nun eine Predigt über die Pflichten eines Jungen, die mir das Blut erstarren machte, zumal ich sah, wie ich schon von vornherein dagegen gesündigt hatte.

„Ist das dein bestes Wamms?“ fragte mich, ablenkend, der Meister.

„Ich sagte: „Ja!“

„Er schüttelte den Kopf. „So kannst du dich nicht sehen lassen,“ fuhr er fort, „denn da laufen dir die Buben nach.“ Er nahm einen Rock aus einem Schranke, gab mir den und sagte: „Geh' hinüber und zertrenne den!“

„Als ich in die Stube trat, brauste das Lachen wieder auf.

„Ich dachte: Lachet nur; mich sollt ihr nicht mehr kriegen, und ohne Weiteres trat ich zu dem Rothen, und sagte so bescheiden als ich's konnte: „Herr Obergeselle, wo soll ich mich hinsetzen?“

„Mit einem höllischen Blicke wies er mir am untern Ende der langen Boutique ein leeres Loch an, von dem ich sofort Besitz nahm. Mein Nachbar war ein Berliner, der mir freundlich wies, wie ich trennen sollte.

„Allmählich wurde es stille. Der rothe Buckelorum aber schnaufte noch immer vor Zorn.

„Ruppelchen," sagte er nach einer Weile, „warum hast du denn heute kein Hähnchen mitgebracht?"

„Jib ihm eins!" flüsterte mir der Berliner zu, und abermals lief mir mein Maul davon, daß ich sagte: „Herr Obergeselle, wir hatten nur zwei, und dem Letzten ist ein Unglück passirt."

„Was denn für eins?" fragte er höhnisch.

„Druf! druf!" raunte mir der Berliner zu, und das stachelte mich.

„Ei," sagte ich, „es ist aufs Dach geflogen, und da ist's schwindelig geworden und herunter gefallen, und hat sich hinten und vorn einen Höcker gefallen, daß man's vor ehrlichen Leuten nicht mehr kann sehen lassen!"

„Wie ein Teufel sprang der Obergesell auf und alle Gesellen lachten ohne Maaß.

„Stille!" donnerte aber der Meister, der in der Thür unbemerkt gestanden.

„Da hat Er's, Zebedäus!" rief er diesem zu „und es schadet ihm nichts; Er hätte den Jungen sollen in Ruhe lassen; aber dir, Jacob, sag' ich, zähme dein Maul, das eine scharfe Schneide hat; und Er, Lude, laß er das Hetzen. Kommt so was noch einmal vor, so jag' ich ihn zum Teufel, und du, Jacob, wirst heimgeschickt, kriegst aber erst noch mein spanisch Rohr zu schmecken. Jetzt will ich Ruhe und fleißige Arbeit haben!"

„Mit diesen Worten ging er ins Zimmer, wo er zuschnitt, und es war nun so todtstille, daß man nur die Nadel hörte, die in das Zeug stach.

„Ich trennte wacker und es ging gut von der Hand.

„Zebedäus!“ rief der Meister, als ich den Rock zertrennt hatte.

„Dieser huschelte ins Gemach.

„Während dem flüsterte Lude mir zu: „Det hast du jut gemacht; aberschst, nimm dir in Acht! Der Buckelorum, wie du ihn jetauft hast, wird dir kuranzen.“

„Ich hatte genug gehört, um mir eine Lehre abzuziehen. Zu Pfingsten war ich im Schwetzinger Garten gewesen, und hatte da die Tempel-Inschrift gelesen: „Reden ist Silber; doch Schweigen ist Gold!“ Die kam mir ins Gedächtniß und ich dachte, du willst dir das „Gold“ zu Nutze machen. Ich hatte schon Lehren genug. Du kriegst mich nicht mehr, dachte ich weiter, als der Berliner mich veranlassen wollte, den Rothen abzutrumpfen. Ich gab ihm keine Antwort.

„Ruppel!“ rief der Rothe. „Hierher!“

„Gehorsam sprang ich zu ihm.

„Er nahm mir das Maß; allein wo er anhielt, bekam ich einen Puff, daß es ein blaues Mal gab oder er kniff ins Fleisch, daß ich hätte laut aufschreien mögen. Aber ich schwieg und trug's still. Als er nichts ausrichtete, rief er, indem er mir einen Rippenstoß gab: „Das ist ja eine steife Canaille, die sich nicht drehen kann!“

„Aber ich schwieg und drehte mich dreimal herum wie ein Kreisel.

„Die Gesellen verbissen das Lachen nur mit Mühe, und Buckelorum ärgerte sich baß, weil das ein schweigender Spott war.

„Ich habe absichtlich diese Begebenheiten breit erzählt, um zu zeigen, wie mein Eintritt ins Geschäft begann, und wie ich mit meinem losen Mäulchen mir einen Weg bereitete, auf dem mehr Dornen wuchsen, als ein Mensch

schier ertragen kann, denn nichts machte ich von nun an recht. Der rothe Buckelorum tränkte mir's ein, daß ich ihm den Namen gegeben, und ihn unter die Boutique geworfen! Er ließ mir keinen Augenblick Ruhe. Da hieß es: „Ruppel, ich brauche Schnupftabak," denn er schnupfte unaufhörlich. „Hol' ihn am Mannheimer Thor bei dem Kaufmanne Hecht." Ich nahm die Dose und lief, daß mir der Athem ausging. Kam ich wieder, so hieß es: „Du vermaledeite Hausschnecke, bist du wieder über einen Stoppelacker gekrochen?" Kaum saß ich, so rief er: „Ruppel, lauf zum Posamentirer in der Steingasse und hol' die Knöpfe!" Kam ich außer Athem zurück, so rief er: „Faulthier, hast du wieder bei einer Schlierbacher Hockenfrau gefraubast? Da, trag die Hose zu dem Herrn, der beim alten Schmitt am Klingenthore wohnt, aber raff dich!" Hätte ich sechserlei Dinge auf einen Gang abthun können, so mußte ich sechsmal darum gehen. Abends fiel ich schier um vor Müdigkeit, aber selbst im Bett war keine Ruhe. Kaum schlief ich, so rief er: „Ruppel, hol' 'mal Wasser!" Ich mußte taumelnd auf. Oder er rief: „Hol' mir die Dose, die im Rocke steckt." Überdies stieß, schimpfte und trat er mich mit Füßen, wo er nur konnte.

„Ich litt namenlos; allein den Triumph ließ ich ihm nicht, daß ich geklagt oder geweint hätte. Ich hatte schweigen gelernt und dulden. Es war mein fester Vorsatz, der Meister sollte mit mir zufrieden sein und den Unhold wollte ich müde machen. Das gelang mir freilich nicht. Kam ich einmal nach Schlierbach und klagte meine Noth, dann weinte meine Mutter voll Mitleid und der Vater sagte: „Das ist überall so. Du erntest überdem, was du gesäet hast. Hättst du mir gefolgt, wär's so weit nicht gekommen."

„Einen Trost hatte ich doch. Von jedem Kleidungsstücke, das ich wegtrug, gab's ein Trinkgeld, das hielt ich sorglich zu Rath. Für das erste Sümmchen kaufte ich mir ein Paar Stiefel, dann eine neue Mütze, dann eine Hose und endlich einen Rock, so eine Art Colett oder kurzen Frack, wie man ihn damals trug. So sah ich schmuck aus, und wenn ich nach Schlierbach kam, sagten die Leute: „Guckt 'mal, das Jacöbchen ist schon ein ordentlicher Stadtherr, und kommt daher wie ein Student!"

„Das schmeichelte meiner Eitelkeit, denn eitel war ich wie Einer. Man sagt das uns Schneidern ohnehin nach und mit Grund, daß wir eitel seien. Mir scheint's natürlich. Wer alle Tage der Eitelkeit Anderer dient, und sieht, wie viel Werth man im Leben auf die Kleidung setzt, wird's am Ende selbst, ohne daß er's merkt; daß ich kein übler Junge war, sagte mir ohnehin der mächtige Spiegel in des Meisters Stube, und in den sah ich gar gerne. Es war auch der Erste, den ich sah. Darüber zog mich der Buckelorum über die Maßen auf. Wenn's mich auch ärgerte, ich trug's wie das Andere, so stille wie ein Fisch, und dacht, das wird ja auch ein Ende nehmen. Ich bemerkte nämlich seit einiger Zeit, daß der Meister mit dem Buckelorum nicht zufrieden war. Er machte sich keck und spielte den Meister, wenn der abwesend war. Darüber beschwerten sich die Gesellen.

Eines Tages hörte ich sie mit einander hadern, und als der Buckelorum aus der Zuschneidestube kam, rief ihm der Meister nach: „Hier ist sein Lohn, geh' Er auf die Herberge!"

„Victoria!" rief ich in meinem Herzen. „Mit dir und meinem Elende hat's ein Ende!"

Er rannte durch das Zimmer wie ein Irrwisch, und kam bald in vollem Anzuge zurück und holte sein Geld.

„Als er ohne Adje zu sagen, zur Thüre ging, raunte mir der Berliner zu, der jetzt Obergeselle war: „Junge, jeh' und mach' ihm so enen Jratzfuß nach, wie du enen jemacht, als du jekommen; du sollst es ooch jut bei mich haben!"

„Der böse Feind saß mir im Nacken und ich dachte: da kannst du dir einen Stein ins Brett setzen, und ich that's zum allgemeinen Vergnügen, weil ihn alle Gesellen haßten; aber als ich mich umdrehte, bekam ich von dem Meister, der zugesehen hatte, eine so unangenehme Maulschelle, daß ich, wie damals Zebedäus, unter die Boutique fuhr. Der Meister sprach kein Wort dazu. Ich meinte, das sei auch nicht nöthig gewesen, denn diese Handthierung sprach deutlich genug, um verstanden zu werden. Ich kroch heraus und rieb sie ein, und der Berliner sagte lachend: „So recht! reibe sie wacker ein, von mir kriegst du keene nich!"

„Gegen Abend nahm er mich auf die Seite. „Ruppelchen," sagte er, „du bist en janz juter Junge, wenn nur det verfluchte Maul nich wäre. Mich darfste ooch nich quer kommen, denn de Hand ist mich nich anjewachsen; aberscht du sollst es jut haben, wenn du dich mit mich hältst. Siehste, ich habe das Malheur, det ich oftermals Leibkneipen kriege, besonders jejen Abend. Da muß ich enen Doppelkümmel hinter die Binde jießen. Et wäre mich aber unanjenehm, wenn et der Meister wüßte. Hier haste Jeld. Jeh' an mein Bett. Unter dem Kopfkissen liegt so ene klene Bulle. Die nimmste und jehst zu dem Wirth im Schiff in der Schiffjasse, die nach dem Neckar führt. Da läßte se füllen und stellst se wieder an ihre

Stelle. So machste dir anjenehm bei mich und wenn de det jeden Abend jut machst, sollstet jut haben."

„Aha! dachte ich. Dies Leibweh kommt wie das Fieber, allemal um die bestimmte Zeit. Item, was liegt dir daran? Ich that's regelmäßig, und nun gingen wirklich goldene Tage für mich an. Zwar lud er mich oft ein, auch 'mal einen „Kurzen" zu nehmen, wie er den Schnapps nannte; aber ich danke Gott, daß ich einen so gründlichen Abscheu davor hatte, daß ich nie in Versuchung kam.

„Der Berliner war im Grund ein gutmüthiger Mensch, wenn ich auch mit seinem Thun gar nicht zufrieden war; denn er hatte niemals Geld, weil er spielte und gerne gut aß und trank. Er machte wohl allerlei Versuche, mir meine Trinkgelder abzuborgen, und zum ersten Male gelang es ihm auch, daß er mich um einen Gulden schnappte; allein ich gab nun mein Geld dem Meister aufzuheben, was diesem recht wohl gefiel und mich sicher stellte. Der Berliner verzog zwar die Miene etwas, als ich es ihm bei neuem Drängen sagte; aber es blieb dabei, und ich hatte Ruhe.

„Wart' nur," sagte er, „wenn du einmal Jeselle bist, und mit uf die Herberje jehst, dann hebt erst det rechte Leben an; denn die Studenten sind Lumpenhunde jejen uns. Du wirst ein starker Kerl, und ich freu mir, an dir enen rechten Adjutanten zu kriegen. Ich möchte einmal an die Sulzer."

„So nannten wir die Studenten damals, und der Buckelorum hatte ihnen den Namen gegeben. Weil sie allezeit tief in des Meisters Kreide saßen, so nannte er das „die Sulze", was so viel hieß, als eine gewürzte Brühe. „Sie wissen," fuhr er fort, „es ist ein uralter

Haß zwischen Studenten und Knoten, wie sie die Handwerksbursche nennen, und ich kann wohl sagen, so schlimm es auch ist, daß der schon den Jungen eingeimpft wird. Es hat mancherlei Quellen dieses Mißverhältniß; aber eine Hauptquelle suche ich darin, daß die Mädchen des Mittelstandes meist nach den Studenten schielen und den braven Handwerksburschen übersehen. Das wurmt dem jungen Blut und der Haß wirft sich auf die, welche ihm die Herzen abwenden, eine so angesehene Rolle spielen und sich um keinen Menschen scheeren. Auch ich war damals ein rechter Studentenfeind, denn ich wurde von der Zunft losgesprochen und aufgedungen als Geselle, erhielt meinen Lehrbrief und war nun ein freier Herr. Das „Du" hörte auf und der Meister traktirte mich per Er. Das durchzuckte mich mit Wohlgefühl. Ich hätte es früher schon gut gehabt im Hause, wenn der Buckelorum nicht gewesen. Der Meister war immer freundlich gegen mich, die Maulschelle abgerechnet, die er mir, wohlverdient, gesteckt, als ich den Scheidenden ruchlos verhöhnte. Ich blieb daher als Geselle im Haus. Ich war ein fixer, tüchtiger Arbeiter. Das wußte der Meister, aber ich auch, denn da auf das Stück gearbeitet wurde, so machte ich die Woche schier ein Viertheil mehr, als jeder andere Geselle, und doch war's besser genäht.

„Für mein Geld, das ich den Klauen des Berliners entrissen, kaufte ich mir einen flotten Anzug; denn so wollte es der Meister, und den machte ich mir nach dem neuesten und feinsten Schnitte.

„Himmel, was war ich ein Prachtkerl! Gewachsen wie eine Tanne, um die Hüften schmal wie ein Insekt, und doch kräftig gebaut, die Erstlinge des Bartes reiften um Kinn und Wange, und ein Schnurrbart machte sich

gar patzig unter der Nase, und die Wangen waren roth wie junge Kirschen.

„Fragen Sie einmal meine Frau?“

Sie schlug ihm auf den Mund und sagte: „Sehen Sie 'mal, wie eitel er ist?“ „Nun, nun,“ sagte ich, „es geht Ihnen eben noch nach, daß Sie ein hübscher Bursche waren.“

Er lachte laut auf.

„Das merkte Niemand besser,“ fuhr er fort, „als Agneschen, die Tochter unseres Gegenüber. Ihr Vater war ein Pechvogel, wie wir die Schuster nannten; aber das Mädchen war hübsch, wenn auch nicht so hübsch wie mein Lieschen, das ich erst später fand. Sei nicht böse, Frauchen,“ neckte er, „der Herr will Wahrheit. Soll man denn die dummen Streiche seiner Jugend verschweigen? Ich saß an unserm Fenster, und Agneschen drüben an dem ihrigen. Sah ich hinaus, so sah ich sie, blickte sie auf, so sah sie mich. Das war natürlich. Und da wir uns beiderseits gefielen, so gab's sich auch ganz einfach, daß wir oft und gerne hinaussahen und die Augen sich begegneten. Daß die sprechen können, ohne Zunge, ist eine seit Eva's und Adam's Zeiten bekannte Sache. Die unseren redeten auch. Sagten die meinen: Agneschen, wie bist du hübsch! so sagten die ihrigen: Jacob, du gefällst mir auch!

„Eine Zeit lang hielt diese Sprache aus, aber nun mischte sich der Mund drein. Wir trafen uns in der Dämmerstunde am Fenster, aus dem sie so freundlich lugte. Noch ein paar Wochen — und sie war meine erklärte Geliebte.

„Niemand konnte mir etwas Unrechtes nachsagen. Ich lebte still und eingezogen, sparte mein Verdienst, kleidete

mich gut, und war auf schnurgeradem Weg Altgeselle zu werden, da mir Meister Glöckner sehr gut war. Das wußte der alte Pechvogel, des Agneschen's Herr Vater, sehr wohl. Daher sah er unsere wachsende Liebe nicht ungerne. Ich war selig im Traume, so herzlich von dem herzigen Mädchen geliebt zu werden, und ließ mir nicht träumen, daß ich nicht allein Hahn im Korbe sei.

Oben in einer Mansardstube unseres Hauses wohnte ein Student, ein rechter „Sulzer," der Lampadius hieß und ein liederlicher Finke war. Schulden hatte der Mensch wie ein Erbprinz, aber das mußte man ihm zugestehen, er war ein bildschöner Junge, so schön, wie nur Einer in der Stadt. Der luchste aus seiner Kammer herab in des Agneschen's pechschwarze Augen, und unser Junge, ein verschlagener, kleiner Gaudieb, trug die Liebesbriefe hin und her, was ich aber Alles erst später erfuhr, und auch des Agneschen's Vater nicht wußte.

„Mein Meister, der das Agneschen über die Taufe gehoben, sah's auch gerne, daß ich so um es herum ging, und da er keine Kinder hatte, glaubte ich, er hatte es gut mit uns Beiden vor. Davon ahnete mir freilich nichts.

„Die Sache ging so ihren gemessenen Gang. Erst sprach ich sie am Fenster. Dann saß ich bei ihr und dem Vater auf der Bank vor der Thüre. Darauf kam ich ins Haus, und, da ich merkte, daß mich der Alte wohl leiden mochte, machte ich kein Geheimniß daraus, daß ich das Mädchen lieb hatte.

„Um diese Zeit wollte es des Berliners Unstern, daß der strenge Meister hinter sein Schnappstrinken kam. Da war's aus. Er mußte das Felleisen schnallen und gehen, blieb aber doch in der Stadt und wurde Obergeselle bei

dem alten Batt auf der Hauptstraße, nahe beim „König von Portugal". Auch der vermaledeite Buckelorum war noch da, und hatte sich bei dem Schneider Eller im „kalten Thale" als Obergeselle eingenistet. Er mied mich aber, wo er konnte, und kam ich in den „faulen Pelz," oder in den „Reichsapfel", um ein Rüpel Bier zu stechen, und er war auch da, so machte er sich blitzschnell aus dem Staub. Er traute dem Landfrieden nicht. Und doch wäre er sicher gewesen, denn ich hätte mich sicherlich an der mißrathenen Kreatur nicht vergriffen. Nur einmal, als er getrunken, wollte er an mich, aber ich beachtete ihn nicht mehr.

„Ich wurde Obergeselle! Keine Worte schildern diese Freude und das Glück meiner Eltern. Ich darf es ja wohl sagen, daß ich sie in ihrem Alter getreulich unterstützte und von meinem Ueberflusse, denn den hatte ich nun, ihre Lage besserte. Der Vater hatte, da ein Jüngerer ihm den Rang ablief, und wohlfeiler der Gemeinde diente, den Schuldienst verloren. Da ging's ihnen etwas knapp, und ich schätzte mich glücklich, die Last ihres Lebens erleichtern zu können. Es würde auch fort und fort geschehen sein, wären nicht unselige Ereignisse eingetreten. Seit ich Obergeselle war und nur noch einen Schritt zum Meister hatte, wurde ich von dem alten Pechvogel mit ganz andern Augen angesehen. Selbst Agneschen ließ sich gerne von unserer künftigen Heirath vordußeln. Ich sprach von nichts lieber, was mir mein Lieschen gewiß vergibt, da sie auch einen Schatz hatte vor mir, der auch wohl solche Dinge mit ihr wird verhandelt haben. Gelt, Alte?"

Sie lächelte still und sagte dann: „Fahr' doch fort. So genau hast du mir's doch noch niemals erzählt."

„Wie gesagt," fuhr der Meister fort, „ich war ein gemachter Bursche. Damals hatte ein spekulativer Kopf dem „rothen Läppchen" den Rang abgelaufen, und auf dem Wege nach Schlierbach den „Hausacker" zu einer Wirthschaft hergerichtet. Dahin strömte Sonntags alle Welt: Studenten, Bürger, Handwerksbursche und Frauen und Mädchen des Bürgerstandes. Agneschen pochte das Herz, wenn sie erzählte, wie ihre Nachbarinnen, des Glasers Töchter, am letzten Sonntage so vergnügt im „Hausacker" gewesen.

„Wart!" dachte ich, „nächsten Sonntag sollst du diese Freude haben!" Ich sagte es ihr. Und als der Sonntag kam und drei Uhr Mittags, trat ich in Agneschen's Zimmer. Ich trug einen königsblauen Frack, den ein Graf hätte tragen können, gelbe Nankinghosen, weiße Weste und neuen Hut. Agneschen war weiß gekleidet und sah zum Küssen hübsch aus.

„Stolz, wie ein König, schritt ich dahin, das hübsche Mädchen am Arme. Die Leute sahen uns überall bewundernd nach.

„Agneschen preßte sich an mich, als solle sie mir geraubt werden.

„Sie zitterte vor Lust und war im siebenten Himmel, wie man sagt!

„Wohl fiel es mir auf, daß sie oft zurücksah, als erwarte sie Jemanden, aber ich beruhigte mich wieder, als sie auf meine Frage entgegnete, sie sähe nach den geputzten Leuten. Freilich wurde sie roth wie eine Essigrose, aber ich dachte an nichts Schlimmes. Als aber das immer ärger wurde, kam mir doch der quälende Gedanke, sie spiele am Ende die Falsche. Das wurmte mir im Stillen.

„Endlich erreichten wir den „Hausacker“, wo alle Räume so vollgepfropft waren, daß wir kaum zum Sitzen ein Plätzlein fanden. Ich bestellte Wein, denn ich wollte meinem Mädchen Ehre anthun. Mit nicht geringem Aerger sah ich mir gegenüber an der Wand den rothen Buckelorum, den Zebedäus, sitzen, der mich höhnisch ansah. Nicht weit davon sah ich den „Sulzer“ Lampadius, der mit Agneschen zu liebäugeln anfing.

„Mein Blut wurde heiß. Ich stürzte einige Gläser Wein rasch hinunter. Davon wurde es noch heißer. Die Musik spielte auf, und im raschen Tanze mit Agneschen glaubte ich Frieden zu finden. Aber Prost die Mahlzeit! — Ich wurde nur noch aufgeregter. Als wir wieder saßen, ließ sich Lampadius mit Agneschen in ein Gespräch ein, das mir noch mehr wurmte, weil er ihr allerlei schöne Dinge sagte, und das Mädchen sie mit unzweideutigem Wohlgefallen anhörte. Bald merkte ich, daß die Füße des Lampadius und Agneschen's ein gar vertraulich Zwiegespräch unter dem Tische hielten.

„Alle Wetter!“ dacht' ich. „Dir will ich das vertreiben;“ lugte hinab und treffe mit meinem Stiefelabsatze des Sulzers Zehen, daß er einen lauten Schrei thut.

„Der Zebedäus lachte teuflisch. „So recht, Ruppelchen,“ rief er, „du hast ohnehin schöne Hörner! Stoß einmal damit, daß die Leute sehen, du seiest ein rechter Geisbock!“

„Da war's aus. Rasch griff ich über den Tisch, faßte den Buckelorum bei den rothen Haaren, zog ihn herüber, tunkte seine Habichtsnase so heftig in den verschütteten Wein, daß das Blut herausschoß, und dann riß ich ihn heraus und schleuderte das kleine Ungethüm mitten unter die Tanzenden. „Det war ein Meisterstück!“ rief

der Berliner, der plötzlich an meiner Seite stand. „College“, sagte er, „du bist en Kernjunge jeworden! Ich denke, wir kommen heute noch an die Sulzer.“

„Das Alles ging schnell, wie ein Gedanke. Als ich mich nach dem Berliner umsah, fiel ein Ziegenhainer mit Riesenkraft auf meinen Kopf. Hätt' ich den Hut nicht aufgehabt, er hätte mich ohne Zweifel tüchtig getroffen und zu Boden geschlagen.

„Verdammter Knote,“ rief Lampadius, „das ist für den Tritt!“

„Einen Augenblick war ich wie betäubt, dann aber ergriff ich die Flasche und schleuderte sie dem Sulzer an den Kopf.

„Nun gab es Arbeit! Der Lampadius blutete. Wie ein Rasender sprang er auf den Tisch, um an mich zu kommen. Ich aber faßte seine stämmigen Beine und schleuderte ihn in den Tanzsaal. Agneschen, die meine Hände von den Beinen des Sulzers abwinden wollte, flog in ihrem weißen Fähnchen, von der Macht des Schwungs ergriffen, nach.

„Jetzt gab's ein wildes Geschrei. Alle Studenten schaarten sich um Lampadius, alle Handwerksburschen um mich, und es entstand eine heillose Rauferei.

„Was ich that, weiß ich nicht; aber daß ich mit einem Stuhlfuße, den ich ausgerissen, dreinschlug wie ein Besessener, war eine nur zu wahre Thatsache. Wein, Leidenschaft und Zorn hatten mich außer mir selbst gebracht.

„Plötzlich, als eben der Kampf im höchsten Brande war, riß mich Jemand gewaltsam zurück. Es war der Berliner. „Junge“, rief er mir ins Ohr, „et is Zeit, det wir die Platte putzen. Der Buckelorum ist nach der

Stadt jerannt, die Polizei zu holen. Kriegt dir die, so kannst du in Nummero Sicher brummen, und mich jeht's nich besser."

„Das Wort gab mir meine Besinnung wieder. Ich erkannte seine Wahrheit, und schnell wie der Blitz waren wir draußen, während die Prügelei lustig fortging.

„Es war dunkel geworden.

„Der Berliner zerrte unaufhörlich, daß ich mit ihm davonginge, aber ich konnte nicht. Ich wollte sehen, wie es Agneschen gehe. So falsch sie auch an mir gehandelt, so bedauerte ich sie doch jetzt.

„Endlich kam sie mit fliegendem Haare, zerrissenem Kleid, in Summa in einem beklagenswerthen Zustande, heraus. Als ich sie sah, rang Zorn und Mitleid um die Herrschaft in meinem Herzen. Ich trat ihr näher.

„Agneschen," sagte ich, „das ist der verdiente Lohn der Untreue!" Da hätte aber Einer hören sollen, wie sie mich mit Schimpfreden übergoß. So etwas hätte ich dem sanften Mädchen nun und nimmer zugetraut.

„Jefällt dich der Jesang?" fragte mich der Berliner. „Det is ene Nachteule," sagte er, „die dir in's Unglück bringt, denn da hinten kommt die Polizei."

„Er riß mich fort auf dem Schlierbacher Wege.

„Fort, fort!" rief er. „Hörst du sie laufen?"

„Wirklich waren sie uns auf der Fährte.

„Wir waren wie Besessene davongerannt, aber plötzlich empfand ich so entsetzliches Milzstechen, daß ich keinen Schritt mehr weiter konnte. Der Berliner riß mich in das Gebüsch zur Seite des Weges.

„Wo sind sie?" hörte ich die Stimme der Schaarwächter, die auf dem Weg, uns gegenüber, standen. Es waren ihrer Zweie.

„Stille nur!“ flüsterte der Berliner, allein in dem Augenblicke kam mir ein so unwiderstehliches Niesen an, daß ich umsonst es zu bezwingen versuchte.

„Mein Lebtag hatte ich die besondere Natur, daß ich, wenn ich ins Niesen kam, ein außerordentliches Geräusch machte. Die Hitze, in der ich mich befand, und die Kühle der Nachtluft, der feuchte Boden, auf dem wir lagen, mußte es verursacht haben, daß es jetzt mit außerordentlicher Macht losbrach und gar nicht enden wollte.

„Prosit!“ rief einer der Schaarwächter, und stand mit einem mächtigen Sprunge vor uns.

„Der Berliner sprang auf, schlug ihm auf den Kopf, daß er taumelte, und entsprang, ich konnte mich vor Milzstechen nicht regen.

„Auf den Schrei des Getroffenen kam der Andere herbei, und ich war in ihren Händen.

„Umsonst flehte ich, sie möchten mich nur eine Minute ruhig lassen, weil ich so heftig litte. Sie stießen mir die weißen Knöpfe ihrer spanischen Rohre in die Rippen, daß ich auf mußte, und so schleppten sie mich denn ohne Erbarmen zum Hausacker, und von da nach der Stadt.

„Es war ein Glück für mich, daß es stichdunkele Nacht geworden, denn ich wäre vor Scham des Todes gewesen, hätten mich die Leute gesehen.

„Als wir so dahingingen, vernahm ich Agneschen's Stimme, und auch bald die des Lampadius, an dessen Arm sie hing. Sie versicherte ihn, daß sie nur ihn liebe, mich, den sie mit den abscheulichsten Namen benannte, aber nur als Vorwand behandelt habe. Das war wieder ein Gewinn für mich, aber der Grimm stieß mir schier das Herz ab. So sehr es mich auch drängte, ihr ein Wörtlein zuzurufen, ich schwieg und überwand mich selbst.

„Bald darauf nahm mich das Stadtgefängniß liebreich auf. Ich ruhte auf den Lorbeeren meiner Thaten aus — aber sie waren hart und verwandelten sich in die Dielen einer unreinen Pritsche.

„O, das war eine Nacht! Kein Schlaf kam in mein Auge, aber wohl die Reue in mein Herz mit einer zerfleischenden Gewalt. Meine Eitelkeit erschien mir zuerst in ihrer Verwerflichkeit. Hätte ich das Geld, was ich auf meine üppige Kleidung verwendete, meinen armen Eltern gegeben, wie wohl hätte es ihnen in ihren alten Tagen gethan! Und ich wäre ja bewahrt geblieben vor dem Heere von Thorheiten, welche die Schwelle zu meinem Unglücke bildeten. Hätte ich mich nicht an das leichtfertige Ding gehängt, die mich doch nur hänselte; hätte ich die Augen aufgethan, ich hätte es wahrnehmen müssen, wem der glühende Blick ihres schwarzen Auges galt, den sie heraufwarf, und den meine Eitelkeit auf mich bezog. Ich raufte mein Haar und verwünschte die Eitelkeit und die Mädchen, den Hausacker und mich selbst. Mein Jähzorn erschien mir in seiner Strafbarkeit, und jetzt erntete ich noch die Früchte meiner kecken Zunge an dem vermaledeiten Zebedäus. Dachte ich an die Folgen meiner Handlungen, so war ich entehrt, konnte in Heidelberg nicht mehr bleiben, und was sollte es werden? Ich hatte keinen Heller Geld mehr. Wo das hingekommen, wußte ich nicht. Es war mir aus der Tasche gemaust worden im Gedränge. Manchmal kam mir ein Verdacht gegen den Berliner in die Seele, weil ich mich dunkel erinnerte, daß er einmal in meine Tasche gegriffen hatte. Ich sprach ihn aber frei, denn ich hielt ihn für viel zu ehrlich, als daß er das thun könnte.

„Wohin sollte ich? Nach Schlierbach? Nein! die

Schande wollte ich meinen Eltern nicht machen. War ihr Kummer ja ohnehin groß genug, wenn sie meine Streiche vernahmen.

„In diesem Zustand einer entsetzlichen Seelenqual verlebte ich eine Nacht, wie ich mich keiner zweiten erinnere. Der Morgen wollte gar nicht kommen. Endlich blitzten die ersten Lichtstreifen in das Loch, das meinem Kerker als Fenster diente. Nie habe ich in tieferer Bewegung den Tag begrüßt, als damals. Ich fiel auf meine Kniee nieder und gelobte Gott, ein anderes Leben zu beginnen.

„Endlich, nachdem ich noch manche Stunde geharrt, wurde ich vor das Stadtamt geführt. Fürchterlich war mir dieser Augenblick, fürchterlicher noch, weil Lampadius gegen mich zeugte, und der Buckelorum mit seinem höhnischen Teufelsgesichte mich belächelte und Schuld auf Schuld häufte. Mein Urtheil war acht Tage Arrest bei Wasser und Brod, und Verweisung aus der Stadt. Acht Tage im Kerker! Ich meinte, in die Erde zu sinken; allein ich hielt mich, um nicht dem Zebedäus die Freude zu vermehren. Als ich an ihm vorübergeführt wurde, flüsterte er: „Keinen Kratzfuß machen?" Hätte ich gekonnt, ich hätte ihm den Hals gebrochen.

„Was soll ich von jenen acht schrecklichen Tagen sagen? Die Qual, die ich ausstand, läßt sich ermessen; doch sie war mir heilsam, und eine bessere Strafe hätte mir gar nicht zu Theil werden können zu meiner Besserung.

„Am Tage meiner Entlassung lief ich zu Meister Glöckner, packte und schnürte mein Felleisen, und sagte ihm dann, mit einer Thräne im Auge, Lebewohl!

„Er reichte mir seine Hand. „Ruppel," sagte er, „laß Er sich das zur Warnung dienen. Ich verliere Ihn ungern und ich hatte es gewiß gut mit Ihm vor,

allein Sein Leichtsinn hat Alles zerrissen. Werde Er ein braver Mensch, und kommt Er dann einmal heim, so will ich Ihn wieder mit Freuden aufnehmen."

„Ich drückte seine Hand und ging. Ach, der brave Mann wußte nicht, daß ich auch nicht einen Kreuzer in der Tasche hatte. Ich konnte es nicht über das Herz bringen, es ihm zu sagen. Er hätte mich wahrlich nicht verlassen. An Agneschen's Haus eilte ich vorüber, ohne auch nur einen Blick darauf zu werfen. Alle Neigung zu der Betrügerin war erstorben, und hatte einem tiefen Abscheu, einer gründlichen Verachtung Raum gemacht.

„Ohne mich aufzuhalten, eilte ich über die Neckarbrücke. Erst als ich jenseits stand, wo man noch einmal in die Felsenschlucht blicken kann, aus der der Neckar strömt, wurde mir's weich ums Herz. „Dort oben liegt das Dorf deiner Heimath," dachte ich; „dort rollen die Thränen deiner Eltern, die jetzt ihre letzte Stütze wanken und fallen sehen, und nicht einmal wissen, was aus ihrem Kinde wird." Dieser Gedanke preßte mir die Brust zusammen, daß ich nicht athmen konnte. Ich setzte mich in die Weiden am Ufer des Neckar und weinte bitterlich, und erst, als ich mich recht ausgeweint, wurde mir's leichter um das Herz, und ich wanderte weiter, ohne zu wissen wohin.

„Gegessen hatte ich nichts, als eine Rinde trockenen Brodes. Bei Handschuchsheim erbarmte sich ein Bauer meiner. Er saß auf dem Kirschbaum und brach die lockende Frucht.

„Als ich so sehnsüchtig hinaufsah, rief er: „Wie ist's, Landsmann, will Er sich satt Kirschen essen?"

„Ich habe kein Geld," sagte ich mit gepreßtem Herzen.

„Darnach hab' ich ja nicht gefragt," sagte der ehr-

liche Mensch; „leg' Er sein Felleisen ab, und komm Er herauf."

„Das ließ ich mir nicht zweimal sagen. Wie ein Gedanke war ich auf dem Baum und that mir gütlich. Ich dankte herzlich, als ich mich gehörig getroffen, und mit dem treuherzigen: „Behüt' Ihn Gott!" entließ mich der Bauersmann.

„Ich lief, was ich laufen konnte. Vor dem Fechten, wie es die Handwerksburschen nennen, hatte ich einen Abscheu, den ich nicht überwinden konnte. In ein Wirthshaus konnte ich nicht gehen, denn ich hätte ja selbst das geringe Schlafgeld nicht zahlen können. Jemanden in dem nahen Dorf um eine Schlafstelle zu bitten, konnte ich auch nicht über mich gewinnen.

„Da fiel mein Blick auf die Wiesen, in denen die duftigen Heuschober saßen. „Ei," dachte ich, „wie willst du's besser haben?" Es fing an zu dunkeln, und das Feld war leer von Arbeitern.

„Ich ließ den staubigen Weg liegen, und ging nach dem Neckar zu. In einem Heuschober wühlte ich mir ein bequemes Lager, deckte mich mit Heu so zu, daß nur mein Gesicht frei blieb, legte das Felleisen als Kopfkissen unter, und ehe noch der Mond am Himmel heraufstieg, lag ich im tiefsten Schlaf. Ich hatte ja auch Vieles nachzuholen; denn in den Tagen meiner Haft konnte ich auf der harten Pritsche nicht gut schlafen; und zudem war ich diesen Tag stark gewandert. So machte nun die Natur ihr Recht geltend und alle Leiden, alle Gewissensbisse, alle Sorgen vor der Zukunft waren vergessen. Der plätschernde Neckar, die säuselnden Winde und das Nachtlied zahlreicher Nachtigallen wirkten zusammen mit meiner Ermüdung und meinem

weichen, duftigen Lager, so daß ich nie herrlicher geschlafen zu haben mich erinnern kann.

„Mit den ersten Strahlen der Sonne erwachte ich. Mir war so wohl. Ich erinnerte mich des Liedes, das ich bei meinem Vater gelernt: „Mein erst' Geschäft' sei Preis und Dank ꝛc.," und ich betete es mit der innigsten, frömmsten Erhebung. Ich hatte meine Seele Gott befohlen. Das gab mir ein Frohgefühl, daß ich freudig aufsprang, mein Felleisen umwarf und fröhlich, wie die Lerche, die über mir ihr frohes Morgenlied sang meinen Weg antrat.

„Bald genug aber meldete sich der unerbittlichste Geselle, der Magen. Wo sollte ich etwas hernehmen, ohne zu betteln, was ich nicht über mich vermochte, oder zu stehlen, wogegen sich mein Rechtsgefühl auflehnte. Ich mußte weiter. Es wurde Mittag. Ich sah den blauen Rauch aus den Schornsteinen der Dörfer aufsteigen und dachte, wie gut das Mittagsbrod dort wohl den Leuten schmecken müßte; aber ich hatte keins, und konnte mir auch keins kaufen.

„Freilich hätte ich ein Kleidungsstück veräußern können, allein ich fürchtete, für einen liederlichen Gesellen gehalten zu werden, und, ehrlich gestanden! es ging mir auch ans Herz, ehrlich erworbenes Gut so wegzuschleudern.

„Am Nachmittage sah ich ein schönes Städtchen vor mir liegen. Ich fragte Jemanden, ob eine Schneiderherberge drinnen sei?

„Das bejahte der Mann, bezeichnete mir das Haus, und, so gut es die matten Glieder vermochten, steuerte ich darauf los.

„Ich grüßte den Herbergsvater mit dem Handwerksgruße.

„Woher des Weges?" fragte der mürrisch aussehende Mann.

„Von Heidelberg!" war meine Antwort.

„Wo gelernt?" fragte er weiter.

„Bei Meister Glöckner," sagte ich; „war auch Geselle und Obergeselle dort."

„Warum denn fortgelaufen? He! Auch vielleicht in des liederlichen Ruppel Geschichte verflochten?"

„Der Ruppel ist so übel nicht," sagte ich gluthroth. „Ich kenne ihn."

„Was? den loben? Er ist doch dort zum Zeitvertreibe nicht eingesperrt worden?"

„Nein," sagte ich; „aber er ist in Wuth gebracht worden durch schlechte Leute," warf ich ihm hin.

„Nun, das hat mir auch ein Berliner gesagt," fuhr der Herbergsvater fort. „Haben wir Hunger?"

„Gewiß!" sagte ich, „aber kein Geld".

„Was, kein Geld? Ja, Freund," sagte er darauf mit wüstem Stirnrunzeln, „wo das Geld wendet, wendet Schrank und Keller, Krug und Teller. Will Er Arbeit hier? Wie heißt Er?"

„Ich nähme gerne Kundschaft," entgegnete ich, „weil ich in Noth bin". Die zweite Frage ließ ich aus Scham unbeantwortet.

„Wie heißt Er denn?" fragte er nun etwas mißtrauisch.

„Ruppel heiße ich," war meine Antwort.

„Was der Teufel! Ruppel? So wäre Er der Tagedieb, der den Skandal gemacht?" Er betrachtete mich lange; ich aber wandte ihm den Rücken und ließ ihn stehen.

„Er eilte mir nach. „Nun, nun, wohin will Er denn?" fragte er.

„Wo ich freundlichere Herberge finde!“ sagte ich. Es mochte ihm bange werden, ich brächte bei der Zunft sein Haus in Verruf; deßwegen legte er sich jetzt aufs Gutewortegeben. Das half ihm nun nichts mehr. Ich ging weiter und ließ ihn verblüfft stehen.

„Das aber fühlte ich, daß ich weit nicht mehr fortkommen würde. Es war sehr heiß. Die meisten Bewohner des Städtchens waren draußen beim Heumachen und in den Straßen schien es, als sei Alles ausgestorben.

„Ich war nahe dem Ende des Städtchens gekommen, als mir plötzlich die Beine die Dienste versagten, Alles mit mir rund herum ging, und es mir blau und schwarz vor den Augen wurde. So viel vermochte ich noch, daß ich mit Anstrengung aller Kräfte eine Steinbank erreichte, die unter den Fenstern eines kleinen Hauses hinlief. Dort sank ich zusammen und das Bewußtsein verging mir.

„Ich hatte seit den Kirschen am vorigen Tage nichts mehr gegessen, und es war hoher Nachmittag. Wie konnte es anders kommen, als daß mir die Sinne vergingen?

„Ob ich lange oder kurz so ohne Bewußtsein gelegen, weiß ich nicht. Das aber weiß ich, daß mit dem Erwachen der Duft eines belebenden Essigs mir in die Nase stieg. Eine zarte Hand rieb mir die Schläfe und Stirn mit Essig. Das Alles empfand ich schon und doch waren meine Sinne noch gehalten und gebunden. Endlich erwachte ich aus der allmählich verschwindenden Betäubung, und vor mir kniete ein Mädchen, das sorglich mich mit Essig anwusch. Ich blickte in ein Paar blauer Augen, wie sie die Erde nicht schöner hatte, und in ein Gesichtchen, so lieblich wie eine blühende Rose. Ich hielt's anfänglich für einen schönen Traum und wollte die Augen wieder schließen, daß er nicht so schnell vergehe. Als ich aber

die Fingerchen fühlte, die mir die Schläfe anstrichen, da merkte ich, daß es nicht Traum, sondern einfache Wirklichkeit sei, und ich sah das Engelsgesichtchen an, und hätte so all mein Lebtag es ansehen können.

„Wo bin ich denn?“ fragte ich, denn alles bisher Erlebte war in meinem Gedächtniß wie erloschen, wie ausgetilgt.

„Sie nannte den Ort und fragte:

„Wie ist es Ihm denn? Fühlt er sich wieder wohl?“ — In dem Tone lag der Ausdruck einer so innigen, herzlichen Theilnahme, daß er mein Herz mit Wonne erfüllte.

„Will Er nicht jetzt etwas essen?“ fragte sie weiter, als ich noch nicht auf ihre erste Frage geantwortet.

„Ich nickte mit dem Kopfe.

„Ach“, sagte sie, „dann probiere Er doch einmal, ob Er in das Haus gehen kann. Hier brennt die Sonne so heiß, und das ist doch nicht gut.“

„Ich richtete mich auf und das liebe Kind (denn das war das Mädchen noch, da sie kaum sechzehn Jahre alt war) faßte mich am Arm und half. Nur sehr mühsam gelang es mir, in das Haus zu kommen, und als ich die nette, saubere Stube erreicht und mich in einem ledernen Großvatersessel niedergelassen, versagte mir wieder alle Kraft.

„Brod konnte ich nur noch herausbringen.

„Sie flog hinweg und holte Brod.

„Gierig verschlang ich das dargebotene Stück und nun erst wurde mirs anders zu Muthe.

„Ach,“ sagte ich leise, „seit gestern Mittag vier Uhr habe ich nichts mehr gegessen.“

„Sie faltete die Hände und rief: „Großer Gott!“

— Kaum aber hatte sie durch diesen Ausruf ihr Mitleid und ihre Verwunderung zugleich ausgedrückt, so war sie auch verschwunden. Ich konnte nicht widerstehen, ich schnitt mir noch einen rechten Ranken Brod ab und verspeiste den mit einem Heißhunger und einem Wohlgeschmack, wie ich niemals etwas genossen.

„In unglaublich kurzer Zeit erschien das liebliche Mädchen mit einem himmlischen Lächeln auf ihren schönen Zügen wieder und setzte einen duftenden Pfannkuchen auf den Tisch, den sie schnell gebacken. Sie zerschnitt ihn selbst und sagte dann: „Nun setz' Er sich her, und lasse Er sich's gut schmecken!"

„Ich that's, und niemals hat eine Wirthin mit größerer Lust dem Appetit ihres Gastes zugesehen, als es hier geschah.

„Soll ich noch einen backen?" fragte sie liebreich, als ich den köstlichen Kuchen verzehrt hatte.

„Ich dankte und pries ihre Kunst und ihre Güte gegen einen armen Fremdling. Sie erröthete und wies Alles ab, als wär' es nichts gewesen. Sie plauderte so herzig, daß ich gar nicht müde wurde, ihr zuzuhören. Ich fühlte mich so wohl, daß ich sogleich hätte weiter wandern können. Als ich aber Anstalt machte, sagte sie so freundlich: „Es ist ja noch so heiß! Leg Er sich eine Stunde auf die Bank zum Schlafen nieder, daß Er wieder recht frisch wird. Es ist still im Haus. Ich gehe derweilen in den Garten arbeiten."

„Dies arglose Vertrauen that mir wohl. Ich fragte sie, ob sie es denn wage, einen ihr ganz Unbekannten so allein in ihrem Hause zu lassen?

„Ihn, ja," sagte sie erröthend und zögernd, „denn Er sieht ja gut und ehrlich aus."

„Gottlob, das bin ich auch, du liebes Mädchen!" rief ich, und sie wünschte mir: gute Ruhe, und ging, während ich mich auf die Bank legte und träumte, es sei mir ein Engel begegnet, der mich vom Tode des Verschmachtens gerettet, und der Engel sah gerade aus wie das liebliche Mädchen.

„Ein vorüberfahrender Heuwagen weckte mich. Ich stand neu belebt auf. Meine Retterin saß in der Thür und strickte. Sie schien Wache gehalten zu haben, daß mir nichts begegnen könne.

„Mir wurde es schwer, zu scheiden von dem engelgleichen Mädchen; aber es mußte sein. Ich faßte ihre Hand und sagte ihr, indem ich in das schöne, blaue Auge blickte, als könne ich in der Seele Grund schauen, ich würde sie nie vergessen und gewiß wiederkommen. Sie erröthete, und wünschte mir alles Reiseglück, und ich ging mit schwerem Herzen. Das Mädchen hatte mir's angethan.

„An einer Ecke sah ich nochmals zurück, und siehe, ich blickte in Lieschen's liebliches Gesichtchen, das aber schnell hinter dem Hofthore verschwand. Da ist mir's recht schwer geworden, nicht wieder zurückzukehren. Die weiche Weise des Liedes:

„Muß i denn, muß i denn zum Städle 'naus,
Und du, mein Schatz, bleibst hier —"

sang ein vorüberfahrender Bursche. Es kam mir just vor, als sei das das Echo meiner Seele, und es ist es auch gewesen, denn Lieschen's Bild hab' ich mit mir genommen, und es ist mein rettender Engel geblieben, bis —.

„Doch ich muß weiter erzählen," unterbrach er sich selber. Die Meisterin war längst heimlich weggeschlichen.

„Vielleicht hundert Schritte war ich vor dem Städt-

chen, da merkte ich erst, daß die Sonne ihrem Scheiden nahe war. Ich stand, zweifelnd, was ich thun sollte, denn ein vorübergehender Bauersmann sagte mir, bis zum nächsten Orte seien's zwei und bis Darmstadt vier gute Stunden.

„In dem Augenblicke kam eine Kutsche daher, in der ein dicker Herr behaglich schlief. Dem Kutscher eilte es auch nicht, und die Pferde schienen ihres Gebieters Meinung zu theilen.

„Buben und Handwerksburschen haben das Recht, hinten auf zu sitzen, wenn kein Koffer da ist, dachte ich, und wartete, bis die Kutsche herankam. Durch eine unzweideutige Miene fragte ich beim Kutscher an, ob ich hinten darauf dürfe. Er nickte bejahend, und mit einem raschen Sprunge saß ich darauf.

„Der Weg senkte sich bald und die Pferde fuhren rascher. Ich zündete mir eine Pfeife an, die mir unendlich gut schmeckte, und wenn auch im Allgemeinen sehr träge, so kam ich doch ohne Müdigkeit nach Darmstadt.

„Als ich an der Krone absprang und dem Kutscher dankte, blies eben ein Nachtwächter zehn Uhr. Jetzt fiel mir's wie ein Centner aufs Herz. Kein Geld und fremd! Wo sollte ich schlafen? Ei, dachte ich, ein unschuldiger Schalksstreich schadet ja nichts. Geh in den offenen Hof, und ist Niemand da, so schlüpf in die Kutsche. Da schläfst du gut und es kostet nichts.

„Ich machte kehrt. Das Thor war noch offen und Niemand war zu sehen. Ohne Umstände schlüpfte ich in die Kutsche, zog die Leder vorn zu, die zwei Vorhänge bildeten, und legte mich auf die weichen Polster, indeß mein Felleisen zu meinen Füßen lag. Niemand kam, nachzusehen. Der Kutscher mochte glauben, der Hausknecht habe die Leder-

vorhänge vorsorglich zugezogen, und jener mochte meinen, dieser habe es selbst gethan. Kurz, ich schlief wie ein König, und im süßesten Traume lebte ich noch einmal das bedeutsame Ereigniß des letzten Tages durch, und Lieschen's Gestalt schwebte wieder vor meiner Seele. Um vier Uhr Morgens hörte ich den brummenden Hausknecht nach dem Pferdestalle gehen. Wie ein Blitz war ich aus dem Wagen, schloß die Ledervorhänge und die Thüre wieder sorgfältig, riegelte leise das Hofthor auf und war unbemerkt auf einer der noch menschenleeren Straßen Darmstadts.

„Ich dankte Gott im Stillen, daß er mir den Gedanken eingegeben; denn es war ja kein Unrecht. Mit neuem Muthe wanderte ich fürbaß. Bei einem Brunnen fand ich schöpfende Mägde. Sie wiesen mich zurecht, daß ich die Herberge fand.

„Hier empfing mich der Herbergsvater freundlicher, als der in dem Städtchen an der Bergstraße, wo Lieschen mir das Bittere seines Betragens vergessen machte.

„Ich hörte gleich, daß viele Gesellen im Hause schliefen und äßen, setzte mich derweile rauchend in eine Ecke, bis die Zeit des Frühstücks kam.

„Der Erste, welcher hereintrat, war mein Berliner.

„Potz Däuschen! Männeken, wo kommste her?“ rief er, sich mit der einen Hand die Augen reibend und die andere mir zum Willkommen reichend. Er setzte sich zu mir, um die Geschichte meiner Heidelberger Schicksale anzuhören.

„Armer Junge,“ sagte er mit Theilnahme, „hat dir so ein Halunke die Tasche jefegt. „Na, heute sollste mein Jast sind. Morjen aberscht mußt du für dir selber sorjen; denn die mirigte Kasse ist ooch nicht jespickt wie ein

Hasenbraten. Ich sage dich, hier in Darmstadt ist et nischt für uns. Frankfurt ist det Paradies der Jesellen. De Meister hier sind dämelige Kerle, verstèhen nischt und jeben nischt. In der Herberje muß man schlafen und essen, und da jeht Alles durch die Jurjel, was die Hand verdienen thut. Bleib so lange hier, bis du dich etwas verdient hast, dann putz die Platte und folje mich nach Frankfurt, wohin ich schon diese Woche jehe und dich ein warmes Plätzjen ausmachen werde.

„Er hielt Wort. Ich blieb des guten Jungen Gast den Tag über, und gewann durch des Herbergvaters Sorge eine ganz gute Stelle. Der Berliner hielt aber auch darin Wort, daß er noch in derselben Woche losging gen Frankfurt. Obwohl sein Ruf nicht der beste war, wie ich erfuhr, so konnte ich ihm doch nicht grollen. Er hatte mir Gutes erwiesen in der Noth, und auch in früheren Tagen mir nie Uebles zugefügt. Sie sagten ihm nach, er fingere bisweilen gern in anderer Leute Taschen. Das machte mich freilich etwas stutzig. Denn die Begebnisse von Heidelberg lebten noch in frischem Andenken bei mir. Ich will's gern gestehen, daß ich zu gutmüthig war, etwas der Art zu glauben. Er war mir stets so wohlwollend begegnet. Ich konnte das nicht vergessen.

„In Darmstadt blieb ich dennoch länger, als ich mir's gedacht. Ich fand's aber auch gar nicht, wie mir der Berliner gesagt. Im Gegentheil, ich verdiente mir schönes Geld, und — es war mir, daß ich es nur ganz ehrlich gestehe, als könnte ich nicht weg aus — Lieschen's Nähe.

„Zu Weihnachten ging ich hin. Ich konnt's nicht aushalten. Ich sah Lieschen in der Kirche. Wie erröthete sie, als sie mich erkannte. Selbst in ihr Haus

ging ich und erzählte ihrem Großvater, denn sie war eine Waise und hielt dem Greise Haus, wie es mir ergangen, und wie Lieschen an mir gehandelt. Dafür wollte ich danken. Ich brachte ihr zum Christkind ein Ringelein aus Gold. Sie nahm's nur, als es ihr Großvater gut hieß; aber ich sah, daß sie mir gut war. Ach, wie war sie schöner geworden seit dem halben Jahre! Jetzt wurde mir's noch schwerer zu gehen; allein es mußte sein und ich schied, nachdem ich ihr ehrlich gestanden, wie lieb ich sie habe, und sie solle mir treu bleiben. Eine Thräne glänzte in ihrem Auge, als ich ihr die Hand zum Abschiede drückte, und mir war eine auch nicht fern vom Auge.

„O, wär' ich in Darmstadt geblieben! —

„Ein Brief des Berliners verrückte mir den Kopf. Ich verließ den Ort, wo es mir gut ging und wanderte nach Frankfurt. Das Glück oder — das Unglück wollte es, daß ich bei einem der ersten Schneider Arbeit fand. Er war ein dicker Mann, wortkarg, aber ehrlich und bieder. Bald genug sah er, daß er mich sehr gut gebrauchen konnte, und ich wurde Zuschneider und Obergeselle mit tüchtigem Wochenlohne.

„Mein Unstern war der Berliner. Er wußte mich, dessen Leichtsinn nur schlummerte, allmählich in ein rechtes Handwerksburschenleben hineinzuziehen, und ohne daß ich's merkte, fand ich mehr und mehr Wohlgefallen daran. Bornheim oder Bernem, wie die Frankfurter sagen, war der Ort, wohin wir jeden Sonntag gingen, und in der Regel wurde der Montag darnach himmelblau. Immer neue Lust wußte der Berliner zu bereiten. Er hatte Geld in Ueberfluß, und gestand mir, er habe einen Schatz, der ihm die Börse reichlich versorge. Ich lernte diesen Schatz kennen, denn das Mädchen wohnte neben uns,

und war Beschließerin im Hause eines der reichsten Bankiers der Stadt.

„Sie war schön, Herr, ich sage es Ihnen, aber ihre Schönheit war eine sinnenberauschende. Ich habe nie ein Auge gesehen, das brennender gewesen wäre, nie eine üppigere Gestalt, nie ein verlockenderes Wesen.

„Der Bankier war unser bester Kunde. Ich kam oft in das Haus, um ihm das Maaß zu nehmen. Er war unendlich reich, modesüchtig, lebenslustig, jung und ausschweifend. Seine Frau sah aus, als wäre sie aus Mondschein und Vergißmeinnicht gewoben, und schmachtende Thränen seien das Bindemittel gewesen. Sie war so zart, daß ein leiser Luftzug sie hätte umwehen können. Waren die Haare der Frau Bankierin so etwas staubblond, dünn und glanzlos, so waren die der Beschließerin, Gretchen, kohlschwarz, reich und voll. War das Aussehen der Frau Bankierin wachsweiß, so blühten Gretchen's Wangen in frischem Roth — kurz, verglich man Beide mit einander, so war der Sieg auf Gretchen's Seite.

„Als sie der Berliner zum ersten Male nach Bornheim brachte und ich mit ihr tanzte, konnte ich den Blick dieses Auges kaum ertragen. Sie schien großes Wohlgefallen an mir zu finden, größeres, als an dem Berliner, das sah man schnell, und der alte Teufel der Eitelkeit regte sich. Als wir heimgingen, es war spät, und der Berliner an seinem Haus abging, führte ich sie bis zur Thüre, da riß sie mich an sich, drückte einen glühenden Kuß auf meine Lippen und sagte: „Schlaf gut, Lieber! Heute Nacht träume ich nur von dir, denn du hast mich erobert, ich gehöre forthin nur dir, dir allein an.“ Das Wort klang mir immer in den Ohren!

„O, ich hätte hier schon sie durchschauen können! Wohl

stand Lieschen's Bild noch vor meiner Seele wie ein warnender Engel — aber allmählich erblich es, und das üppige Gretchen nahm meine Seele, doch nein — meine Sinne gefangen. Sie bestrickte mich auf eine unbegreifliche Weise. Jeden Abend sah ich sie, und stets wurde mir's schwerer, von ihr zu gehen.

„Der Berliner war gar nicht böse darüber, was mir unbegreiflich war. Gretchen machte mir sogar Präsente. Das nöthigte mich, ihr wieder welche zu machen. Meine Kasse empfand das, und manchmal wurde es mir unheimlich, wie das enden solle. Sie sah mich einst traurig.

„Was fehlt dir, Lieber?" fragte sie. „Hast du kein Geld?"

„Ich gestand ihr das.

„Ach, mache mich so glücklich, und nimm meine Börse?" flehte sie.

„Mein innerstes Widerstreben besiegten ihre Küsse und Schmeichelworte. So weit war's schon mit mir, als mein Meister mich allein nahm.

„Ruppel," sagte er, „setz Er sich emal. Ich mein' es gut mit em, und da kann ich's net mehr so ansehe, daß Er mit dem Mädche danebe, mit dem Gretche, ä Gehänk hat. Deß Mädche hat ä böse Ruf vun wege sei'm Herrn. Nehm Er sich in Acht. Es is ä liederlich Person, die en brave Mensche verderbe kann. Mer segt, se hätt lange Finger gemacht in ihrem Herrn sei Kaß. Deß sag ich em, wann's net mit dem Mädche ä End nimmt, so nimmt's mit uns Zwä en End. Nu leg Er sich schlafe, und denk Er, der Meister hätt's recht gut mit em gemänt."

„Mir schauderte. Ich sah mit Entsetzen, an welchem Abgrund ich stand. Es war Samstag Abend. Am Sonn-

tage ging ich, da das Wetter so unendlich schön war, und ich Gretchen entgehen wollte, nach Königstein und nach der Ruine Falkenstein. Ich war so frühe weggegangen, daß ich mit dem grauenden Tage schon die Höhe von Soden hinaufstieg, und oben auf der Ruine war, ehe der Zug der Frankfurter Sonntagsschwärmer sie erreichte. Da saß ich allein und mein Auge schweifte hinaus in das wundervolle gesegnete Land, das zu meinen Füßen lag.

„Dort lag Darmstadt! dort die Höhen der Bergstraße. Dort weilte Lieschen, mein Rettungsengel! Wie hergezaubert stand dies liebe Bild vor meiner Seele. Ich erbebte. Hatte ich ja doch das herrliche Wesen ganz und gar vergessen über der lockenden Verführerin. Ich erglühte vor Scham. Thränen traten in meine Augen.

„Ach, ich war auf böse Wege gerathen, das sah ich, und des Meisters Worte klangen in meinen Ohren, wie der Ruf des Todtenvogels. Ich saß mir selber zu Gericht. Ich beichtete mir gewissenhaft. Ich dankte Gott, daß ich mein Besseres gerettet zur guten Stunde, daß ich nicht in den Pfuhl des Lasters gesunken war. Gottlob, noch war meine Seele nicht befleckt! Aber wie war die Gefahr so nahe gewesen. Dieser Morgen weckte den bessern Menschen in mir auf. Ich betete wieder, was ich, daß ich es sage, lange nicht gethan. Ich gedachte meiner Eltern, und — Herr, lächeln Sie nicht, wenn ich es ausspreche — das Heimweh erfüllte mein Herz mit einer Macht, mit einer unwiderstehlichen Gewalt. Es zog, es riß mich nach Frankfurt zurück. Ich wollte der Verworfenen das Sündengeld zurückgeben, das sie mir gegeben, und Alles, was ich von ihr hatte, und heim eilen, heim zu den lieben, guten Eltern, die ich vergessen hatte seit mehr denn einem Jahre.

„Ich sprang auf und rannte den Berg hinab. Es war, als ob das Feuer in mir brenne. Ohne mich aufzuhalten, erreichte ich Frankfurt wieder.

„Der Meister starrte mich an, als ich erschöpft in seine Stube trat. Ich faßte seine Hand. „Sie haben mir die Seele gerettet“, sagte ich, „haben Sie Dank; aber ich muß fort von hier, noch heute. Die Schlange hat mich bezaubert.“

„Ach so,“ lachte der Meister. „Nä, deß hat Er nicht nöthig, Ruppel,“ sprach er. „Deß Gretche sitzt uf der Mehlwoog* und Sein Freund, der saubere Berliner, derzu. Denk' Er sich, heute früh, als Er weg war, kummt der Berliner und schleicht sich uf Sein Zimmer drobe. Ich hör' en und denke, was will der so früh? Geh' sachte die Trepp' enuf und mache ebe so sachte Sein Thür uf. Do steht der Hallunk' an Seim Komod' und stoppt sich die Tasche voll. Halt! denk' ich, de Vogel fängste. Ich schließe die Thür, rufe de Geselle und mer kriege de Dieb uf der That. Die Polizei war nett weit, und eh' er sich's versah, saß er uf der Mehlwoog. Kaum war deß geschehe, so gebt's drübe beim Herr Bankje aach Specktakel. Deß Gretche is fort mit Geld und Juwele vun der gnädige Frau. Awwer die Polizei hat ä fein Nas'. In des Berliners Stub' erwische se se met all' dem Kram. Do hat Er nun nett nöthig fortzulafe.“

„Ich stand sprachlos da. Also auch mich wollte der Verworfene bestehlen, und mit Gretchen stand er noch immer in Verbindung? Der Umgang mit mir sollte nur ableiten von der Spur. Das lag am Tage. Mich durch-

* Die Mehlwage und das Gefängniß in Frankfurt befanden sich in damaliger Zeit unter einem Dache.

bebte ein Schauder nach dem andern. Das Geld der Abscheulichen brannte mir auf die Seele. Ich hatte keine Ruhe, bis ich es in die Armenkasse gelegt, und all ihre Präsente dazu.

„Auch ich hatte die Kränkung, von der Polizei vernommen zu werden, aber doch nur als Zeuge. Des Verhältnisses Gretchen's zu mir wurde nicht gedacht. Ich dankte Gott dafür, denn es ersparte mir eine höchst bittere Beschämung.

„Alle diese Umstände veranlaßten mich, Frankfurt zu verlassen, das mich ohnehin an die Sohlen brannte.

„Ich eilte heim, heim zu meinen Eltern. Die Prüfungen waren nun vorüber. Von jeder Thorheit war ich geheilt.

„Heppenheim, wo Lieschen lebte, besuchte ich nicht. Ich konnte jetzt nicht vor sie treten, ohne das Gefühl, ihrer unwerth zu sein. Die Zeit sollte mich läutern.

„Meine Eltern fand ich ringend mit Dürftigkeit. Während ich gepraßt, hatten sie gedarbt. Ich kann Ihnen, lieber Herr, nicht beschreiben, wie mich das drückte, beugte, wie die bittersten Vorwürfe an meiner Seele nagten. Gottlob, ich konnte ihre Noth lindern!

„Ach, wie waren sie glücklich, mich wieder zu sehen; wie blickten sie nun nach langem Kummer wieder froh ins arme Leben. Mir vergaben sie Alles in ihrer reichen Liebe.

„Nach einigen Tagen ging ich nach Heidelberg zu meinem lieben Meister Glöckner. Seine Frau war gestorben. Er war kränklich geworden.

„Ruppel," sagte er, „Sie kommen mir wie gerufen. Ich denke schon lange daran, mein Geschäft abzugeben, und mich in wohlverdiente Ruhe zu setzen. Ich will

Ihnen mein Haus verkaufen, und mir nur bis an meines Lebens Ende den zweiten Stock vorbehalten."

„Ach," sagte ich, „Sie wissen, wie arm ich bin! Womit sollte ich es Ihnen bezahlen?"

„Thut nichts," sagte er. „Sie zahlen mir nur die Zinsen des Kapitals, und dann dies selbst in Summen oder Sümmchen, wie Sie können."

„Daß ich dies Anerbieten dankbar ergriff, mögen Sie denken; allein fürs Erste blieb es Geheimniß unter uns. Ich spielte die Rolle des Geschäftsführers, bis ich mir das allgemeine Vertrauen erworben hatte. Die Kundschaft wuchs. Mein Glück war begründet. Nun kaufte ich das Haus. Meine Eltern verkauften ihr Häuschen und zogen zu mir.

„Ich eilte nach Heppenheim.

„Blühend, wie eine Rose, fand ich Lieschen. Sie hatte manchen Antrag abgelehnt, weil sie an meine Treue glaubte. Sie wurde meine Frau, und seit jenen Tagen hat mich Gott gesegnet sichtbarlich. Ihr Großvater starb noch vor unserer Verheirathung. Ihr Erbe tilgte einen großen Theil meiner Schuld. Auch meine guten Eltern gingen, mich segnend, heim ins Vaterhaus, und heute, wo ich zurückblicke auf die Tage meiner Irrfahrten, danke ich Gott, daß ich den Gefahren entrann, daß ich weiser, erfahrungsreicher aus meinen Tollheiten herausging, und nun ein Leben führe, das mir einen heitern Lebensabend verheißt."

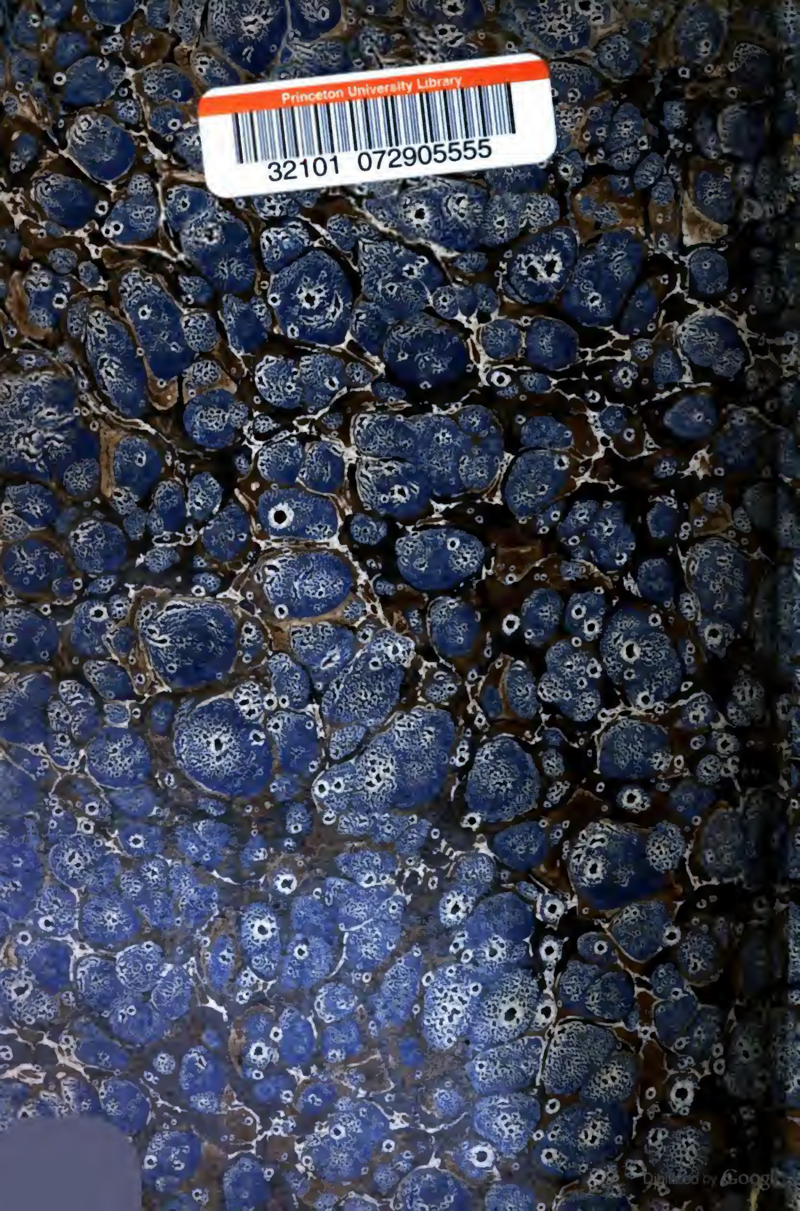
„Die Meisterin trat wieder herein. Sie lächelte.

„Warum sind Sie mir durchgegangen?" fragte ich.

„Ich kenne meinen Alten," sagte sie, „der hätte mich mehr als einmal schamroth gemacht."

„Sie werden wohl wissen wollen," nahm der Meister

wieder das Wort, „was aus dem Berliner und Gretchen geworden? Was ich darüber erfuhr, ist ungenügend. Sie saßen lange in Haft, und nach ihrer Befreiung verschwanden sie gänzlich. Der Buckelorum hatte sich hier als Meister gesetzt; allein das Glück wandte ihm den Rücken. Er kam nicht in Aufnahme. Ich gab ihm bis an sein Lebensende Verdienst, und suchte so die Unart meiner Knabenstreiche gut zu machen, und — feurige Kohlen auf des Feindes Haupt zu sammeln, was auch, wie ich glaube, nach beiden Richtungen gelang. Aus Agneschen wurde eine Wäscherin."



Princeton University Library
32101 072905555

